



Giuseppe D'Agata

**Im Schatten der
Templer**

**scanned by Ginevra
corrected by Madraxx**

Die unheilvollen Prophezeiungen von Pater Belisarios scheinen in Erfüllung zu gehen: in der Einsiedelei von San Sebastiano fängt ein Kruzifix ohne äußere Einwirkung Feuer; von einem alten Kupferstich verschwindet das Bild eines Tempels; ein junges Mädchen kommt auf ebenso grausame wie rätselhafte Weise ums Leben. Ein Thriller, in dem sich Magie und Kriminalistik, Esoterik und messerscharfe Logik in einer Folge überraschender Ereignisse verbinden.

ISBN 3-522-70820-2

Aus dem Italienischen von Sabine Brändle

© 1992 Weitbrecht Verlag in K. Thienemanns Verlag,
Umschlaggestaltung: Atelier Reichert, Stuttgart

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!

Buch

Rund um Bologna mehren sich von Tag zu Tag mysteriöse Ereignisse. Airam und Giacomo, zwei hochbegabte Studenten, die eine merkwürdige Freundschaft verbindet, beschließen, der Sache auf den Grund zu gehen. Doch je länger sie nachforschen, desto unentwirrbarer wird das Labyrinth. Was verbirgt sich hinter der „Liga der Bedrängten“? Eine humanitäre Organisation oder ein gefährlicher Geheimbund? Wer ist der dicke Professor Borghi? Ein Scharlatan oder ein geniales Medium? Was ist das für ein seltsames Kreuz, das an Bettys Brust baumelt? Ein origineller Modeschmuck oder ein magisches Kleinod?

Bei ihren Nachforschungen unterstützt sie Pater Belisario, der selbst eine abscheuliche und entsetzliche Wahrheit verbergen muß. Nur er weiß, daß all die Geschehnisse, die vordergründig nichts miteinander zu tun haben, auf subtile Weise miteinander verbunden sind, auf einer Ebene der Wirklichkeit, die mit unseren fünf Sinnen allein nicht faßbar ist. Denn die Antwort auf all die Fragen liegt weit, weit zurück in der Vergangenheit - in einer Zeit, da die Kreuzfahrer auszogen, das Morgenland für die Christenheit zu erobern...

Mit *Im Schatten der Templer* legt der italienische Erfolgsautor Giuseppe D'Agata nach dem Erfolg von *Das Medaillon der Macht* einen weiteren mystischen Thriller vor. Durch die Verknüpfung von Magie und Kriminalistik, Esoterik und messerscharfer Logik entsteht eine Folge virtuos kombinierter Ereignisse, die unsere vertrauten Vorstellungen von Wahr und Falsch, Wirklichkeit und Fiktion gehörig durcheinanderwirbeln. Eine atemberaubende Reise durch Raum und Zeit, die jede Menge Spannung garantiert.

Autor

Giuseppe D'Agata, geboren 1927, lebt in Bologna und arbeitet für das italienische Fernsehen. Seit 1960 hat er zahlreiche Romane veröffentlicht, mehrere sind für Kino oder Fernsehen verfilmt worden. Giuseppe D'Agata hat in Italien für seine Bücher zahlreiche literarische Preise erhalten. Seit Erscheinen des Romanes *Das Medaillon der Macht* ist der italienische Erfolgsautor auch bei uns einem großen Publikum bekannt.

Die Handlung vergegenwärtigt Körper und Seele der Charaktere. Nur in der Handlung können deren Körper und ihre Seelen sich wirklich offenbaren und vollenden.

R. L. Stevenson

Mit reichlicher Verspätung beantworte ich, durchlauchtigste Eminenz, Euren geschätzten Brief, denn ein Altarbild, welches, in Sonderheit wegen der zahlreichen Figuren, mir eine Fülle an Arbeit abverlangte, hat mich mehrere Monate von der Werkstatt ferngehalten; und ich muß anfügen, daß meine Helfer und Schüler sowie Lehrlinge und Gesellen zwar recht tüchtige Arbeiter sind; allein es fehlt ihnen jeder Verstand und Fleiß, um die Korrespondenz an meinen jeweiligen Aufenthaltsort zu leiten, obgleich ich ihnen diesen stets bei meiner Abwesenheit hinterlasse.

Seit einigen Jahren behandle ich, wie Ihr vielleicht wißt, die religiösen Themen immer seltener, denn man verlangt sehr nach mir als Porträtiſt; gleichwohl nehme ich recht gerne den Auftrag an, eine *Verkündigung* für Eure private Hofkapelle auszuführen. Es ist mir dies eine große Ehre, weil Pavia mir gefällt; hinzu kommt ein weiterer, sozusagen zwingender Grund, der mich veranlaßt, Eurem Ansinnen zu entsprechen; der Grund ist spiritueller Natur, und ich will versuchen, ihn genau darzulegen, auch um den Preis, dadurch dieses Schreiben in die Länge zu ziehen und Eure allergnädigste Aufmerksamkeit über Gebühr in Anspruch zu nehmen.

Die Summe, die Ihr mir bietet, ist mir mehr als recht, heiliger Herr: doch will ich Euch gleich sagen, daß ich kein Geld verlange, sondern vielmehr um eine Hilfe bitte, welche nur ein Kirchenmann Eures Ranges und Eurer Bedeutung mir zu gewähren vermag.

Es ist nun dreißig Jahre her, als 1510 gewisse Höflinge eines hohen Herrn, der unbekannt bleiben wollte, an mich herantraten, um mir den Auftrag für ein Porträt, ein Brustbild eben jenes Edelmannes, zu erteilen. Damals war auch ich noch nahezu unbekannt, ein Maler von nicht einmal achtzehn Jahren, mit großem Ehrgeiz und geringer Erfahrung. Stellt Euch nun meine Erregung vor, als ich erfuhr, daß der Lohn sich auf gut zweihundert Dukaten (in damaliger Münze!) belaufen sollte.

Natürlich war ich einverstanden, und ohne viele Umstände nahm ich die Verpflichtung zum Stillschweigen an, welche von mir gefordert. Mit meist verbundenen Augen, um meinen Gesichtssinn sowie mein Zeitgefühl zu verwirren, ward ich an einen unbekannten Ort gebracht, vor eben die Person, die ich darstellen sollte.

Es handelte sich um einen ungefähr dreißigjährigen Mann, bleich und mit feinen Gesichtszügen; er hatte das entschiedene Auftreten dessen, der zu befehlen gewohnt ist; dabei war er von ruhiger und höflicher Art. Sicherlich war er von Adel, worin ich mich bestätigt fand, als sich ein Höfling an ihn wandte und ihn aus Unachtsamkeit mit Fürst anredete. Allein seinen Namen konnte ich nicht herausfinden, ebensowenig wie den Namen des Palastes, in dem wir uns befanden.

Soviel Heimlichkeit konnte nur die Laune eines Mannes von Geblüt sein, sagte ich mir; aber am nächsten Tag, als wir in einem lichterfüllten Saal mit den Sitzungen für das Bild begannen, verursachte mir die Tracht des Edelmannes einen nicht geringen Schrecken. Ich spreche von seinem Wams! Ein solches Wams hatte ich vorher noch nie gesehen, und ich wollte, ich hätte es nie zu Gesicht bekommen!

Auf der Brust war ein rundes Labyrinth eingestickt, während die Ärmel des prächtigen Umhangs mit weiteren runden Stickereien übersät waren. Viele Jahre später erfuhr ich, daß diese kleineren Stickereien die Knoten Salomons sind, Symbole für den göttlichen Willen, welche nur wenige Erwählte zu deuten vermögen.

Der Edelmann aber achtete nicht auf meine Verwunderung und gab mir ein Zeichen zu beginnen. Mein Blick fiel wieder und wieder auf das Labyrinth und die Knoten; die Arbeit ging jedoch rasch voran, begünstigt auch von der Fähigkeit des Edelmannes, stundenlang in einer Pose zu verharren, ohne sich zu regen, sowie von dem Schweigen, das keiner von uns brach. Jedenfalls war das Porträt nach wenigen Tagen fertiggestellt. Ich

erhielt den vereinbarten Lohn, und auf dieselbe Weise wie beim Hinweg führte man mich nach Hause zurück.

Damit, durchlauchtigste Eminenz, komme ich zum Schluß und hoffe, mich mit meinen armseligen Worten verständlich machen zu können.

Meine Verleumder - jene Maler, die ich Freunde nennen sollte - verbreiten nämlich das Gerücht, daß meine Malerei, obzwar elegant und gefällig, nicht aus persönlicher Eingebung röhre, sondern von zwei Richtungen beeinflußt sei, einer lombardisch-cremonesischen und einer venetischen. Ich habe lange versucht, solch üble Nachrede zu widerlegen; im Laufe der Zeit mußte ich freilich eingestehen, daß wohl etwas Wahres daran sei, und vielleicht habe ich mich deswegen zu einem großen Teile auf die Porträtkunst verlegt.

Sofern nämlich die Eingebung aus der Seele kommt, wovon ich zutiefst überzeugt, habe ich keine bestimmte Eingebung, weil ich keine Seele habe. Meine Seele, das will ich jederzeit beschwören, sitzt in jenem Labyrinth gefangen, welches sich auf der Brust des unbekannten Edelmannes befand; er hat mir meine Seele genommen.

Versteht Ihr nun, hochverehrter Monsignore? Ihr werdet Eure *Verkündigung* erhalten; aber um der Liebe Christi willen setzt all Eure Mittel daran, Eure Gebete und Eure Exorzismen, damit ich meine Seele zurückbekomme. Ich will sie ja gar nicht wegen der Malerei; aber was soll aus mir werden, wenn ich dereinst vor Gottes Stuhl treten muß? Unterdessen erflehe ich Euren heiligen Segen.

Bartolomeo Veneto, im Jahre des Herrn 1540

I

«... Christus, Lamm Gottes, das Du geopfert warst zum Heile der Welt, erbarme Dich meiner. Lamm Gottes, das Du errettet hast die Schar Deiner Gläubigen, gib mir ewigen Frieden, im Leben und im Tod. Amen.»

Der junge Mann beschloß das Gebet, das Papst Leo III. in seiner Bittgebetssammlung, dem *Enchiridion*, für den Sonntag vorgesehen hatte, bekreuzigte sich und stand auf, wobei er noch einen letzten Blick auf das kostbare Madonnenbildnis warf, vor dem er wie fast immer gebetet hatte. Es war ein kleines, echt byzantinisches Gemälde, das an der Wand seines Zimmers hing, wie überhaupt alle Räume seiner ebenso luxuriösen wie kargen Wohnung mit Bildern geschmückt waren.

Es war Sonntag, und zugleich der erste Tag des Jahres 1989, eines Jahres, das - so meinte jedenfalls Pater Belisario - ein höchst denkwürdiges Jahr werden würde, voller aufrüttelnder Wunderzeichen und unwiderruflicher Schicksalsfügungen. Aber für Giacomo Ricci (noch keine neunzehn Jahre alt, von überaus großer, schlanker Gestalt, mit einem auffallend blassen und noch bartlosen Gesicht, dessen feingeschnittene Züge Sicherheit und Entschlossenheit verrieten) war es ein Tag so gewöhnlich wie jeder andere; oder vielmehr so außergewöhnlich, wie jeder Tag für die wenigen höheren und besonderen - und, warum nicht, privilegierten - Wesen es einer ist, die ohne den Stachel und das Joch des Kalenders leben dürfen. Und Giacomo betrachtete sich, von der Seele bis hin zur äußersten Erscheinung, durchaus als ein bemerkenswertes Exemplar einer auserwählten Spezies, die unmittelbar in der göttlichen Vorsehung ihren Ursprung hatte - dies behauptete jedenfalls Pater Belisario, wenn auch vielleicht mit etwas übertriebener Entschiedenheit. Jedenfalls rührte daher die peinliche Sorgfalt, die der junge Mann auf die kleinste Äußerlichkeit verwandte: zum Beispiel

das extrem kurze, im Nacken hochgeschorene Haar, seine Vorliebe für Hüte und schlichte, aber erlesene Kleidung, die an die dreißiger Jahre erinnerte. Kurz: offensichtlich wollte er sich von seinen Altersgenossen unterscheiden und trug dies nachdrücklich zur Schau.

Er trat an das Fenster, das auf den kleinen Platz vor der uralten Basilika San Stefano hinausging. Es war fast niemand unterwegs, ein Zeichen dafür, daß der sich wie eine Seuche verbreiteten Unsitte, den Beginn des neuen Jahres durch langes Aufbleiben um jeden Preis zu feiern, wieder einmal eifrig gefrönt worden war. Die Leute schliefen noch. Nur wenige Passanten eilten durch die Straße; sie gingen im Freien statt im Schatten der Bogengänge, da das Sonnenlicht bereits den Wintermorgen durchdrang.

Bologna schläft, dachte Giacomo; es schlief im wahrsten Sinne des Wortes.

Er hatte in der vergangenen Nacht an einem privaten Fest teilgenommen. Allerdings in bewußter Passivität, immer in gebührendem Abstand von den Zentren überschäumender Fröhlichkeit (diese lächerlichen Papierhüte, diese albernen Kindertrompeten und die lästigen Papierschlangen), die im Palazzo Ghiberti unaufhörlich von einem herrschaftlichen Salon in den anderen geschwappat waren.

Die junge Contessa Mona Ghiberti, ein Sproß aus altem toskanischem Adel, hatte alles organisiert. Durchaus mit Erfolg, was die Speisen und Getränke betraf. Mit geringerem Erfolg allerdings - obwohl nicht durch eigene Schuld, da man schließlich kein Fest ohne Gäste veranstalten kann -, was das Publikum anging. Hier wurde vor Giacomas verächtlichen Blicken offenbar, daß das Niveau der Anwesenden nur mäßig war und daß die scheinbar respektablen Namen und Kleider dieser Vertreter von Adel und Großbürgertum aus ganz Italien ihre geistige und seelische Banalität und Leere nur schlecht verbergen konnten. Und die Frauen, vor allem die jüngeren, von

der Mode mit den fahlen Farben des Todes herausgeputzt, fand Giacomo nur abstoßend und widerwärtig.

Ohne sein Champagnerglas abzustellen, ging der junge Mann weiter und fragte sich, ob er nicht zu vorschnell und zu kleinlich urteilte. Auf jeden Fall urteilte er ohne Erbarmen, und das bereitete ihm weder Reue noch Zweifel. Bei seiner ganzen Erziehung und Bildung, die entschieden nach Höherem strebte, nach jener Überlegenheit, die unerlässlich ist für das Ideal der Perfektion, blieb kein Raum für Nachsicht, für Rechtfertigungen, für Vergleiche und Kompromisse. Er hatte etwas gegen diese Gefühle, die Liebe, Solidarität, Brüderlichkeit und Respekt vortäuschten und in Wahrheit doch nur Eifersucht, Neid, Egoismus, Rivalität und Machtgier waren, die Plagen und eitrigen Wunden, die Seele und Körper der Menschheit befallen hatten.

Gegen alles Beleidigende, gegen alles Verletzende beschwore Giacomo Pflicht und Strenge herauf, wieder und wieder, eine Formel, die für ihn zu einer Art Stoßgebet geworden war. Strenge als Pflicht: gegen die leichtfertige Inflation von Freischeinen für Ehrenhaftigkeit und Rechtgläubigkeit, ja sogar für Intelligenz, die in Wirklichkeit doch ein ganz seltenes Gut ist. Gegen das unerträgliche, gleichmacherische und aggressive Wuchern der Mittelmäßigkeit.

«Ciao, gestrenger Meister», sagte jemand neben ihm.

Giacomo, der die Stimme sofort erkannt hatte, drehte sich um und setzte eine ernste Miene auf.

«Ciao, Airam. Ich dachte, du würdest die selige Einsamkeit deiner Klause genießen. Und jetzt bist auch du hier gelandet.»

«Ich wußte, daß du hier sein würdest.»

Sie berührten einander leicht an der Schulter. Eine nur angedeutete Geste, die jedoch eine aufrichtige und gegenseitige Sympathie ausdrückte. Airam Vincipane war genauso alt wie Giacomo, und ein Blick genügte, um zu sehen, daß sie aus

demselben Holz geschnitzt waren. Mit einem großen Unterschied jedoch: die Haare. Giacomas waren blond und glatt, Airams schwarz und lockig.

Einige Augenblicke lang sahen sie sich an, ohne das Fest um sie herum überhaupt noch zu registrieren. Endlich sagte Airam: «Ich beobachte dich schon eine Weile, wie du die anderen betrachtest.»

«Ach ja?»

«Ja, gestrenger Meister.»

«Hör auf, mich so zu nennen.» In seinen Worten lag weder Vorwurf noch Ärger, eher ein Anflug von Genugtuung.

«Wie du willst, Giacomo Ricci. Das ändert aber nichts an der Tatsache, daß um uns herum, wäre dein Blick ein Feuerstrahl, Massen von Verbrannten niedersinken würden.»

Sie lachten.

«Was du empfindest, ist nicht Haß - ein Gefühl, das ich nicht teilen könnte», fuhr Airam fort. «Es ist Verachtung, reine Verachtung. Darum beneide ich dich von all deinen Fähigkeiten am meisten.»

«Aber die empfindest du doch auch.»

«Ich bin noch Anfänger.»

«Wenn du dich anstrengst, wirst du schnell lernen. Das Zeug dazu hast du.»

Airam schüttelte den Kopf und sah seinen Freund eindringlich an. «Zum Auserwählten wird man nicht.»

Giacomo änderte den Ton: «Nun, Signor Vincipane, sagen Sie mir, wie Sie es anstellen, den überall lauernden Fallen der Mittelmäßigkeit zu entgehen.»

Der andere nahm die Haltung eines Schülers ein, der gerade seine Lektion aufsagt. «Im täglichen Leben, im Alltag, kann ich mich mit wenigen Vorkehrungen aus allem heraushalten.»

Giacomo nickte und setzte das seltsame Spiel fort: «Gut, worauf warten Sie, Signor Vincipane? Sie haben genau sechzig Sekunden. Jede weitere Sekunde wird vom Endergebnis abgezogen.»

«Das ist schnell gesagt. Es reicht, wenn ich ausweiche, das Gesprächsthema wechsle oder besser noch die Straßenseite, nicht grüße und nicht antworte, wobei ich Zerstreuung oder Konzentration vortäusche. Ich muß nur so tun, als würde ich zuhören, Dinge versprechen, die ich nie halten werde - und dabei ist mein Geist weit entfernt, in reinen und unnahbaren Sphären.» Der scheinbare Schüler machte eine wirkliche Atempause. «Habe ich die Lektion gut gelernt, Herr Professor? Ich glaube, ich habe eine Auszeichnung verdient und auch ein akademisches Bonbon.»

Giacomo lächelte, aber Airams Gesicht wurde mit einem Mal ernst. Er drehte sich um zu dem Salon, wo mit dem Näherrücken der Mitternacht auch die Fröhlichkeit zunahm, und ohne jemanden anzusehen, nicht einmal seinen Freund, sprach er langsam und jede einzelne Silbe betonend: «Und aufgrund des eben Gesagten verpflichte ich mich, alle meine Kräfte zu dem Zweck einzusetzen, daß die Ordnung, die in der Qualität ihren Ursprung hat, über die Ungenauigkeit und damit über die Ungerechtigkeit siegt. Ich werde dafür kämpfen, daß die Hierarchie des Verdiensts wieder die angemessene und fruchtbare Ungleichheit herstellt zwischen denen, die wissen, und denen, die nicht wissen; zwischen denen, die sind, und denen, die nicht sind.»

Ein Druck auf seinen Arm holte Airam in die Wirklichkeit zurück. Giacomo betrachtete ihn mit gespannter Aufmerksamkeit.

«Das sind doch deine Gedanken, oder?» bedrängte Airam ihn. «Gib's zu, gestrenger Meister, daß ich deine Gedanken erraten habe.»

Giacomo ließ ihn stehen und kam gleich darauf mit einer noch verschlossenen Flasche Champagner zurück.

«Komm, wir gehen.»

«Willst du nicht bis Mitternacht warten? Es dauert nicht mehr lang.»

«Wir feiern zu zweit.»

Airam deutete auf eine Gruppe junger Leute, besonders auf ein schönes, sehr elegantes Mädchen. «Aber da ist Anna. Läßt du sie allein hier?»

Giacomos Augen funkelten amüsiert. «Hast du das Gefühl, sie ist allein? Oder möchtest du hierbleiben und ihr Gesellschaft leisten?»

Airam lächelte, ebenso Giacomo. Für einen Moment tauchte in ihren Gedanken wieder die Erinnerung an eine merkwürdige Begebenheit auf, die ihnen beiden passiert war und die sie eben wegen Anna zu Gegnern gemacht hatte. Es war erst vor kurzem gewesen, aber es schien ihnen eine längst vergangene Zeit.

«Sollen wir etwa gehen, ohne uns zu verabschieden?» Während Giacomo sprach, stellte er die Flasche in eine Ecke, wo sie nicht umgeworfen werden konnte.

Airam verstand sofort.

«Ein so schönes Fest verdient unseren aufrichtigen Dank.»

«Die häßlichen Dinge des alten Jahres müssen zerstört werden», pflichtete Giacomo ihm bei. «Das bringt Glück. Das wissen die hier nur nicht.»

Und sofort begannen sie, so kaltblütig, so sorgfältig und methodisch, daß es wie einstudiert wirkte, Tische und Stühle, Gläser und Tabletts durcheinander zu werfen, umzukippen, zu zerstören - alles, was sich in ihrer Reichweite befand.

Angesichts des schamlosen, ebenso verächtlichen wie liebenswürdigen Lächelns, mit dem die beiden jungen Männer zu Werke gingen, fühlte sich niemand imstande zu reagieren,

trat niemand vor, um sie aufzuhalten. Nur Anna machte ein paar Schritte auf sie zu, dann gab sie auf und schüttelte mehr bewundernd als ungläubig den Kopf. Die beiden verblüfften sie immer wieder, und in ihrem tiefsten Innern konnte sie die exzentrischen, scheinbar vollkommen willkürlichen Verrücktheiten der zwei nicht einmal mißbilligen.

Mit einem Mal beruhigten die beiden sich und gaben so zu erkennen, daß sie keineswegs betrunken waren. Giacomo holte in aller Ruhe seine Flasche. Endlich verließen sie, lachend vor Vergnügen, den Palazzo Ghiberti.

Wenig später, als in den Häusern und Straßen die Böllerschüsse krachten und die Glückwünsche zum Neuen Jahr ertönten, entkorkten die zwei Freunde den Champagner, lehnten sich in einem Bogengang an eine Säule und tranken in langen Zügen. Dann wanderten sie durch die engen Straßen der Innenstadt. Die Nacht war nicht eisig, und obwohl auf den Kreuzungen ein kalter Wind wehte, beschleunigten sie ihren gemächlichen Schritt nicht.

Zuerst sprachen sie über ihr Studium - sie waren beide an der geisteswissenschaftlichen Fakultät eingeschrieben -, insbesondere über die Seminare, die sie belegen wollten, um im Juni zu den ersten Prüfungen anzutreten. Sie hatten unterschiedliche Seminare gewählt, und die hitzige Debatte darüber hatte nur zu dem Ergebnis geführt, daß ihre Studienpläne noch weiter voneinander abwichen. Opfer ihres Stolzes und ihrer Dickköpfigkeit, mußten sie sich eingestehen, daß sie nicht gemeinsam studieren konnten, obwohl dies in Wirklichkeit ihrer beider Wunsch war.

Sie schlenderten gerade durch die Straßen und Gassen des ehemaligen Ghettos, eines Teils der Altstadt in der Nähe der beiden Schiefen Türme, als Giacomo plötzlich mitten auf der Via dei Giudei stehenblieb.

«Schau her, Vincipane, hier kannst du sehen, wie schwer es

ist, den Willen Gottes zu begreifen.»

Airam blickte sich um. Aber er sah nur baufällige Häuser und Hütten.

«Du bist noch nicht so lange in der Stadt», fuhr Giacomo fort, «und weißt vielleicht nicht, daß genau hier, wo wir jetzt sind, früher einmal das Ghetto war.»

«Das jüdische Ghetto?»

Giacomo nickte. «Es war zwar ziemlich klein im Vergleich zu denen in größeren Städten der Diaspora. Und doch gab es so etwas im hochzivilisierten Bologna, der Wiege des Rechts und der Toleranz.» Er lachte. «Allerdings gab es hier auch viele sogenannte ‹tolerante› Häuser mit ebensolchen Damen.»

«Gut, aber ich verstehe nicht, was das mit Gottes Willen zu tun hat.»

«Und ob das was damit zu tun hat! Du mußt nur die Güte haben, mir andachtsvoll dein Ohr zu leihen.»

«So sprich denn, gestrenger Meister. Deine Worte sind himmlische Gesänge in meinen Ohren.»

Unberührt von der Ironie seines Freundes erklärte Giacomo: «Oft, wenn ich durch diese Straßen ging, habe ich mich gefragt, ob der Gott Israels, indem er seine Gläubigen in die Ghettos zwang, nicht eher ihre Geschlossenheit und Zusammengehörigkeit sicherstellen wollte, als sie zu strafen oder demütigen. Verstehst du, was ich meine? Das Ghetto erforderte ein enges Zusammenleben und war eine unüberwindliche Schranke gegen die Verschmelzung mit den Bürgern der Stadt.»

Airam hatte interessiert zugehört. Schließlich sagte er: «Dann gehören auch die Vernichtungslager zu den Plänen Gottes.»

«Das ist die positive Funktion des Teufels. Positiv gegen seinen eigenen Willen. Wenn der Glaube nicht auf die Probe gestellt wird, wie können wir ihn dann ermessen und in jedem

Augenblick bezeugen?»

«Das würde ja heißen, daß man den Teufel um Hilfe bitten soll, wenn man seinen Glauben stärken will.»

«Pater Belisario ist überzeugt, daß dieses Jahr das Jahr des Teufels sein wird. Glaubst du, daß es zwei Teufel gibt, einen westlichen und einen östlichen?» Giacomo wartete die Antwort seines Freundes nicht ab. «Die Rede ist von einer gewaltigen Liquidation, dem Ausverkauf zahlloser Seelen im Osten. Die östlichen Teufel werden sie den westlichen zu Schleuderpreisen überlassen.»

Airam lachte. «Also zum offiziellen Wechselkurs...»

«Du meinst, zum infernalischen Wechselkurs...»

«Zum infernalischen Wechselkurs werden sie nicht sehr hoch gehandelt.»

«Aber absolut gesehen, Stück für Stück, können sie mehr wert sein als die anderen. - Wer weiß», bemerkte er lakonisch, um das Thema zu beenden. «Wir werden ja sehen.»

Airam brannte vor Begierde, mehr über Pater Belisario und seine Aktivitäten zu erfahren, in die Giacomo verwickelt war, aber er beherrschte sich. Auch in der Freundschaft ist Diskretion eine Tugend.

Keiner der beiden wollte, daß diese Nacht zu Ende ging. Irgend etwas Aufregendes konnte noch passieren, und daß es ihnen passierte, war sehr leicht möglich, ja, beinahe logisch.

II

Die Nacht ging bei Giacomo zu Hause weiter.

Obwohl der kleine Palazzo architektonisch durchaus etwas Besonderes darstellte, schien er sich den anderen Häusern anpassen zu wollen, die mit den Bogengängen auf beiden Seiten die Via Santo Stefano bildeten, eine der uralten Verkehrsadern der Stadt Bologna, die das Zentrum strahlenförmig mit den Außenbezirken verbinden.

Trotz verschiedener Umbauten und Übermalungen (zuletzt im sogenannten Bologneser Rot, das die lokalen Historiker und Städteplaner nicht müde werden zu rühmen) bewahrte das Gebäude die schnörkellose Linienführung der Architektur der ausgehenden Renaissance, besonders deutlich bei den Fenstern, die auf einen von der Straße nicht sichtbaren, bezaubernden Garten gingen.

Während sie die Treppen zu Giacomas Wohnung hinaufstiegen, fragte Airam: «Wer ist bei dir zu Hause?»

«Vielleicht mein Vater, vielleicht auch niemand.»

Als sie eintraten, umgab sie das gedämpfte, farbige Licht eines venezianischen Kronleuchters. Das Gewirr der geschliffenen Glasstücke funkelte prachtvoll, doch gab es nicht soviel Licht, daß es die dunklen Ecken des Vorraums erleuchtet hätte und auch nicht die Person, die respektvoll in diesem Abseits verharzte.

Sehr leise, aber dennoch fest und sicher ließ sich eine Stimme vernehmen.

«Benötigen Sie etwas, Signorino Giacomo?»

Als Giacomo antwortete, konnte Airam eine lange, hagere Gestalt neben einem dichten Vorhang erkennen.

«Ich mache das schon, Anselmo. Gehen Sie ruhig wieder

schlafen.»

«Danke. Aber ich habe gar nicht geschlafen.»

«Ich verstehe», sagte Giacomo, während er Hut und Mantel auf einer Bank ablegte. «Sie wollten auch Silvester feiern.»

«Oh nein, Signorino Giacomo. Tag oder Nacht, Wachen oder Schlafen sind für mich eins. Was Silvester betrifft, so habe ich schon vor langer Zeit aufgehört, diesen Tag zu feiern. Aber früher war ich auf jedem Ball - so sagte man damals - im Theater am Corso, nicht weit von hier. Das Vergnügen ging bis zur völligen Erschöpfung, vielleicht weil wir alle, Männer und Frauen, das Gefühl hatten, dieser Ball könnte der letzte sein und danach würde nichts mehr so sein wie vorher.»

«Und das Theater?»

«Es wurde im Krieg von Bomben zerstört und nie wieder aufgebaut.» Der Mann hüstelte. «Verzeihen Sie diese unnützen Erinnerungen, Signorino.»

«Mein Vater?»

«Den Signore habe ich seit zwei Tagen nicht mehr gesehen. Er muß verreist sein.»

Müßig die Frage, wohin. Anselmo hätte es auch dann nicht gesagt, wenn er es gewußt hätte. Der alte Diener nahm Airam Hut und Mantel ab und verschwand lautlos.

Airam Vincipane, der zum ersten Mal dieses Haus betrat, war ein bißchen eingeschüchtert von der hier waltenden Strenge, und obwohl er sich nichts anmerken ließ, war er auf der Hut, als ob er jeden Moment mit weiteren geheimnisvollen Erscheinungen rechnete.

Und in der Tat: Das Musikzimmer, in dem ein einsamer Flügel stand, ein wundervoller Bechstein, wurde von einer bleichen Frauengestalt beherrscht. In einem schweren Rahmen hing das lebensgroße Bild einer jungen Frau in der Pose einer Matrone. Wie das ganze Gemälde war auch das Gesicht aus sich

überkreuzenden, groben und dicken Pinselstrichen gezeichnet. Dennoch war eine frappierende Ähnlichkeit mit Giacomas Zügen zu erkennen.

«Ich weiß nicht, von wem es ist. Moderne Kunst», sagte der junge Mann mit einem Anflug von Überheblichkeit, während sein Freund sich an den Flügel setzte.

«Ja, spiel was.»

Airam öffnete den Deckel und schien sich dabei ganz auf das Gesicht der Frau auf dem Gemälde zu konzentrieren. Dann hob er die Hände und berührte sanft die Tasten.

Die tiefen Schwingungen der unteren Oktaven, die seine Linke beharrlich anschlug, erfüllten den Raum. Giacomo, noch blasser als sonst, unterbrach ihn mit einer Handbewegung.

«Warum... warum ausgerechnet diese Musik?»

Es war der Klavierauszug von Rachmaninows *Toteninsel*, eine erlesene Komposition.

Airam hörte auf zu spielen und blieb abwartend sitzen.

«Warum gerade dieses Stück?» wollte Giacomo wissen.

«Ich weiß nicht. Weil ich es zur Zeit einstudiere. Weil der Anfang leicht ist. Aber ich weiß: sie hat es gespielt. - Immer.»

Giacomo warf einen Blick zu dem Porträt hinüber.

«Elisa, meine Mutter, hat es immer wieder gespielt.»

«Eine eindrucksvolle, zauberhafte Musik», sagte Airam, um die plötzlich enorm gestiegene Spannung etwas zu verringern. «Entschuldige, Giacomo, wann ist sie fort... ich meine, wann ist sie gestorben?»

«Sie ist fortgegangen, das hast du ganz richtig ausgedrückt. Vor ungefähr zehn Jahren ist sie gestorben.»

«Du mußt nicht darüber sprechen, wenn dir nicht danach zumute ist.»

«Es war ein Unfall. Ihr Auto ist bei Regen ins Schleudern

geraten und mit einem Lieferwagen zusammengestoßen, der dünne Rohre geladen hatte. Eines dieser Rohre hat sie durch die Windschutzscheibe getroffen und ihr den Brustkorb durchbohrt.» Giacomo sprach ganz unbeteiligt. «Dieser Rachmaninow hat sie getötet.»

«Woher willst du das wissen?»

«Ich saß in jener Nacht neben ihr. Sie hörte gerade eine Kassette, als das Band - es war eben die *Toteninsel* - plötzlich steckenblieb. Sie wollte es wieder in Ordnung bringen und hat dabei die Gewalt über das Auto verloren.»

Airam klappte den Deckel des Flügels eine Spur zu hart zu.

«Du hattest sie wohl sehr gern?»

«Nein», sagte Giacomo, ohne zu zögern.

Airam, der auf eine so unumwundene Ablehnung nicht gefaßt war, drehte sich mit einem Ruck zu dem Freund um. «Du kannst ihr nicht verzeihen, daß sie dich so früh allein gelassen hat.»

«Sie war für mich immer eine Fremde», erklärte Giacomo. «Obwohl ich damals noch klein war, kann ich mich gut daran erinnern, daß ich sie oft ansah und mich fragte, wer sie eigentlich ist und was sie mit meinem Leben zu tun hat.» Er zwang sich zu einem Lächeln. «Die Geschichten vom Unterbewußtsein können wir getrost denen überlassen, die damit Geld verdienen. Das sind die einzigen, die noch Spaß daran haben.»

Signore Ricci, Giacomas Vater, war von Beruf Kunsthändler, und das blieb nicht ohne Auswirkungen. Die riesige Wohnung in der Via Santo Stefano glich einem Museum. Das Interieur erwies sich bei genauerem Hinsehen zwar nicht als besonders ausgesucht, aber es war ohne Frage imponierend. Unwillkürlich gab man acht, wohin man seinen Fuß in den Zimmerfluchten setzte, und ging beinahe auf Zehenspitzen über den sorgfältig gebohnerten, antiken Boden.

Giacomos Zimmer bildete eine Ausnahme.

Strenge und Ordnung ließen hier einiges zu wünschen übrig. Ein Plüschbär saß da zwischen Tennisschlägern und Bällen, Bücher lagen wahllos gestapelt neben Schallplatten und Kassetten, dazwischen Boxhandschuhe und ein Gewirr von Degen, Schwertern, Säbeln und Streitäxten. Ein breites Bett aus Messing nahm den größten Teil des Raumes ein, der ganz offensichtlich die Behausung eines jungen Mannes war, in dem Kindheit und Jugend nebeneinander fortlebten.

Giacomo ging hinaus, um Getränke zu holen. Airam kniff wegen der spärlichen Beleuchtung die Augen zusammen und blickte sich forschend um.

Wenn man Giacomas Worten Glauben schenken wollte - in seinen hochfliegenden Predigten, an die Airam sich allmählich gewöhnte -, dann war die schnell vergängliche und mit allen Mitteln erzwungene Technik der Entwicklung des Geistes im Weg und somit zu einem guten Teil verantwortlich für die am meisten verbreiteten Untugenden wie Habgier, Egoismus, Neid und Korruption. Airam mußte deshalb lächeln, als sein Blick auf ein Fernsehgerät und ein Telefon fiel. Er schaltete den Fernseher an, doch der Bildschirm blieb dunkel; er hob den Hörer vom Telefon, hörte aber keinen Ton. Die Geräte waren nicht in Betrieb.

Er mußte schallend lachen und suchte nach einem Einfall, um die kindliche, aber rigorose Konsequenz seines Freundes irgendwie zu feiern, ebenso wie er diese märchenhafte Nacht feiern wollte, die so vieles versprach und auch hielt.

Am besten mit Feuer, sagte er sich, als er einen großen Kandelaber sah. Er war aus feinziisiertem Eisen und sah aus, als ob er antik sei. Airam zählte die Arme: es waren neun, wer weiß, warum. Vielleicht gab es keinen Grund außer den ästhetischen Ansprüchen des Künstlers, der ihn geschaffen hatte. Diese Ansprüche waren jedoch recht hoch, denn jeder Arm

stellte die würdevolle Figur eines mittelalterlichen Kriegers dar, frontal gesehen, mit Helm und Rüstung, die Hände auf ein bis zur Brust reichendes Schwert gestützt. Ihre kurzen Mäntel wiesen sie als Ritter aus, aber alle trugen auf der Brust, über dem Herzen, ein römisches Kreuz. Airam bemerkte, wie fein die Figuren gearbeitet waren, da sich jede von den anderen unterschied.

Aber auf keinem Arm war eine Kerze aufgesteckt, nirgends war eine Spur von Wachs zu sehen. Die Kerzen lagen daneben. Airam nahm eine, und ohne sie in den Leuchter zu stellen, zündete er sie an.

Genau in diesem Augenblick geschah etwas Außergewöhnliches in der bescheidenen Kapelle der Einsiedelei San Sebastiano draußen vor der Porta Castiglione, einige Kilometer von Giacomas Haus entfernt.

Die Spitze eines großen Kruzifixes aus Holz mit einem düsteren, hageren, ebenfalls aus Holz geschnitzten Christus fing plötzlich Feuer. Die anfangs noch schwache und bläuliche Flamme wurde rasch kräftiger, und bald näherte sich der Brand bedrohlich dem Christuskopf.

Pater Belisario allerdings ließ sich durch dieses Ereignis nicht weiter überraschen. Er kniete vor dem kleinen Altar, über dem das Kruzifix hing, und war in diesem Augenblick, gegen drei Uhr nachts, gerade in sein Gebet und die frühmorgendliche Meditation versunken.

Er hob die Augen unter den buschigen Brauen zu den Flammen empor und dachte, daß die Zeichen für die Besonderheit des Jahres 1989, die er bisher nur undeutlich wahrgenommen hatte, sich offenbar schon bestätigten. Zu früh? Früh war ein Begriff aus einer Zeitlichkeit, die Seinen Plänen fremd war, denn Er war von Zeit völlig losgelöst. Diese Betrachtung weckte in Pater Belisario eine gewisse Ehrfurcht, aber gleichzeitig auch Stolz und Befriedigung darüber, in diese

unerforschlichen Pläne auf irgendeine Weise einbezogen zu sein. Er beugte seine kleine und magere Gestalt noch tiefer über den Betstuhl und begann, Psalm einunddreißig zu rezitieren. Dieser Psalm hilft demjenigen, der ein magisches Geheimnis hat, um dessen Entdeckung er fürchtet.

«Beati quorum remissae sunt iniquitates...»

Der nächste Blick auf das Kruzifix erfüllte ihn mit Bestürzung. Der Brand hatte nun das Antlitz des Christus erfaßt, dessen Züge sich jedoch auf seltsame Weise verwandelt hatten. Sie sahen aus wie die des jungen Giacomo Ricci...

Eben dieser Giacomo betrat im selben Augenblick sein Zimmer mit einer Flasche Whisky im Arm. Er sah die Kerze in Airams Hand und blies sie sofort aus.

Im selben Moment erlosch auch die Flamme auf Pater Belisarios Kruzifix. Das Kreuz und der Christus, der wieder sein gewohntes Gesicht hatte, zeigten keinerlei Spuren des Feuers.

Giacomo fuhr seinen Freund barsch an.

«Diese Kerzen dürfen nur am zweiten November angezündet werden, an Allerseelen.»

«Warum denn das?»

«Sie leuchten für die Seelen der Verstorbenen. Wenn man eine Kerze zu einem anderen Zweck anzündet, verbrennt eine Seele. Und es gibt nur einen Ort, wo die Seelen verbrennen.»

Mittlerweile hatte er den Whisky eingegossen, auf großzügige Weise, denn die Gläser waren riesig.

«Im Ernst, Giacomo, warum trinkst du so gern?»

«Ich trinke nicht gern, ich möchte nur lernen, mich unter Kontrolle zu haben.»

Sie tranken und zogen Grimassen - der Whisky war sehr stark.

Airam fragte: *«Und was bedeuten dir die Frauen? Ist es mit ihnen dasselbe wie mit dem Trinken?»*

«Weshalb, für dich etwa nicht?»

«Ich bewundere sie nicht und ich verachte sie nicht, das ist alles.»

«Trotzdem bist du noch Jungfrau», sagte Giacomo und schlug ihm freundschaftlich auf die Schulter. «Gib's ruhig zu. Der erste Tag des Jahres ist der Tag der Geständnisse und der guten Vorsätze.»

«Bisher hat mir immer die richtige Frau oder die richtige Gelegenheit gefehlt», gestand Airam und wurde rot. «Und du, gehst du mit Anna ins Bett?»

Giacomo lächelte vieldeutig.

«Aber sie ist deine Freundin, deine Verlobte...»

«Natürlich hab ich's getan. Um zu lernen, wie es geht.»

«Aber du tust es immer noch.»

«Sie weiß ziemlich viel über Sex. Auf jeden Fall mehr als wir beide.» Giacomo füllte erneut die Gläser, dann wies er mit dem Finger auf Airam. «Und du, stilles Wasser, was hast du mit Anna gehabt?»

«Nichts, und das weißt du genau.»

«Einverstanden, ich glaube dir.»

«Kann ich dir etwas anvertrauen?»

«Ich habe doch gesagt, heute ist der Tag der Geständnisse. Also?»

Der Whisky tat seine Wirkung. Beide sprachen mit schwerer Zunge.

«Wenn nicht ausgerechnet du im Spiel gewesen wärst, hätte Anna sich mit mir eingelassen.»

«Wieso bist du da so sicher, Vincipane?»

«So etwas bekommt man mit, das fühlt man.»

Ganz aus dem Häuschen, vollführte Giacomo mit großen und unsicheren Schritten eine Art improvisierten Tanz, wobei er sein

Glas wie eine Tänzerin schwenkte. «Hier kommt der Eroberer! Der Herzensbrecher, der klugerweise... selbst noch unberührt ist!»

Sie brachen lauthals in Gelächter aus, stießen und pufften sich, warfen Gegenstände um. Plötzlich kamen sie auf die Idee, sich im Duell zu messen, Schwert (Giacomo) gegen Krummsäbel (Airam), aber nach ein paar unbeholfenen Hieben streckten sie die Waffen und ließen sich erschöpft auf Giacomas Bett fallen.

Dieser sagte auf einmal: «Geständnis gegen Geständnis. Ich will dir etwas sagen: ich werde sie verlassen.»

«Wen?»

«Anna.»

«Und... wieso?»

Giacomo machte eine vage Handbewegung.

«Einfach so. Es ist Zeitverschwendung. Mir ist klargeworden, daß ich ohne weiteres auf sie verzichten kann.»

«Ich dachte, du wärest in sie verliebt.»

«Das dachte ich auch. Wenn dir also danach ist, nur vorwärts - der Weg ist frei.»

«Das fällt mir nicht im Traum ein.»

Inzwischen hatte sich Pater Belisario nach langem Nachdenken zum Handeln entschlossen. Er ging über einen Korridor, der zu ein paar Zellen führte, in denen nur solche Mönche lebten, die nicht mehr mit der Welt oder ihren Mitbrüdern in Kontakt treten wollten, sondern ausschließlich und direkt mit Gott.

Pater Belisario ging nicht bis zu den Einsiedlern, sondern blieb vor einer alten Tür mit Eisenbeschlägen und einem dicken Riegel stehen. Er zögerte, als könne er sich nicht entscheiden, sie zu öffnen.

Er war ein Dominikanerprediger von ungefähr sechzig Jahren.

Der dichte weiße Bart verriet das Alter, aber unter dem buschigen Dach der Augenbrauen spiegelten die Blicke der lebhaften und flinken Augen eine jugendliche Intelligenz wider. Seine Entschlossenheit, sein Wille, sein durch viele Taten bewiesener Glaube hatten es ihm ermöglicht, innerhalb des Dominikanerordens eine unabhängige Position zu erreichen, die nicht einmal sein höchster Vorgesetzter, der General, anzutasten wagte.

Er zögerte, denn was er vorhatte, gehörte zu den Dingen, die schwierig zu beurteilen sind und bei einer oberflächlichen Betrachtung tadelnswert und verwerflich erscheinen. Es war ihm bewußt, daß er nicht nur die Ordensregel aufs Spiel setzte, sondern die Doktrin an sich, von der sich die Ordensregel ableitete - ein kodifizierter Komplex von Begriffen und Glaubensätzen, geprägt von den Kirchenvätern, von Generationen von Theologen, von Enzykliken und päpstlichen Bullen, von Kapiteln, Konzilen und Enklaven. Jenseits dieser alten Tür, jenseits der verrosteten Angeln, die noch tadellos hielten, wartete eine abscheuliche und schreckliche Wahrheit, die in ihrem strenggehüteten Dunkel versunken bleiben mußte.

Wie lange schon, Monate oder Jahre, hatte er diese Schwelle nicht mehr überschritten? Er steckte den Schlüssel ins Schloß, öffnete die Tür und ging die steinernen Stufen hinunter, die nur wenige Füße je betreten hatten. Es war mindestens dreißig Jahre her, so erinnerte er sich, seit er in Begleitung des Dämonologen Felicino diesen Abstieg zum ersten Mal angetreten hatte. Dieser Mitbruder galt als ‹ein wenig bizarr› - vorsichtig ausgedrückt. Pater Belisario bewahrte eine unauslöschliche Erinnerung an jenen Tag, an das außergewöhnliche Gefühl, vom Licht der eigenen Augen geleitet zu werden. Wie jedes Mal, so wiederholte sich dieses Phänomen auch heute.

Pater Belisario wußte, wohin er zu gehen hatte.

Die Stufen endeten in einer geräumigen Krypta, an deren Wänden die übereinanderliegenden Reihen der leeren

Grabkammern zu sehen waren, die bis vor hundert Jahren noch Gebeine enthalten hatten. Jetzt befand sich in der Krypta nur ein Sarkophag aus Stein - das Grab von Bruder Felicino.

Gegenüber öffnete sich eine kleine Tür, durch die eine Person auf den Knien hindurchkriechen konnte. Auch diese Tür war uralt, aus dem vierzehnten Jahrhundert.

Der alte Mönch neigte den Kopf, und ohne sich zu bekreuzigen, murmelte er sybillinische Laute.

«Agaroth. Aphomidos. Azughir. Paatia urab Condian. Lalacron. Fondon. Arpagon. Alumares. Burgasis, vemat Lerebani.»

Er öffnete die Tür, ließ sich auf die Knie nieder und kroch hinein.

Der Raum glich einer großen Zelle und war von dicken Mauern umgeben. Er wurde schwach erhellt von einem fahlen Licht, dessen Herkunft nicht zu erkennen war. In der Mitte hing ein weißes Tuch mit einem riesigen, zinnoberroten Kreuz über einem kistenähnlichen Gegenstand, der einen erheblichen Teil des Raumes einnahm.

Es war ein Käfig.

Pater Belisario hob das Tuch hoch und atmete erleichtert auf, als er vorfand, was er suchte. Der Teufel war noch da. Er war nicht entkommen.

Abgesehen von seiner Größe, war der Käfig einem Vogelbauer nicht unähnlich. Er war von zylindrischer Form, aber verschiedene Einzelheiten verliehen ihm ein ganz besonderes Aussehen.

Auf dem Boden befand sich ein Labyrinth, einem anderen vergleichbar, das auf einer Säule im Vorraum des Doms von Lucca dargestellt ist. Die einzelnen Passagen, die Gänge des Labyrinths, waren nach oben mit einer Unzahl winziger Latten abgegrenzt, die jeweils von unten bis zum Dach des Käfigs

reichten. Nirgends war eine Tür.

Der Teufel gab in keiner Weise zu erkennen, ob er die Anwesenheit des Mönchs bemerkt hatte - eine kleine Gestalt, die langsam durch dieses geometrische Labyrinth wandelte. Er trug eine graue Mönchskutte; die hochgeschlagene Kapuze verbarg seine Gesichtszüge.

Nachdem ein dunkles und geheimnisvolles Ereignis ihm das Gedächtnis geraubt hatte, war der Teufel Azughir durch einen Zauber dergestalt verwandelt worden.

So hatte Bruder Felicino, der Dämonologe, erzählt, als er noch der Wächter des kleinen grauen Mönchs war, der seit Jahrhunderten in diesem Labyrinth gefangensaß. Damals wußte er noch nicht, daß dieses furchtbare Erbe einmal an den jungen Mitbruder fallen würde, der ihn in die Unterwelt begleitet hatte.

Mit einem Seufzer ließ Pater Belisario das Tuch mit dem Kreuz wieder über den Käfig sinken.

III

«1489-1989. Fünfhundert Jahre...», murmelte Airam, während er die beiden handgeschriebenen Jahreszahlen betrachtete, die auf der Rückseite der Zeichnung zu lesen waren.

Giacomo zögerte etwas, bevor er sie wieder zu den anderen Stichen und Zeichnungen hängte, die die Wände des Zimmers über und über bedeckten. Der allmählich heraufdämmernde Morgen gab schon genügend Licht.

«Vor ein paar Monaten habe ich es hier entdeckt», erklärte Giacomo und reichte Airam eine dicke Lupe.

Es handelte sich - gelinde gesagt - um eine recht ungewöhnliche Zeichnung: ein kapriziöser Einfall, der raffinierte, spöttische Scherz eines Architekten. Man sah, meisterlich und mit sicherer Hand ausgeführt, die Frontansicht zweier Gebäude, aber übereinander gelagert wie es aus Versehen manchmal passiert, wenn eine Photographie doppelt belichtet wird. Trotz des Gewirrs von Linien, Schraffuren und Helldunkelkontrasten konnte man die beiden Gebäude gut voneinander unterscheiden, da sie auch im Baustil sehr verschieden waren.

Das eine (Giacomo kannte es gut, da er es schon vor Ort gesehen hatte) war der Komplex von Santa Maria del Priorato, der sich auf dem Aventin in Rom befindet. Ohne die Augen von der Zeichnung zu wenden, hörte Airam zu, wie Giacomo berichtete, daß dieses Bauwerk auf eine Architekturskizze von Giovanni Battista Piranesi zurückging. Dieser Künstler war 1720 in Mogliano Veneto geboren worden und 1778 in seiner Wahlheimat Rom gestorben. Wie man allgemein wußte, hatten die Ritter des Johanniter- oder Malteserordens das Gebäude - das vor allem in seinem Zierat recht exzentrisch war - gewünscht, in Auftrag gegeben und finanziert. Wie viele andere war auch dieser religiös-militärische Orden zur Zeit der ersten

Kreuzzüge entstanden, um die Muslime von der Heiligen Erde zu vertreiben und sie - wenn es sein mußte, auch mit Gewalt - zu christianisieren. Nach vielen Wechselfällen widmeten sie sich schließlich ganz der Betreuung von Kranken und Bedürftigen und beschlossen, ihren Hauptsitz in Rom einzurichten, eben auf dem Aventin.

Airam platzte beinahe vor Neugierde.

«Und das andere?»

Das andere Gebäude stellte einen Tempel dar, der mit seiner schlichten Linienführung, den rundum laufenden Stufen und dem Säulengang dem berühmten Tempel Salomos in Jerusalem sehr ähnlich war.

Aber die Eigenheiten dieser seltsamen Zeichnung erschöpften sich hierin noch keineswegs. Auf der Rückseite befanden sich die schon erwähnten Jahreszahlen *1489-1989*. Und auch einem ungeübten Auge schien es eindeutig die Hand des unbekannten Zeichners zu sein, die diese fünfhundert Jahre auseinander liegenden Daten notiert hatte.

«Wenn diese Inschrift authentisch ist, muß sie doch eine Bedeutung haben», sagte Airam aufgeregt. «Aber welche?»

«Ich kann dir noch einiges zu dieser Zeichnung sagen.»

Giacomo erzählte, daß er eines Tages genug gehabt hatte von all den Spekulationen. Er hatte das Bild abgehängt und war zu einem Freund seines Vaters gegangen, dem Antiquar Musiani, einem Kunsthändler und Graphikspezialisten.

Dieser Musiani, ein winziger alter Mann mit einem staubigen Käppchen auf dem kahlen Schädel, wickelte das Päckchen sorgsam aus, um Schnur und Papier wieder verwenden zu können.

«Ihren Vater habe ich schon länger nicht mehr gesehen. Und Sie, junger Mann, was machen Sie? Arbeiten Sie für ihn? Ich dachte, Sie studieren.»

«Ich bin in Philologie eingeschrieben.»

«Wollen Sie mir etwas verkaufen? Weiß Signor Ricci davon?»

Giacomo schüttelte den Kopf. «Ich möchte Sie nur um Ihre Meinung bitten.»

«Aha, eine Zeichnung.»

Sie war nur wenig größer als ein normales Blatt Briefpapier. Der Antiquar hielt die beiden kurzen Seiten in den Händen. Er kniff die Augen zusammen und schüttelte ungläubig den Kopf.

«Kann ich es herausnehmen?»

«Aber sicher.»

Die beiden Plexiglasscheiben, zwischen denen die Zeichnung lag, waren rasch entfernt. Musiani betastete lange das rauhe, gelbliche Papier und rieb es zwischen den Fingern. Eingehend prüfte er die Linien des Werkes.

«Und dann?» Airam platzte fast vor Ungeduld.

Giacomo sagte, Musiani habe keine näheren Erklärungen gegeben, sondern nur auf ein paar Äußerlichkeiten hingewiesen.

Mit hoher Wahrscheinlichkeit war die Zeichnung flämischen Ursprungs, der Künstler selbst unbekannt.

Das Papier war ganz ohne Zweifel in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts hergestellt worden, daher war die erste Jahreszahl echt und logischerweise - da von derselben Hand ausgeführt - auch die zweite. Diese Papierart war damals in Europa sehr verbreitet gewesen.

Um nur ein Beispiel zu nennen: Leonardo da Vinci hatte dieses Papier für viele seiner Zeichnungen verwendet und mit Kohle und Silberstift gearbeitet, also mit demselben Zeichengerät, das auch der anonyme Zeichner benutzt hatte.

Die beiden Jahreszahlen? Ein bizarrer Einfall des Künstlers, wie im übrigen die ganze Zeichnung selbst. Oder aber es handelte sich um ein enigmatisches Emblem, das sich der

Entschlüsselung entzog.

Es war auch nicht sehr wahrscheinlich, daß Piranesi die anonyme Darstellung kannte, als er dreihundert Jahre später seine Skizzen für das Projekt «Santa Maria del Priorato» anfertigte. Andererseits mußte man sich fragen, wie jener Flame sich den jüdischen Tempel, der seit Jahrhunderten zerstört und durch kein Zeugnis überliefert war, und das Bauwerk, das erst noch entstehen sollte, ausgedacht haben konnte.

Spielte vielleicht der Zufall eine Rolle?

Aufgrund seiner Überzeugung und seiner Bildung widerstrebe es Airam, das Walten oder auch nur die bloße Existenz des Zufalls einzuräumen. Andere Interpretationen, die er tunlichst in seinem Inneren verbarg, meldeten sich stumm zu Wort. Für ihn lag es beinahe auf der Hand, daß Piranesi die Reinkarnation des Künstlers aus dem fünfzehnten Jahrhundert war, oder daß er von diesem eine beziehungsreiche und symbolträchtige, eine gelehrté und geheime Botschaft empfangen hatte, um sie fortzuführen und weiterzuentwickeln.

Die Gedanken des anderen verliefen in einer ähnlichen Bahn, waren jedoch beeinflußt von seiner konkreten Kenntnis der Kirche Santa Maria del Priorato. Ebenso wie für die wenigen anderen privilegierten Besucher aus aller Welt war es für Giacomo offensichtlich, daß das komplexe Bauwerk auf dem Aventin voller mysteriöser Anspielungen steckte, kryptisch und dunkel für die Profanen, klar jedoch für die Eingeweihten und Erleuchteten. Diese waren als einzige in der Lage, das kostbare und rare Elixier zu kosten, das Tropfen für Tropfen einer jahrhundertelangen Destillation entsprang, in der sich Kultur und Religion mischten, Keuschheit und Verdorbenheit, Heiligkeit und Satanismus.

«Hat dein Vater dir gesagt, woher er es hat?»

«Nein», antwortete Giacomo. «Aber weißt du, wir sprechen kaum miteinander. Wir sehen uns nur selten und werden uns mit

jedem Mal fremder. Und dein Vater?»

«Er ist immer in Brüssel und mehr denn je mit seiner Karriere als EG-Beamter beschäftigt.»

Giacomo zögerte kurz, dann gab er sich einen Ruck und sagte: «Er ist Witwer. Glaubst du, daß er sich dort eine neue Familie zugelegt hat?»

Airam antwortete lächelnd und ohne Umschweife: «Ja, ich glaube schon. Aber es macht mir nichts aus.»

«Gibt es eigentlich einen Grund, daß du, Vincipane, obwohl du im Libanon geboren und in Frankreich und Belgien aufgewachsen bist, dir ausgerechnet die Universität von Bologna ausgesucht hast?»

«Ich wußte, daß wir uns begegnen würden. Eigentlich hat mein Vater das entschieden, mit seiner Manie, mir von allem das Beste zu bieten...»

«Aber nicht das Beste als Vater.»

«Er war sehr beeindruckt, als er erfuhr, daß diese Stadt letztes Jahr das neunhundertjährige Bestehen ihrer Universität feierte. Klar, die älteste Universität der Welt.»

Inzwischen war es sieben Uhr geworden an diesem Neujahrsmorgen. Die beiden spürten nun die Müdigkeit, die sich in unbezwingbarem Gähnen äußerte. Sie gingen mit dem Versprechen auseinander, sich bald, sehr bald wiederzusehen.

In seinen Kleidern ließ Giacomo sich aufs Bett fallen.

Er dachte an Airam und an die Gemeinsamkeiten zwischen ihnen, die immer zahlreicher wurden. Es kam ihm vor, als würde er ihn seit langem kennen, wie einen Freund aus Kindertagen; dabei war es noch nicht einmal drei Monate her, seit er ihm zum ersten Mal begegnet war.

Es war ein milder Oktobertag, beinahe warm, ein sonniger Nachmittag. Man konnte sich gut draußen aufhalten. Auf der

hölzernen Plattform am See im Park der Giardini Margherita hatte ein kleines Cafe geöffnet. Nur wenige Tische waren besetzt.

Airam saß auf einem weißen Plastikstuhl. Er trug einen Pullover, aus dem am Hals und am linken Handgelenk Verbände hervorschauten. Er hatte eine Sonnenbrille auf, die jedoch nur schlecht die blutunterlaufene Stelle verbarg, die von der rechten Augenbraue bis zum Wangenknochen reichte. Er las in einem Buch.

Giacomo ging auf ihn zu und ließ mit seinem Hut absichtlich einen Schatten auf die Seiten fallen. Airam hob den Blick. Beide brannten darauf, sich kennenzulernen.

«Warum stehen Sie?»

Giacomo legte den Hut ab, knöpfte den leichten Mantel auf und setzte sich auf den Platz gegenüber, während Airam das Buch zuschlug. Giacomo erspähte den Titel: *Schlachten, die Geschichte machen.*

«Ich hatte gehofft, Sie früher oder später zu treffen», sagte Airam.

«Ich auch.»

Airam blickte ihn groß an: «Haben Sie mich denn noch nie gesehen?»

«Wirklich nicht.»

«Das kann ich kaum glauben. Dann haben also Ihre Handlanger alles geregelt?»

«Bitte nennen Sie sie nicht so», sagte Giacomo ruhig. «Wenn Sie sie kennenlernen, werden Sie sehen, daß sie viel besser sind.»

«Oh, das bezweifle ich nicht. Die... *Bedrängten*. Als Schläger sind sie jedenfalls unübertrefflich.»

«Ich bin sehr erleichtert. Wenn mich nicht alles täuscht, mußten Sie nicht im Krankenhaus behandelt werden», bemerkte

Giacomo, nachdem er Airams Verbände genauer betrachtet hatte. «Zu wievielen waren Ihre Angreifer, Signor Vincipane?»

«Vier oder fünf. Es war dunkel, und ich konnte sie nicht zählen.»

«Jedenfalls können Sie beruhigt sein. Alle haben ihre Schuld sofort zugegeben und sind bestraft worden. Und ich als erster.»

Airam runzelte die Augenbrauen. «Bestraft?»

«Wir haben uns von anderen Brüdern auspeitschen lassen.»

Airam schien weniger ungläubig als fassungslos.

«Eine Strafe kann gerecht sein, Gewalt nie, in keinem Fall.»

Giacomo ließ dem anderen keine Gelegenheit, etwas zu sagen.

«Wenn es Streit gibt, wäre es ideal, ihn auf einer höheren Ebene auszutragen. Ich meine eine Ebene, die aus einem bestimmten Lebensstil entsteht. Ich akzeptiere einen Wettstreit der Qualität, nicht aber der Instinkte.»

Airam war perplex, auch wenn er allmählich den Sinn und das Gefühl wahrnahm, die sich hinter Giacomas Worten verbargen. Beide waren aufrichtig und stark. Vor allem aber, und das bedauerte er keineswegs, registrierte er die geistige Anziehungskraft, die sein Gesprächspartner auf ihn ausübte. Er war noch nicht lange in Bologna und hatte sich eine gewisse Voreingenommenheit bewahrt gegenüber den Gleichaltrigen, denen er bisher begegnet war. Dieses Gefühl verschwand nun plötzlich.

«Wenn ich richtig verstanden habe, könnte der Wettkampf auch so ausgetragen werden, daß derjenige gewinnt, der ein schöneres Gedicht schreibt.»

«Ja. Oder, auf der körperlichen Ebene, derjenige, der den anderen bei einem fairen Turnier aus dem Sattel hebt.»

Airam schaute über die niedrige Hecke, die sich am Seeufer entlangzog, und entdeckte überrascht, daß im Hintergrund, vor den Hügeln, die im Süden die Stadt umgaben, ein Reitplatz lag.

Ein paar Amazonen in tadeloser Haltung, perfekt ausgerüstet mit Stiefeln, Jacken und Kappen, ritten auf prachtvollen Pferden. Edelste Rasse, sagte er sich unwillkürlich und dachte dabei gleichermaßen an den jungen Mann ihm gegenüber.

«Wozu darf ich Sie einladen?»

«Einen Tee, bitte.»

Airam mußte laut lachen.

«Tee? Das gibt es nicht. Alles hat mit einem Tee angefangen, den ich vor einer Woche einem Mädchen im Cafe an der Uni spendiert habe.» Als er Giacomas Gleichgültigkeit sah, ergänzte er: «Ein hübsches Mädchen und vor allem sehr nett.»

«Anna Monforti.»

Airam nickte. Als er weitersprach, schüttelte er den Kopf. «Ich hätte nicht erwartet, daß man hier für eine solche Kleinigkeit eine solche Tracht Prügel bezieht. Schließlich dachte ich, wir wären hier in Norditalien und nicht auf Sizilien.»

«Eins nach dem anderen, Signor Vincipane», erwiderte Giacomo ungerührt. «Lassen wir die Heucheleien, sonst verschwenden wir nur unsere Zeit. Der Tee war Teil Ihres Annäherungsversuches, um mit Anna ins Bett zu gehen.»

Airam gab keine Antwort. Giacomo aber ließ nicht locker: «Ich verurteile nicht Ihre Absichten, die im übrigen ganz normal sind. Ich frage Sie nur, ob Sie jedes Mädchen, dem Sie zum ersten Mal begegnen, gleich zum Tee einladen.»

«Ich kann nichts Schlechtes dabei finden. Auf jeden Fall dachte ich nicht, daß Eifersucht...»

Giacomo hob die Hand.

«Wieso Eifersucht? Erst nach der Prügelei habe ich davon erfahren... Einige Brüder waren an jenem Nachmittag zufällig im Cafe, und sie haben sich zum Handeln entschlossen, ohne mich zu fragen.»

Wieder war Airam überrascht.

«Und Sie, Signor Ricci, wußten wirklich nichts davon?»
Giacomo schüttelte den Kopf.

«Und es ging auch nicht um Eifersucht, dieses Gefühl hat nichts damit zu tun. Versuchen Sie, die Dinge unter einem anderen Blickwinkel zu betrachten. Mittelalterlich. Nehmen wir an, ich sei zu einem Kreuzzug aufgebrochen. Die Männer, die nicht mitgezogen sind - die meisten Schildknappen und deshalb zu jung -, wachen über die allein zurückgebliebenen Frauen. Und wenn es notwendig wird, greifen sie ein, um die Integrität dieser Frauen zu wahren. Verstehen Sie?»

«Aber wenn Sie nicht angeordnet haben, daß man mich verprügelt, warum wollten Sie bestraft werden wie die anderen?»

«Weil die Verantwortung, auch ohne mein Zutun, bei mir liegt.»

Inzwischen trank Giacomo langsam den Tee. Seine langen Finger hielten die Tasse mit natürlicher Eleganz.

Für einen Moment stockte das Gespräch, dann sagte Giacomo, sorgfältig seine Worte wägend: «Ich habe mir gewünscht, Sie kennenzulernen, Signor Vincipane, aber ich bin aus einem anderen Grund hier. Sie haben das Recht auf eine Revanche, von Mann zu Mann. Fünf gegen einen ist kein faires Verhältnis. Wenn Sie möchten, wählen Sie, wo und wie der Wettkampf stattfinden soll.»

«Bis zum letzten Tropfen Blut?» versuchte Airam zu scherzen. «Aber im Ernst, Signor Ricci, warum lassen wir die Sache nicht auf sich beruhen?»

Giacomo senkte den Blick und drehte seine Tasse hin und her.
«Sie sagen, auf sich beruhen lassen... Wenn mich mein Gefühl nicht trügt, sind Sie jemand, der - genau wie ich - unzufrieden ist mit der Welt, in der er lebt. Ich persönlich bin überzeugt, daß das vor allem an diesem Auf-sich-beruhen-lassen liegt, eine

Redewendung, die unsere Generation, aber auch die unserer Eltern zu unbefangen verwendet.»

«Einverstanden. Aber mit Ihrer Strenge kommen Sie mir vor wie ein... ein Moralist, ein verspäteter Lutheraner.»

«Moralist, Lutheraner...», sagte Giacomo mit einem schwachen Lächeln. «Lassen wir das. Die Jugendlichen fühlen sich ganz sich selbst überlassen, sie wissen, daß sie für die Macht und die Institutionen nicht existieren, und sie beginnen zu reagieren.»

«Welche Jugendlichen?»

Giacomo nahm den letzten Schluck von seinem Tee und stellte die Tasse ab.

«Es gibt eine grundsätzliche Gleichheit, die alle Jeansträger vereint und ebenso alle, die Hüte tragen. Können Sie mir folgen, Signor Vincipane? Anstatt uns zu teilen in solche, die sich Designerjeans erlauben können, und solche, die mit dem Kaufhaus vorliebnehmen müssen, wie es die Konsumstrategen gerne hätten, erleben wir alle dasselbe Unbehagen, fühlen wir uns alle als manipulierte Masse. Manche entscheiden sich für Drogen oder den Selbstmord, aber die meisten suchen zum Glück andere Wege.»

Fasziniert von Giacomas Worten gab Airam zu: «Das stimmt. Auch ich spüre ein starkes Bedürfnis nach Strenge, nach Werten, nach...»

«... nach einer echten Gleichheit, nämlich der des Geistes», schloß Giacomo und stand auf. Er drückte Airam die Hand und setzte sich den Hut wieder auf. «Jedenfalls wissen Sie, wo Sie mich finden können. Bis bald.»

Die Herausforderung - oder der «Vergleich», wie Giacomo sich ausdrückte - fand ein paar Tage später statt. Es waren weder Sekundanten noch Zeugen dabei nötig.

Die beiden jungen Männer, in Trainingsanzug und Turnschuhen, wollten sich in einem Langstreckenlauf messen. Sieger war, wer länger durchhielt.

Sie wählten eine hügelige Strecke, eine Straße, die sich aufs Land hinausschlängelte. Langsam liefen sie nebeneinander her.

«Wir könnten uns doch duzen», schlug Airam vor.

«Einverstanden, wenn du das möchtest.»

Offensichtlich waren sie ganz auf ihren Wettkampf konzentriert. Gleichzeitig aber hatten sie große Lust, sich zu unterhalten.

«Weshalb sind deine Freunde nicht dabei?»

«Ich habe ihnen nicht einmal Bescheid gesagt.»

«Aber Freunde hast du viele», bemerkte Airam. «Wie hast du sie gefunden?»

«Auf diese Frage habe ich gewartet. Sollen wir einen Augenblick stehenbleiben? Bist du müde?»

«Kein bißchen. Und du?»

Giacomo schüttelte den Kopf. Dann sagte er: «Das sind keine Freunde, sie sind weniger und mehr als das.» Er wartete vergeblich, daß Airam nachfragen würde. «Freundschaft ist etwas Schwieriges und Seltenes. Es ist ein Gefühl nur für wenige, ganz wenige.»

«Das kann ich nur bestätigen.»

«Aber es ist auch schön, Brüder zu haben, erworbene sozusagen. Das gibt ein angenehmes Gefühl von Sicherheit.»

«Ich glaube, ich habe verstanden. Ihr seid so eine Art Sekte.»

«Du hast gar nichts verstanden, Airam. Eigentlich ist dein Name sehr merkwürdig.»

«Weißt du, was er bedeutet?»

«Natürlich. Von hinten gelesen, heißt er Maria.»

«Stört dich das?»

«Im Gegenteil, es gefällt mir gut. Hast du nicht gesagt, du bist italienischer Staatsbürger?»

Airam nickte. «Ich habe aber auch einen libanesischen Paß. Erzähl mir von deiner Sekte.»

«Ja, sobald ich sicher bin, daß du keine Vorurteile hast.»

«Ricci, sollen wir nicht eine kleine Pause machen?»

«Fällt mir nicht im Traum ein. Wenn du nicht mehr kannst, brauchst du nur zuzugeben, daß du verloren hast.»

«Ich bin sehr ausdauernd. Und dickköpfig.»

«Ich auch. Das wirst du schon sehen.» Allerdings war das Sprechen sehr anstrengend, wenn man so nach Luft ringen mußte. Giacomo fing wieder an: «Wir sind die Liga der Bedrängten. Wir möchten bessere Menschen werden und so ein Beispiel geben.»

«Ein kleines Beispiel. Nützt das denn etwas?»

«Uns Brüdern nützt es sehr. Wir haben auch einen geistlichen Beistand, einen Vater, wenn das jemand braucht. Er ist ein Dominikanerprediger. Ich glaube, daß er einmal heiliggesprochen werden wird.»

«Ist er euer Führer?»

«Nein. Er hat nicht einmal Stimmrecht. Aber ihm ist es recht so, und uns auch.»

«Ihr seid komische Brüder. Ich finde euch konfus und widersprüchlich.»

«Das ist gut und richtig. Kennst du den Dichter Montale?»

«Lange Zeit war er, zusammen mit Baudelaire, sozusagen mein täglich Brot.»

«Kennst du seine berühmten Verse, die ungefähr so lauten: *Das nur können wir dir heute sagen...*»

«... was wir nicht sind, was wir nicht wollen.»

Giacomo schwieg anerkennend. Nach einigen Schritten

sprach er weiter: «Ideologien sind trügerisch, der Glaube nicht. Gerade heutzutage muß man glauben und den Glauben suchen.»

«Welchen Glauben?»

«Den du in dir selbst findest und den du wahrscheinlich, wenn du Optimist bist, Hoffnung nennst. Wenn du das nicht hast, oder nicht genügend davon, mußt du den anderen suchen.»

«Du meinst, den Glauben an Gott?»

«Ja, mein Freund. Aber ich spüre, daß ich nur Schritt für Schritt dorthin gelangen kann.»

«Hast du gesagt: mein Freund?»

Keine Antwort. Keine Erklärung. Sie setzten keuchend ihren Lauf fort, mittlerweile in Zeitlupentempo. «Und mit wem triffst du dich so?»

«Ich habe noch keine Freunde gefunden. Ich bin oft bei Professor Remo Borghi. Kennst du ihn?»

«Nein.»

«Er ist ein Hellseher, ein Okkultist, ein Kartenleser...» Airam mußte lachen. «Wenn du wüßtest, was für ein Typ das ist.»

«Wie ist er denn?»

«Er sammelt alles, was irgendwie mit Krieg zu tun hat. Von Waffen ist er geradezu besessen.»

«Und was hast du mit ihm zu tun?»

«Das wollte ich dir ja gerade erzählen. Aber wenn du mich nicht ausreden läßt...»

«Ich soll dich nicht ausreden lassen? Du kriegst doch schon gar keine Luft mehr.»

«Wir wollen die größten Schlachten der Geschichte rekonstruieren.»

«Das kann ein unterhaltsames Spiel sein.»

«Es ist viel mehr als ein Spiel. Einerseits verbessert man seine Geschichtskenntnisse...»

«Und was noch?»

«Wir untersuchen alle Schlachten, an denen etwas merkwürdig oder geheimnisvoll ist.»

Sie waren nun etliche Kilometer gelaufen, darunter ein paar furchtbare Steigungen. Giacomo erspähte einen einladenden Brunnen ganz in der Nähe am Straßenrand. Er warf einen kurzen Blick auf seinen Begleiter und sagte: «Ich habe verstanden, Airam, du bist wie ich. Bevor du aufgibst, stirbst du lieber mit geplatzter Lunge. Wenn es dir recht ist, schlage ich eine ehrenhafte Lösung vor. Wir hören an diesem Brunnen auf, und der Wettkampf endet unentschieden.»

Airam hatte noch die Kraft zu einem Lächeln und sah ihn von der Seite an.

«Einverstanden. Aber nicht, daß du dann noch einen Meter weiterläufst, wenn ich schon stehe.»

«Traust du mir etwa nicht?»

«Ich traue dir, Giacomo. Bis dorthin also.»

Als die beiden den Brunnen erreichten, der zwischen viereckigen Steinen ein kleines Becken bildete, fielen sie erschöpft um. Sie brauchten einige Zeit, um zu trinken und Atem zu holen, bevor sie weitersprechen konnten.

«Giacomo, kann ich dir etwas sagen?»

«Natürlich.»

«Auch wenn es dich kränken sollte, ich sage es dir trotzdem. Aber ich bin sicher, es kränkt dich nicht.»

«Nun sag schon.»

«Zum Teufel mit Anna. Sie hat mir nie etwas bedeutet.»

«In Ordnung, aber du darfst es nicht so ausdrücken. Du darfst nicht sagen: zum Teufel. Er könnte dich beim Wort nehmen.»

Der Wettkampf hatte unentschieden geendet, aber er war der Beginn einer Freundschaft geworden, die sich als zunehmend

fester erwies.

Giacomo, der noch immer völlig bekleidet auf dem Bett lag, stand auf und trat vor die byzantinische Madonna. Er sprach das Sonntagsgebet von Papst Leo III., dann stellte er sich an das Fenster, das auf den Platz vor der Basilika Santo Stefano hinausging. Der Morgen war noch ruhig und still.

Auf einmal erregten eilige kleine Schritte und helle Stimmchen seine Aufmerksamkeit. Ein paar Kinder, dick eingepackt, hatten irgendein seltsames Spiel angefangen, bei dem sie sich kreuz und quer über den Platz jagten.

Giacomo lief eilig hinunter. Er konnte seine Neugier auf dieses Spiel nicht bezähmen.

Am stärksten beeindruckten ihn die Worte einer Ballade, eine Art Kinderreim, den die Kinder beim Fangenspielen im Chor sangen:

Neun Ritter
zogen ins Morgenland.

Neun Ritter
verließen ihre Mütter,
verließen ihre Frauen,
dabei hatten sie so viele Kinder.

Dreiunddreißigtausend,
dreiunddreißigtausend Ritter.

Feuer frißt das Gold,
doch das Schicksal ist launisch.

Mit dem Gold kauften die Ritter den Tod.
Dreiunddreißigtausend:
so viele werden es sein
in tausend Jahren,

wenn sie wiederkehren.

Was hatten diese Worte zu bedeuten, die immer schneller gesungen wurden und sich schließlich in einem wirbelnden Rhythmus überstürzten?

Neun Ritter...

Wie die Arme des Leuchters, die genau neun Ritter verkörperten.

IV

Airam trat ein, gefolgt von Giacomo.

«Guten Abend, Herr Professor.»

«Herein, nur herein», antwortete Professor Borghi mit aufmunternder Herzlichkeit in der vollen Stimme. Dann musterte er den Neuankömmling. «Du bist Giacomo Ricci, nicht wahr?»

Airam sperrte vor Überraschung die Augen auf und wandte sich mit einem Schulterzucken an seinen Freund. Giacomo verstand die wortlose Sprache nicht recht. Doch sogleich bemühte sich der Hausherr selbst, mit beflissener Miene die komische Situation aufzuklären.

«Airam hat mir wohl gesagt, daß du kommen würdest, aber deinen Namen hat er mir nicht genannt.»

«Sie kannten ihn also nicht?» fragte Giacomo verblüfft.

«Was wäre ich denn sonst für ein Hellseher?» schloß Professor Borghi befriedigt.

Professor für was eigentlich? Giacomo stellte sich diese Frage nur im stillen. Dennoch, als ob der andere sie gehört hätte, kam eine Antwort.

«Es gibt eine Menge Dinge, die mich interessieren. Aber man kann im Leben ja nicht alles erreichen. Historiker, das wäre ich gerne geworden, wenn ich mein Studium hätte beenden können.» Dann brüllte er nach seiner Frau: «Bice!»

Hinter einem Stapel Zeitungen tauchte eine kleine, ungepflegte Frau auf, mit einem rötlichgrauen Haarfilz und einem breiten, lächelnden Mund.

«Bice, bring uns allen einen Kaffee!»

Der Professor mochte um die vierzig, fünfundvierzig Jahre alt sein und war klein und korpulent, von enormer Leibesfülle. Er

hatte langes, glattes, schwarzes Haar, und in seinem vom Fett unformig gewordenen Gesicht thronte ein riesiger Schnurrbart, der ihm erstaunlicherweise eine gewisse Würde verlieh.

Er lebte weniger in einer Wohnung als vielmehr in einem seinen Maßen angepaßten Container. Der Raum, in dem sie sich gerade befanden - das Wohnzimmer? -, wurde von mehreren Regalen unterteilt und sah aus wie ein Warenlager oder vielmehr wie eine Theatergarderobe. Uniformen aus verschiedenen Epochen hingen dort, Helme und andere Kopfbedeckungen, vollständige Rüstungen und einzelne Teile davon, sowie unendlich viele Waffen. Es waren vor allem Hieb- und Stichwaffen, aber auch Feuerwaffen, Vorderlader und Hinterlader.

Inzwischen hatte der Dickwanst ununterbrochen weitergeredet.

«Die Geschichte herrscht über das Leben und, wie jemand einmal sagte, der Krieg ist die Hygiene der Völker. Die Historiker an Schulen und Universitäten verstießen sich auf wirtschaftliche und soziale Erklärungen und vernachlässigen zum Beispiel nationalistische Motive, ethnische und rassische, die sich jedoch sehr stark auswirken, wie im übrigen auch die religiösen. Bice, ist der Kaffee fertig? Ich würde die Geschichte ganz neu schreiben. Wenn man mich Vorlesungen halten ließe, brauchte ich keinen Hörsaal, sondern einen großen Platz für die vielen Studenten, aber mir ist es so auch recht.»

Bice brachte ein Tablett mit Tassen. Kaum hatte er den Kaffee hinuntergestürzt, sprach der unermüdliche Borghi schon weiter.

«Was wißt ihr über die antiken Schlachten, an denen Menschen, Götter und Heroen teilnahmen, oft untereinander gemischt?»

«Das waren die mythologischen Schlachten», antwortete Giacomo höflich.

«Mythologisch? Wer hat denn behauptet, die Mythologie sei

zu Ende?» brummte der Dicke, während er mit dem Kaffeelöffel den letzten Zucker aus der Tasse kratzte. «Nun, das haben - in ihrem eigenen Interesse - eben diejenigen Religionen so verordnet, die die Götter und Heroen abgeschafft und den Menschen in völlige Subordination verbannt haben. Kannst du mir folgen, Airam?»

«Aber sicher, Herr Professor.»

Borghi seufzte. «Der Kriegsgott, nein, das ist keine Mythologie. Ich spreche von einem höheren Wesen, meinewegen auch von einem übernatürlichen, ohne das kein militärisches Genie entsteht. Um ein Beispiel aus der jüngeren Vergangenheit zu nennen, Napoleon...»

«Oh ja», stimmte Bice freudig zu.

Borghi unterbrach sie mit strenger Miene. «Wie oft habe ich dir schon gesagt, du sollst still sein, wenn ich über ernste Dinge spreche.» Dann wandte er sich lächelnd an die Jungen. «Napoleon ist nicht denkbar, ohne daß man sich an seiner Seite den Kriegsgott vorstellt - ich meine, ihn tatsächlich sieht...»

«... und die Armeen», ergänzte Giacomo.

Der Dicke sah ihn scheel an: «Bist du Jude?»

Giacomo verneinte, Airam tat es ihm automatisch nach.

«Zum Glück geht die Welt einer friedlichen Epoche entgegen», sagte Giacomo.

Borghi brach in Gelächter aus, ein lautes, übertriebenes Lachen.

«Die Menschen brauchen den Frieden, und wie! Aber, wie man so sagt, nur um den Krieg besser vorbereiten zu können. Und im Gegensatz zu den Kriegen der Vergangenheit werden die modernen Kriege ausbrechen, wo und wann man es am wenigsten erwartet, ganz plötzlich, gewaltig und unaufhaltsam.» Er wurde mit einem Mal ernst, kniff ein Auge zu und fixierte mit dem anderen Giacomo. «Und ausgerechnet du machst dich

für den Frieden stark?»

«Ich?» entgegnete dieser verwundert.

«Ja. Auch wenn es so scheinen mag, bist du kein Mann des Friedens.» Wie von einer starken Unruhe erfaßt, warf sich Borghi hin und her, so daß der breite Drehstuhl ächzte. «Aber ich muß tiefer in dich hineinsehen, um ganz zu verstehen, wer du bist.»

Auch Airam sah seinen Freund forschend an. Jedoch zog Borghi die allgemeine Aufmerksamkeit gleich wieder auf sich.

«Die Signale, die ich empfangen konnte, sind unmißverständlich», sagte er. «Das Kriegsereignis innerhalb der Ardennenschlacht, das wir näher untersuchen wollen, enthält mindestens ein einziges irritierendes Element, das sich nicht mit dem Verhalten des Heeres im Feld erklären läßt. Und es ist den Historikern vollkommen unbekannt.»

Giacomo mußte sich eingestehen, daß dieser Mann zweifellos über eine beträchtliche Anziehungskraft verfügte, auch wenn er vielleicht nur ein Scharlatan war, ein Schwätzer und Sprücheklopfer. Wie sonst sollte man die verwirrende Macht dieser lebhaften, kleinen Augen nennen, die beinahe im Fett versanken? Im Grunde, dachte er, war er an diesem Januarabend nicht ungern hier.

«Habt ihr euch auch vorbereitet?»

Sie nickten beide.

Borghi erhob sich von seinem Stuhl und verließ den Raum. Gleich darauf kam er mit einer großen Kartenrolle zurück und stellte sich mit sicherem Gespür für Effekte in Positur. Er trug einen Helm mit Visier, wie ihn deutsche Offiziere im Zweiten Weltkrieg getragen hatten.

«Zu Ehren der moralischen Sieger», erklärte er.

«Aber sie haben diese Schlacht verloren», wandte Airam ein.

«Ich spreche von den moralischen Gewinnern des Krieges.»

Die schwarzen Knopfaugen funkelten. «Eine so perfekte Kriegsmaschinerie hätte den Krieg nicht verlieren können, wenn man sich nur die Gunst der dunklen Mächte gesichert hätte. Und diese Mächte waren günstig gestimmt, da bin ich sicher.»

«*Gott mit uns* stand auf dem Koppel der Soldaten», sagte Giacomo.

Der Professor wickelte die Rolle auf und befestigte sie auf dem Tisch. Es war eine Landkarte von Nordwesteuropa. «Und nun beschäftigen wir uns einmal mit der berühmten Ardennenschlacht. Dezember 1944, vor fünfundvierzig Jahren.»

«Von Rundstedts Gegenoffensive», sagte Airam aufgereggt.

«Wenn ich mich nicht irre, hieß Hitlers Plan *Winternebel*», fügte Giacomo hinzu.

Der Dicke nickte. Die Augen fest auf die Karte gerichtet, begann er zu sprechen. Aber es war deutlich zu spüren, daß er sich im Geiste woanders befand - mitten in der Schlacht.

«Man sagt allgemein, diese Schlacht habe dem Dritten Reich den Todesstoß versetzt, aber sie hätte genausogut die entscheidende Wende für den weiteren Verlauf des Krieges bringen können. Die Angloamerikaner waren nach den Vorstößen des Sommers erschöpft und brauchten Nachschub, und sie waren in sich gespalten aufgrund der Uneinigkeit ihrer Generäle Montgomery und Bradley. Sie standen vor der deutschen Grenze und waren unentschlossen über ihr weiteres Vorgehen. Sie durchliefen eine militärische und vor allem eine politische Krise, und Hitler rückte das durchaus ins rechte Licht, als er am 12. Dezember dem Generalstab die politischen Ziele der bevorstehenden Gegenoffensive darlegte. Noch nie in der Geschichte hatte es eine so ungleiche Allianz gegeben. Kapitalisten und Marxisten, ein sich auflösendes Kolonialreich wie England an der Seite einer ehemaligen Kolonie, den Vereinigten Staaten, die das Erbe der britischen Vorherrschaft antreten wollten. Die einzelnen Mitglieder dieser Koalition

hatten alle unterschiedliche politische Ziele, die Konflikte traten immer deutlicher hervor. Einige wenige, aber wohlgezielte Schläge der Deutschen hätten zeigen können, wie wenig stabil dieses so heterogene Gebilde war.»

«Das ist nicht ganz aus der Luft gegriffen», gab Airam zu.

Borghi legte einen Finger auf die Karte.

«Und nun zu den Fakten. Seht ihr diesen Abschnitt, der zwischen Westfalen und dem südlichen Rheinland von Monschau bis Echternach reicht? An diesem Teil der Front hatte von Rundstedt drei Armeen - insgesamt achtundzwanzig Divisionen - zusammengezogen. Im Norden sollte die VI. SS-Panzerarmee die Mosel überschreiten und nach Antwerpen vorstoßen, dem wichtigsten Ziel. In der Mitte sollte die V. SS-Panzerarmee erst Namur und Dinant besetzen und danach Brüssel rückerobern. Im Süden, Richtung Luxemburg, die VII. Armee. Klar? Der erste Angriff war auf den ungedeckten Punkt gerichtet, wo die XI. und die I. Armee der Amerikaner aneinanderstießen.» Mit rotem Kopf richtete er sich auf und fuhr mit seiner Geisterbeschwörung fort. «Begünstigt durch das schlechte Wetter, das die Luftwaffe am Einsatz hinderte, überzogen am 16. Dezember um halb sechs morgens über zweitausend Geschütze die alliierten Stellungen mit Feuer, dann griffen Infanterie und Panzerfahrzeuge an!»

Den Arm erhoben, die Hand nach vorn gereckt, hatte der Dicke selbst das Zeichen zum Angriff gegeben!

«Die Verbindung zwischen den beiden amerikanischen Armeen war völlig abgerissen. Binnen weniger Tage wurde die Front auf einer Breite von ungefähr hundert Kilometern durchbrochen. Unter Montgomery, der von Eisenhower den Generalbefehl erhalten hatte, gelang es den Amerikanern im Norden, das Loch irgendwie zu stopfen. Aber sie konnten nicht verhindern, daß die Deutschen nach Süden in den Teil der Ardennen vorstießen, in dessen Mitte Bastogne liegt.»

An dieser Stelle mischte Airam sich ein: «Meiner Ansicht nach hätte Hitler die Offensive in dieser Richtung weiterführen müssen, anstatt so hartnäckig nach Antwerpen vordringen zu wollen.»

«Ja, er ließ sich dann auch überzeugen, schwenkte nach Süden und versuchte, Aachen zu erreichen», erklärte Giacomo nach Art eines fleißigen Schülers.

«Falsch», sagte der Dicke, «alles falsch. Um so mehr, als sich gerade auf einer der lichten Waldebenen der Ardennen der mysteriöse Vorfall ereignete, mit dem wir uns näher beschäftigen müssen. Habt ihr das vergessen?»

«Ich schon», gestand Airam.

«Dabei sind wir gerade deswegen hier», sagte Giacomo.

Der Professor beugte sich vor, um die Einzelheiten auf der Karte zu erkennen. Dann zeigte er mit dem Finger auf einen Punkt.

«Hier, zwischen Bastogne und Neufchâteau, liegt eine Ebene, die sogenannte Schäferheide.»

«Ich sehe nichts», sagte Giacomo.

«Sie ist auf der Karte nicht eingezeichnet. Es müßte eine Ebene sein, die im Norden von einem Hügel begrenzt wird und im Süden von einem niedrigen Wäldchen.»

«Warum sagen Sie, es müßte, Herr Professor? Woher wissen Sie das?» fragte Giacomo.

«Ich bin zwar noch nie dort gewesen, aber ich habe diesen Ort schon *gesehen*», antwortete Borghi und deutete auf seine Stirn. «Das sind meine seherischen Kräfte.»

Ein leichter Schauer überlief Airam. «Was ist in dieser Ebene geschehen?»

Als ob er die Frage nicht gehört hätte, zog Borghi einen merkwürdigen Stoß Karten hervor und begann, sie auf der Landkarte auszulegen wie eine Patience. Schließlich unterbrach

er das Spiel und sagte mit halbgeschlossenen Augen: «Dreißig, fünfunddreißig deutsche Soldaten, beinahe ein ganzer Zug, bildeten die Vorhut. Sie wurden überraschend von ungefähr tausend Männern angegriffen, von einem ganzen amerikanischen Bataillon.» Er strich wieder und wieder über seinen Schnurrbart, während seine Augen die gespannten Gesichter der beiden jungen Männer beobachteten.

«Wie erklärt ihr es euch, daß dreißig Männer, mit alten Gewehren und ein paar Maschinenpistolen bewaffnet, tausend Soldaten, die sogar Geschütze und Panzer hatten, zerschlagen konnten? Wie läßt sich das erklären?» Er lächelte süßlich. «Anscheinend hat dieser Vorfall der deutschen Offensive, nachdem sie schon etwas an Kraft verloren hatte, wieder neuen Auftrieb gegeben.»

V

Seit einiger Zeit hatte Giacomo gewisse Schwierigkeiten, sich auf sein Studium zu konzentrieren. Er fand immer wieder neue Ausreden, um sich nicht an den Schreibtisch setzen zu müssen. Er träumte von ausgedehnten Spaziergängen unter den Arkaden der Stadt, die er mit Airam unternehmen wollte, und von den anregenden Diskussionen, die sie dabei führen würden. Wenn er an seine Mitbrüder der Liga dachte, verspürte er einen ihm ganz ungewohnten Anflug von Neid, denn sie studierten nicht und mußten sich auf keine Prüfungen vorbereiten. Gerne hätte er auch vor dem vereinbarten Zeitpunkt Professor Borghi in dessen absurdem, mit militärischem Plunder vollgestopften Rumpelkammer wieder einen Besuch abgestattet.

Aber noch etwas anderes machte ihm zu schaffen, nämlich der Entschluß, Anna zu verlassen und damit ein Verlöbnis aufzulösen, das fast nur aus gesellschaftlicher Konvenienz geschlossen worden war und mit der Zeit jeden Sinn verloren hatte. Dieses scheinbar so leicht zu lösende Problem war für den jungen Mann zu einer fixen Idee geworden, zu einer quälenden Sorge, die an ihm nagte. Es war höchste Zeit, die Sache in Angriff zu nehmen.

Er strich sich über die kurzen, glatt anliegenden Haare und schob sein Buch zur Seite. Es war schon eine Weile her, daß er sich an den Schreibtisch gesetzt und sein Buch aufgeschlagen hatte. Inzwischen verbreitete eine hübsche Jugendstillampe ihr Licht, aber er war noch keine einzige Seite weitergekommen.

Die Dämmerung war mit einem Mal hereingebrochen, und durch das Fenster drang das matte Licht der Straßenlaternen herein. Die Gassen im alten Stadtkern waren ziemlich dunkel; sie schienen zu einer Stadt zu gehören, in der schon vor Jahrzehnten die Zeit stehengeblieben war. Man wunderte sich, daß Autos vorbeifuhren und keine Kutschen, und daß die

Menschen moderne Hüte und Mäntel trugen anstatt Zylinder und Gehrock.

Einen Moment lang dachte Giacomo an seinen Vater, allerdings nur aus Neugier darüber, wo er sich wohl gerade aufhalten mochte. Dann ging er ins Musikzimmer hinüber, strich mit der Hand über den glänzenden Lack des Flügels und blieb vor dem Porträt seiner Mutter stehen. Nein, das Bild gefiel ihm nicht, und er empfand nichts für die Frau, die darauf abgebildet war.

Plötzlich bekam er Lust, in den Salon zu gehen, in dem die Graphiken hingen. Er fühlte sich angezogen von der seltsamen Zeichnung mit den zwei übereinander projizierten Gebäuden. Besonders die Darstellung der Kirche Santa Maria del Priorato beunruhigte ihn. Wenn er das Bild so eingehend betrachtete, kam es ihm manchmal vor, als würde er - mehr mit dem Gefühl als mit dem Verstand - an ein Geheimnis röhren, das darin verborgen lag. Dann überkam ihn ein Schauer, denn er spürte, daß dies ein gewaltiges Geheimnis sein mußte. Und vor allem weil es, wegen der zweiten Jahreszahl *1989*, so eng mit der Gegenwart verknüpft war.

Wie immer nahm er auch an diesem Abend eine Lupe zu Hilfe, um die phantastische Zeichnung zu untersuchen. Doch was er sah, verschlug ihm den Atem.

Die Zeichnung des Tempels war buchstäblich verschwunden.

Geblieben war jetzt, da sie allein stand, ganz deutlich - die Darstellung der Kirche auf dem Aventin.

Als er sich ein wenig erholt hatte, drehte er mit zitternden Händen die Zeichnung um. Beide Jahreszahlen waren noch da.

Er besah nochmals die Vorderseite, aber jeder Zweifel war ausgeschlossen: die Linien des Tempels waren verschwunden, hatten sich aufgelöst, verflüchtigt. Er fühlte dumpf, daß irgend etwas, ein Ereignis von vielleicht größter Tragweite, geschehen war oder bald geschehen würde.

Die Familie Monforti wohnte in einem Viertel vor der Porta Saragozza, das als eine der besten Wohngegenden gegolten hatte, bevor die historische Innenstadt von anspruchsvollen Wohnungssuchenden wiederentdeckt worden war.

Die Villa lag in ziemlicher Entfernung von den benachbarten Häusern. Sie hatte drei Stockwerke und eine prätentiöse Fassade mit neoklassizistischem Säulengang. Auffallend war eine gewisse Weitläufigkeit, da sie von einem riesigen, sorgfältig gepflegten Garten umgeben war.

Giacomos Golf hielt gegen halb neun vor der Villa. Das Auto gehörte zwar seinem Vater, wurde aber nicht benutzt, sondern stand nur in der Garage.

Der junge Mann schien stark erschüttert. Abgesehen von der undankbaren Aufgabe, die vor ihm lag, hatte er eben noch ein dramatisches Erlebnis gehabt.

Er war schon beinahe am Ziel gewesen, der lange Gitterzaun der Villa hatte schon begonnen, als von der anderen Seite (wo eine Art Allee von etlichen Kilometern Länge verlief, die im weiteren Verlauf kurvig und steil bis zum Heiligtum der Schwarzen Madonna von San Luca hinaufstieg) eine undeutliche, jedoch als weiblich erkennbare Gestalt auf die Straße lief, als ob sie ein paar Meter vor dem fahrenden Golf die Fahrbahn überqueren wollte. Ein bedrohliches Schleudern, mehr war nicht passiert. Die Frau, die fast überfahren worden wäre, hatte keinen Ton von sich gegeben, sondern war unter den herbeigeeilten Passanten verschwunden. Dem Jungen hämmerte jedoch immerfort der absurde Gedanke im Kopf, es sei seine Mutter Elisa gewesen, die Frau auf dem großen Porträt im Musikzimmer, die Klavierspielerin. Während er sich allmählich wieder beruhigte, kam ihm in den Sinn, daß auch sie Opfer eines Autounfalls geworden war. Konnten dadurch nicht auch Halluzinationen oder Einbildungen entstehen?

Ganz anderer Art, nämlich realistisch und leibhaftig, war das Problem, das vor ihm lag, dachte Giacomo mit einem Seufzer, während er über die Fernbedienung das Tor öffnete.

Anna Monforti - achtzehn Jahre alt, blond, nicht eben groß, aber sehr feingliedrig gewachsen - hatte sich sorgfältig gekleidet und zurechtgemacht. Die Hausangestellte hatte ihren freien Abend, während die Eltern und der fünfzehnjährige Bruder zum Skilaufen nach Cortina gefahren waren.

Das Mädchen war also allein zu Hause, und als es klingelte, hatte sie gerade erst, nach verschiedenen Versuchen, die passende Beleuchtung für das geräumige Wohnzimmer im Erdgeschoß gewählt. So fand Giacomo sie inmitten einer zartrosa Stille, die von dem diskreten Schein einiger Lampen durchsetzt war.

«Ich hatte dich um acht erwartet.»

Schon diese Andeutung eines Vorwurfs, übrigens mit einem Lächeln vorgebracht, klang wie ein Angriff in seinen Ohren. Aber Giacomo hatte nicht vor, sich aus der Ruhe bringen zu lassen. Ebensowenig wollte er sich rechtfertigen und von dem Unfall erzählen, der zu der Verspätung geführt hatte.

«Ich glaube nicht, daß eine halbe Stunde...»

«Sicher nicht. Aber du bist doch sonst so ein Pünktlichkeitsfanatiker.» Sie kam näher, doch mit einem Schritt stellte Giacomo die alte Entfernung zwischen ihnen wieder her. «Na, zum Glück stand ich ja nicht auf der Straße. Ich habe einen sehr interessanten Artikel über Zellulitis gelesen.»

«Zellulitis?» Giacomo warf einen Blick auf die Zeitschrift, die noch auf dem Sofa lag. «Warum liest du nicht lieber ein Buch?»

«Dazu habe ich keine Lust. Und du liest die Bücher doch für mich mit, oder?»

Der junge Mann stützte sich mit den Händen auf die Rückenlehne eines Sessels. Die Geste wirkte ganz natürlich,

während sie in Wirklichkeit die Suche nach einem Halt verbarg.

«Hast du einen Tisch reserviert?» fragte Anna.

Giacomo schüttelte langsam den Kopf.

«Wolltest du mich nicht ins *Quattro Scalini* einladen?»

«Ja, das hatte ich vor. Aber dann habe ich doch keinen Tisch bestellt.»

Anna blieb ruhig. «Was macht das schon? Wenn es voll ist, gehen wir eben in ein anderes Lokal. In Bologna gibt es mehr als genug Restaurants.» Plötzlich fiel dem Mädchen ein, daß Giacomo sich den Abend vielleicht anders vorgestellt hatte - vielleicht nur sie beide allein, was in ihrer Beziehung selten genug vorkam. Sie setzte ein betont verführerisches Lächeln auf. «Ist es dir lieber, wenn wir hier bleiben, alleine? Es gibt außer Essen auch noch Besseres.»

«Vielleicht miteinander schlafen?» fragte er.

«Warum nicht? Immerhin sind wir verlobt.»

Jetzt, sagte sich Giacomo, war der Moment gekommen. Sie selbst lieferte ihm ja den Vorwand.

«Wie lange sind wir schon verlobt?»

«Ich weiß es nicht, ich erinnere mich nicht. Wir waren noch halbe Kinder.» Sie setzte sich auf ein Sofa und zeigte auf den Platz neben sich. «Komm, setz dich. Ich habe das Gefühl, du willst mir etwas sagen. Zum Ausgehen haben wir noch genügend Zeit.»

«Nein, wir gehen nicht aus.»

Die Hände in den Taschen, begann Giacomo auf und ab zu laufen. Die Teppiche schluckten jedes Geräusch.

«Du hättest mir auch gleich sagen können, daß du schon eine andere Verabredung hast», sagte Anna verärgert. «Airam?»

Giacomo drehte sich zu dem Mädchen herum. «Wie kommst du gerade auf ihn?»

«Weil ich weiß, daß ihr Freunde geworden seid und euch häufig seht.»

«Das hat alles keine Bedeutung», sagte er. «Hör mir gut zu, Anna. Ich bin gekommen, um dir zu sagen... Also, ich möchte dir sagen, daß wir uns trennen müssen.»

Ein lähmendes Schweigen trat ein. Dann glaubte das Mädchen, irgend etwas sagen zu müssen.

«Was hast du da gesagt? Sprichst du von uns beiden?»

«Du hast mich sehr gut verstanden.»

«Und warum müssen wir uns deiner Meinung nach trennen?»

«Weil unser Verlöbnis, wenn es überhaupt je eines war, keinen Sinn hat und zu nichts führen kann.»

«Ich hatte nie den Eindruck, du wärst besonders unglücklich gewesen», bemerkte Anna mit eisiger Ruhe. «Ich habe unsere Beziehung sogar für beneidenswert gehalten. Sprich dich ruhig aus, Giacomo, tu dir keinen Zwang an, wenn du das brauchst. Ich warte nur auf eine überzeugende Erklärung. Darauf habe ich doch wohl ein Recht.»

«Überzeugend... Wir trennen uns und damit basta. Davon geht die Welt nicht unter, niemand hat einen Schaden.»

«Ja, aber meine Eltern und die anderen... meine Freundinnen...»

«Du mußt frei sein, und ich auch», sagte Giacomo, während er sich nervös die Hände rieb. «Ich glaube, nur so können wir uns richtig verwirklichen.»

«Frei sein? Sich verwirklichen? Mein Gott, was meinst du denn?»

Sein Gesicht verdüsterte sich.

«Bitte, nenne Gott nicht beim Namen. Du weißt, daß ich das nicht will.»

Anna sprang mit einem Mal auf, lief zu ihm und umarmte ihn.

«Du mußt etwas unternehmen, vielleicht solltest du dich behandeln lassen. Irgend etwas stimmt nicht mit dir. Das denke ich schon seit einem Jahr, seit du mit deinen neuen Freunden zusammen bist, mit diesem Mönch...»

Seine Arme blieben reglos an seinem Körper hängen. Ein Gefühl stieg in ihm auf, das er bisher nie empfunden hatte: der physische Kontakt stieß ihn ab.

«Anna, wir kennen einander überhaupt nicht. Wir sind uns fremd, es hilft alles nichts.»

In diesem Augenblick krachte ein Donner los, so daß die Wände zitterten - als wolle der ohrenbetäubende Lärm Giacomas Worte unterstreichen. Aber es war nur der Beginn eines heftigen und unerwarteten Gewitters.

Anna trat an ein Fenster und sah hinaus.

«Was für ein Unwetter. Mußt du wirklich gehen?»

Giacomo nickte. «Ich muß, ja. Hundert Mal habe ich versucht, mir diese Szene vorzustellen, und inzwischen kann ich sie auswendig. - Ach so, in einem kann ich dich beruhigen: eine andere Frau ist nicht im Spiel.»

«Danach hatte ich dich nicht mal gefragt.»

«In den nächsten Tagen veran lasse ich die Rückgabe der Briefe», erklärte er feierlich. Dann mußte er lachen. «Denk nur, in all den Jahren haben wir uns nie geschrieben.»

Der Abschied an der Haustür der Villa fiel vor dem Regen, der in den Garten rauschte, dann eher komisch aus. Sie beugte sich vor, um ihn wenigstens auf die Wange zu küssen, während er einen Händedruck andeutete. Am Ende taten sie gar nichts, und Giacomo rannte zu seinem Auto.

Als Anna allein war, versuchte sie, ihre Gedanken zu ordnen. Sie war nicht besonders sensibel, sie kannte keine Traurigkeit und wußte nicht, was Tränen waren. Giacomas Entschluß - so überraschend wie das Gewitter, das nun immer heftiger wurde -

war außerdem einfach nicht denkbar, nicht vorstellbar, völlig absurd. Er konnte nichts anderes sein als Ausdruck einer abnormen, ja kranken Persönlichkeit. Damit hatte sie die Rechtfertigung gefunden, die ihr wichtiger als alles andere war. In den Augen der anderen - das war ihre größte Sorge mußte sie makellos aus der Sache hervorgehen, wie ein gänzlich unschuldiges Opfer.

Ohne am Telefon lange Erklärungen abzugeben, bat sie Marina zu sich, ihre dreißigjährige, unverheiratete Kusine, die rasch den Fernseher ausschaltete, um dorthin zu eilen, wo man sie brauchte.

Inzwischen war Anna weiterhin damit beschäftigt, einen Grund zu finden, mit dem sie sich von aller Schuld freisprechen könnte. Stimme es etwa nicht, daß sich Giacomo vor einiger Zeit schon, als er noch aufs Gymnasium ging, plötzlich verändert hatte und behauptete, er habe den Sinn und Wert des Lebens entdeckt? Vorher war er arrogant gewesen, herablassend, anmaßend und frech; er hatte sich für die üblichen belanglosen Dinge - Autos, Boote, Diskotheken, Gespräche über Sex und Ökologie - interessiert und nie ein Zeichen von Langeweile gezeigt. Alles in allem war er ein ganz normaler Junge aus reichem Hause gewesen, im rechten Moment ein Snob, wie so viele andere aus ähnlichen Verhältnissen auch. Als dann aber dieser alte Mönch mit dem langen Bart auftauchte, war plötzlich das tägliche Leben in seinen Augen banal, öde und leer geworden. Damals hörte er auch auf, viele seiner Freunde zu treffen oder auch nur zu Grüßen, Gleichaltrige, die ihn bis dahin für ein nachahmenswertes Beispiel gehalten hatten.

Keine Frage, im Getriebe von Giacomas Gehirn waren ein paar Rädchen ausgerastet. Doch Anna machte sich die Mühe, auch noch andere Hypothesen in Erwägung zu ziehen. Wenn es schon keine anderen Frauen gab, war Giacomas Schicksal vielleicht ein Beispiel für ein Doppel Leben (irgendwo hatte sie etwas darüber gelesen). Aber was für eines? Da es ihr nicht

gelang, dieses Problem zu vertiefen, ließ sie die Frage auf sich beruhen. Das heißt, sie vergaß sie gleich wieder.

Das Gewitter tobte noch stärker. Ein heftiger Sturm war aufgekommen, so daß die kahlen, krummen Äste der Bäume sich bogen wie schwache Zweige. Der Garten, den die Blitze fahl erleuchteten, lag verlassen unter den Hagelschauern.

Mit einem Mal, wie von einer gewaltigen Kraft gestoßen, brach eine der Eisenstangen aus dem Zaun, der die Villa umgab, und fiel in den Garten.

Die Stange hatte eine scharfe Spitze mit zwei schmalen Flügeln darunter, und als sie auf dem Boden lag, sah sie aus wie eine abgeknickte antike Lanze.

So sah sie auch die Frau, die am Tor aus einem Taxi gestiegen war und nun durch den Garten lief, wobei sie versuchte, sich mit einem winzigen, ziemlich unbrauchbaren Regenschirm vor dem Unwetter zu schützen.

Es war Annas beste Freundin und Vertraute Marina. Sie würde dem üblen Wetter noch freudiger getrotzt haben, wenn sie gewußt hätte, was für aufregende Neuigkeiten Anna für sie bereithielt.

Für Marina war alles und gleichzeitig das genaue Gegenteil plausibel und vorstellbar: jeder Widerspruch wurde sofort vom nächsten Widerspruch überholt, ohne den geringsten logischen Zusammenhang. Giacomo war ein Monstrum und im nächsten Moment ein Heiliger; er hatte nicht nur eine Geliebte, sondern einen ganzen Harem, und gleichzeitig war er der treueste aller Männer. War er ein bißchen versponnen? Nur keine Angst.

Marina kannte so viele berühmte Ärzte, die den armen Giacomo im Handumdrehen wiederherstellen würden. Obwohl auch ein Handleser oder sogar eine Magierin in Frage kommen konnten. Wußte die liebe Anna, die dem täglichen Kleinkram so fern und so fremd war, denn nichts vom bösen Blick? Es war leicht möglich, ganz normal sogar, daß irgendein Neider

Giacomos unbestreitbarer Attraktivität Schaden zufügen wollte und ihm wer weiß was für einen bösen Zauber angehext hatte.

Von einer Auflösung der Verlobung konnte gar keine Rede sein. Was für eine aberwitzige Idee - wirklich von einem Verrückten - war die Trennung von zwei Verliebten, die niemals die kleinste Auseinandersetzung gehabt hatten; höchstens ein paar geringfügige Meinungsverschiedenheiten, wie das nun mal so ist. Und selbst wenn Giacomo nicht direkt ans Heiraten dachte, warum wollte er eine perfekte Freundin wie Anna aufgeben?

«Liebst du Giacomo eigentlich sehr?» fragte Marina unvermittelt.

«Bis zum Wahnsinn», log Anna.

«Diesen Eindruck hast du allerdings nie gemacht. Aber es geht nicht nur um Liebe.»

Marina äußerte die Absicht, Giacomo zu besuchen und ihm so kräftig die Meinung zu sagen, daß er aufgerüttelt würde und wieder zur Besinnung käme. Aber Anna war anderer Meinung. Eine so delikate Angelegenheit wollte sie nicht Marinas unvollkommenem Taktgefühl überlassen.

Die beiden Kusinen fanden trotz allem noch Zeit und Gelegenheit, eine kleine Mahlzeit zu bereiten und zu essen. Kurz vor elf schließlich, als das Gewitter in einen leichten Regen übergegangen war, machte Marina sich wieder auf den Heimweg.

Als sie durch den Garten zu ihrem Taxi ging, merkte sie, daß die Lanze aus der Umzäunung, die zuvor auf dem Boden gelegen hatte, jetzt verschwunden war. Sie sah zu dem Gitterzaun, in dem der leere Zwischenraum wie ein fehlender Zahn auffiel.

Später stellte die Polizei fest, daß am Sonntag, dem 29. Januar 1989, gegen dreundzwanzig Uhr dreißig, Anna Monforti im Wohnzimmer der elterlichen Villa getötet worden war, und zwar

mit einer äußerst ungebräuchlichen Waffe: einer riesigen Lanze. Die Spitze war zwischen den Schulterblättern eingedrungen und hatte den Körper diagonal durchbohrt.

Die Tatwaffe war nicht auffindbar. Aber die Beamten, die von der Haushälterin bei ihrer Rückkehr gegen ein Uhr alarmiert worden waren, fanden gleich heraus, daß eine Lanze in dem eisernen Zaun fehlte, und der Gerichtsmediziner bestätigte, sogleich und ohne jeden Zweifel, daß genau eine solche Lanze das Mädchen getötet hatte.

Kein menschliches Wesen aber, und wäre es mit herkulischen Kräften ausgestattet, hätte eine derartige Waffe auch nur hochheben können.

VI

Obwohl er mit dem schrecklichen Mord offenkundig nichts zu tun hatte, mußte Giacomo aussagen, was er an jenem Sonntagabend getan hatte, wo er gewesen war, mit wem und wie lange. Der Beamte, der die Untersuchung leitete, Kommissar Galante, befand nach gründlicher Prüfung der Aussage, daß sie der Wahrheit entspreche.

Erst als Giacomo aufstand und das Polizeibüro verlassen wollte, kam es zu einem lebhaften Wortwechsel mit dem Kommissar.

«Sie scheinen nicht sonderlich bekümmert zu sein.»

«Ich bin erschüttert, ganz außer mir», antwortete Giacomo.
«Ich kann es immer noch nicht fassen.»

«Weshalb haben Sie ausgerechnet an jenem Abend beschlossen, die Verlobung zu lösen?»

Der junge Mann warf dem Kommissar einen verärgerten Blick zu. «Für mich war das ein Abend wie jeder andere.»

«Ich weiß, ich weiß», sagte Galante. Er war schon leicht ergraut und hatte einen unruhigen Blick. «Trotzdem ist es ein bißchen merkwürdig in dieser sowieso schon äußerst merkwürdigen Geschichte. Finden Sie nicht auch?»

«Ich weiß nicht, worauf Sie hinauswollen, Herr Kommissar, aber ich finde Ihre Anspielungen gänzlich unangebracht.»

«Signor Ricci, der Mord an einem achtzehnjährigen Mädchen - und noch dazu ein solcher - ist kein Scherz», sagte der Kommissar scharf. Dann versuchte er zu lächeln. «Bleiben Sie doch noch ein bißchen. Warum setzen Sie sich nicht wieder?»

«Ich stehe lieber. Haben Sie schon einen Verdacht?»

Der Kommissar gab keine Antwort. Er schien vollauf damit beschäftigt zu sein, seine Pfeife zu putzen.

«Es wird doch Spuren gegeben haben, Abdrücke.»

«Keine von Unbekannten.»

«Aber die Mörder müssen zwangsläufig zu mehreren gewesen sein.»

Galante schüttelte den Kopf.

«Es sieht nicht danach aus. Und vergessen Sie nicht, daß zu dieser Zeit ein heftiges Gewitter tobte.»

«Vielleicht hatten sie sich schon im Haus versteckt.»

«Sie denken weiterhin an eine Gruppe von Tätern. Interessant. Leider läßt sich die Annahme eines kollektiven Deliktes nicht halten. Warum sollte eine Bande von gewalttätigen Mördern es auf ein ruhiges Mädchen aus guter Familie abgesehen haben? Man sollte besser an ein individuelles Motiv denken, was wiederum nicht zu der Waffe paßt. Niemand hätte sie allein benutzen können.»

Giacomo seufzte. «Darf ich Ihnen sagen, woran ich zuerst dachte und immer noch denke?»

«Dazu sind wir schließlich hier.»

«Ich weiß nicht genau, warum, aber es wirkt wie eine rituelle Tat.»

Galante hielt beim Stopfen seiner Pfeife inne.

«Eine rituelle Tat? Was meinen Sie damit?»

«Mit den Mitteln der Vernunft kommt man nicht weiter. Ich meine, es könnten Kräfte gewirkt haben, die wir nicht kennen. Vielleicht mußte Anna sterben.»

«Sie mußte sterben? Aber weshalb?»

Der junge Mann zuckte die Achseln. «Das dürfen Sie mich nicht fragen. Es ist nur ein Eindruck von mir.»

Seit ein paar Minuten quälte ihn ein schreckliches Gefühl, auch wenn er sich nichts anmerken ließ. Seine Mutter und Anna, die beiden Frauen, die in seinem Leben am wichtigsten gewesen

waren, hatten das gleiche barbarische Ende gefunden. Es waren keine Waffen im eigentlichen Sinne, die sie durchbohrt hatten, aber die Gegenstände waren aus Eisen, dem Metall, das seit Urzeiten für rituelle Opfer verwendet wurde.

Galante murmelte vor sich hin: «Bei uns gibt es doch weder Voodoo noch Macumba. Und auch die schwarzen Messen gehen nie bis zum Mord. Aber was rede ich da? Wir haben alles von oben bis unten durchsucht: die Villa Monforti ist ein ganz normales Haus, keine Spur von schwarzen Messen oder Satanskult.» Er hob den Kopf, um das blasse Gesicht des jungen Mannes besser zu betrachten, und fand nicht gleich die richtigen Worte. «Wir wissen... ich weiß, daß Sie zu einer Gruppe gehören.»

Giacomas Miene verhärtete sich. «Und weiter?»

«Die Liga der Bedrängten. Was für ein seltsamer Name. Was seid ihr? So etwas wie Freimaurer oder Zeugen Jehovas? Ich meine, was sind eure Ziele?»

«Sie werden auch wissen, wer unser geistlicher Vater ist.»

«Pater Belisario? Es gibt nichts gegen ihn einzuwenden, im Gegenteil...»

«Damit ist das Thema wohl beendet.»

«Aber sicher.» Der Kommissar erhob sich, um den jungen Mann zur Tür zu begleiten. «Eines würde mich noch interessieren.»

«Nur heraus damit», sagte Giacomo, die Hand schon auf der Klinke.

«Was hat ein junger Mann wie Sie, ein hervorragender Student, aus bester Familie, mit jemandem wie Borghi zu schaffen? Ein Okkultist, Kartenleger, Astrologe und wer weiß, was noch alles...»

Giacomo unterbrach ihn mit einer Geste. «Herr Kommissar, ich glaube, daß auch ich ein Recht auf Privatleben habe, mit

Freunden und Bekannten, die nur mich etwas angehen.»

«Aber Borghi war in Betrügereien verwickelt. Er ist zwar nicht verurteilt worden, aber man hat Anklage erhoben.»

«Signor Vincipane hat Ihnen ja bestätigt, was ich sagte: daß wir vor, während und nach der Tatzeit zusammen waren. Das genügt wohl im Moment. Selbstverständlich stehe ich zu Ihrer Verfügung, wann immer es erforderlich sein sollte.»

Galante schloß behutsam die Tür hinter Giacomo. Vor sich hin brummend ging er an seinen Platz zurück. «Für was halten sich diese verwöhnten Burschen eigentlich? Dünkelhaft und anmaßend. Die möchte ich sehen, wenn sie so rackern müßten wie ich in meiner Jugend.» Er streckte die Beine unter dem Tisch aus und widmete sich wieder seiner Pfeife. «Ein ritueller Mord. Daß ich nicht lache!»

Aber was hatte Giacomo tatsächlich getan, nachdem er Annas Haus verlassen hatte? Unter dem krachenden Gewitter fuhr der Golf so schnell und sicher dahin, als wäre kein einziger Regentropfen auf den Asphalt niedergegangen. Bei der Porta Castiglione bog er rechts in die Via San Mamolo ein, und kurz darauf, nach einer weiteren scharfen Rechtskurve, kletterte er die schwindelerregend steile Via dell' Osservanza hinauf.

Giacomo schnitt die Kurven, ohne auf den Abgrund zu achten, der sich auf der rechten Seite in immer undeutlicheren Tiefen verlor. Er brauchte auch nicht auf den Verkehr zu achten, da fast niemand unterwegs war.

Ziemlich am Ende der Steigung, wo die Via dell' Osservanza in die Via Gaibola übergeht und sich mit der Via dei Colli verzweigt, hielt der Golf auf einem überfüllten Parkplatz. Wenige Schritte entfernt war eine große Diskothek, und das Geräusch des Regens wurde übertönt vom Lärm einer sich bis zum Exzeß wiederholenden Rockmusik in dröhnender Lautstärke.

Giacomo war ohne zu zögern, wie ferngesteuert, hierher

gefahren. Er war absolut sicher, daß er hier die Person finden würde, die er suchte. Und so war es auch.

Airam seinerseits zeigte sich wenig überrascht, Giacomo hier zu sehen. Er erahnte ihn allerdings mehr, als daß er ihn sah in dem von Lichtern durchzuckten Dunkel des großen Saales. Es gab mehrere runde Tanzflächen, dazwischen standen überall kleine Tische und Sofas, wo sich die Menge der jungen Leute zusammendrängte. Manche saßen auch auf dem Boden.

Giacomo überquerte eine Tanzfläche, wobei er sich mit den Ellenbogen Platz schuf, um zu Airam zu gelangen, an dessen Tisch noch freie Plätze waren.

Er nahm den Hut ab und wedelte sich mit ihm Luft zu, während sein Freund ihn fragte: «Wie hast du mich hier gefunden? Wer hat dir gesagt, daß ich hier bin?»

«Eine geheime Stimme.»

«Aber warst du heute abend nicht...?»

Giacomo legte sich mit einem nur angedeuteten Lächeln den Zeigefinger auf die Lippen. «Später. Was trinkst du, Wodka?»

«Nein.» Auch Airam lächelte. «Mineralwasser mit ein paar Tropfen Gin.»

«Warum so enthaltsam?»

«Siehst du die beiden Paare dort?» fragte Airam und zeigte mit dem Daumen auf ein paar tanzende Schatten. «Kommilitonen von mir. Ich bin mit ihnen gekommen. Hast du noch immer nicht verstanden? Los, Giacomo, etwas Scharfsinn. Wenn sie in drei oder vier Stunden hier herauskommen, sind sie voll mit Whisky.»

«Na und?»

«Das wundert mich, gestrenger Meister, so schwer ist das doch nicht zu verstehen. Wenn einer von denen fährt, ist ein Unfall vorprogrammiert. Deshalb richte ich mich darauf ein, selbst zu fahren. Lustig, nicht wahr?»

«Mehr als eine gute Tat scheint mir das ein Plan zu sein. Ein Plan, den du zu deinen Gunsten eingefädelt hast.»

Das ernste Gesicht des Freundes machte Airam betroffen.

Giacomo verdoppelte die Dosis noch. «Es ist etwas unehrenhaft daran.»

«Ach, hör auf! Deine Predigten gehen mir auf die Nerven.»

«Du bist wie ein Arzt, der nicht nur zuschaut, wie sich eine Krankheit entwickelt, sondern der sie extra hervorruft, um dann beweisen zu können, wie großartig er ist. Du mußt aber vorher eingreifen. Geh zu deinen Freunden und bring sie dazu, daß sie nichts mehr trinken.»

«Nein, sie sollen machen, was sie wollen», sagte Airam ärgerlich. «Freiheit ist alles, auch die Freiheit, sich zu betrinken.»

«Du möchtest dich so verhalten wie wir in der Liga, aber du hast noch nicht verstanden, daß wir das Wohl der anderen wollen, nicht unser eigenes. Wir provozieren nichts Schlechtes, um dadurch unser Bessersein herauszustreichen.»

Eine brüsker Bewegung, und Airams Glas lag auf dem Boden. Doch es ging nicht zu Bruch. Als Airam die Augen wieder hob, begegnete er Giacomas Blick und einem Lächeln voller Zuneigung.

«Wenn du Auto fahren möchtest, dann laß uns gehen. Du hast einen Golf zu deiner Verfügung.»

Airam zögerte einen Moment. «Ich verabschiede mich rasch von meinen Freunden.»

«Wollen wir wetten, daß sie trotz Whisky gut nach Hause kommen?» Giacomo ging schon voraus.

Airam holte an der Garderobe Hut und Mantel und folgte seinem Freund hinaus. Es schüttete immer noch. Giacomo gab Airam die Wagenschlüssel und zusammen rannten sie zum Auto.

Airam nahm auf dem Fahrersitz Platz und ließ den Motor an. Seine Augen glänzten vor Aufregung und Freude.

«He!» rief Giacomo im Spaß. «Kannst du überhaupt autofahren?»

«Schon seit ich fünfzehn bin. Du wirst es gleich sehen.»

Der Wagen bewegte sich plötzlich rückwärts, anstatt mit der Schnauze voran in die Straße einzubiegen.

«Was soll das?» schimpfte Giacomo. «Dreh doch um!»

Airam schüttelte den Kopf. «Wir werden im Rückwärtsgang in die Stadt hinunterfahren.»

«Gute Idee», meinte Giacomo, ohne jede Aufregung. «Aber wie willst du ohne Scheinwerfer etwas sehen?»

«Du schaust zur Heckscheibe hinaus und außerdem habe ich ja noch die Spiegel.»

Mit mäßiger Geschwindigkeit rollte das Auto an, natürlich rückwärts, und sobald es die steile Straße erreicht hatte, konnte die Abfahrt beginnen. Giacomo schien jetzt größten Gefallen daran zu finden, mindestens so viel wie sein Freund selbst.

«Wo soll ich fahren, rechts oder links?»

«Mal sehen. Ein Auto, das rückwärts fährt... Wenn du links fährst, überholen dich diejenigen, die von unten kommen, aber du fährst für sie in der falschen Richtung. Wer hinunterfährt, hält dich für einen Betrunkenen, der vorne und hinten verwechselt, obwohl du dich auf der richtigen Fahrbahn bewegst.»

«Das habe ich nicht ganz verstanden.»

«Am besten fährst du in der Mitte und reagierst von Fall zu Fall, einverstanden?»

Airam antwortete mit einem lauten Lachen.

Obwohl Giacomo sich auf eine Weise entspannte, die nach seinen Maßstäben an Disziplinlosigkeit grenzte, vernachlässigte

er doch nicht seine Pflichten als aufmerksamer Beifahrer.

«Paß bei der nächsten Kurve auf! Nicht bremsen, sonst rauschen wir geradewegs in die Schlucht hinunter.»

«Danke, gestrenger Meister, für den wertvollen Hinweis.»

«Von hinten kommt ein Motorrad. Der hat noch nicht begriffen, was hier gespielt wird. Fahr ganz nach rechts, mach die Scheinwerfer aus, nur Standlicht, dann wird er es schon merken. Ja, er hat kapiert: er überholt uns gleich, aber wenn du langsamer fährst, hat er es leichter.»

«Warum willst du ihm den Reiz des Risikos nehmen?»

«Achtung, hast du gesehen, daß da ein Auto kommt? Es blendet dauernd auf und ab.»

«Wie zwei erschrockene Augen.»

«Vincipane, weißt du eigentlich, daß du ganz schön mutig bist?»

«Und ob ich das weiß!»

«Und wie mache ich mich als Copilot?»

«Copilot? Wie soll ich denn das verstehen? Du hast doch immer das Steuer in der Hand gehabt.»

«In Ordnung, aber wenn wir an der Kreuzung zur Via San Mamolo ankommen, fährst du wieder richtig herum. Ende der Vorstellung. Ein Künstler darf niemals übertreiben.»

Es folgte ein kurzes, konzentriertes Schweigen. Dann sagte Airam: «Du mußt mir noch erklären, wie du es geschafft hast, mich in der Diskothek aufzuspüren.»

«Ich weiß es nicht», erwiderte Giacomo, plötzlich nachdenklich geworden. Mit leiser Stimme fügte er hinzu: «Diese Nacht ist anders als andere Nächte. Es liegt eine Ahnung von Tod und Geheimnis über allem. Empfindest du das nicht auch?»

«Doch, ich glaube schon.»

«Ich habe mich von Anna getrennt.»

«Das ist schlecht.»

«Wieso?»

«Du hättest wenigstens noch warten können, bis ich sie übernehme.»

«Ja, aber dann hättest du auch den ganzen Ärger am Hals.»

«Sehr großzügig. Was hat Pater Belisario zu deinem Entschluß gesagt?»

Die Frage überraschte Giacomo. «Er weiß gar nichts davon.»

Nach einem exakten Wendemanöver zwischen der Via dell' Osservanza und der Via San Mamolo fuhr das Auto nun wieder vorwärts. Langsam rollten sie die Umgehungsstraße entlang. Das Gewitter hatte sich ausgetobt und war in einen dünnen Nieselregen übergegangen.

«Was hast du mit Tod und Geheimnis in dieser Nacht gemeint?» fragte Airam.

Giacomo antwortete mit einer unbestimmten Geste. Er hätte seinem Freund zu gerne von dem unerklärlichen Verschwinden des Tempels auf der Zeichnung berichtet, aber er hielt sich zurück. Er wollte erst in Ruhe überprüfen, ob es sich nicht um eine Täuschung handelte.

Als sie das Universitätsviertel erreichten, zwischen der Via San Vitale und der Via Zamboni, hielt der Golf in einer engen Straße, vor Professor Borghis Haustür.

Ganz verblüfft, daß er hierher gefahren war, ohne es zu merken, drehte Airam sich zu Giacomo herum.

«Was machen wir jetzt?»

«Es bleibt uns wohl nichts anderes übrig, als hinaufzugehen. Es ist erst Mitternacht, also noch nicht so spät.»

Borghi zeigte sich erfreut, als er die beiden jungen Männer sah. Daß sie in seinem Haus verkehrten und an seinen

Aktivitäten zur Erforschung des Mysteriösen teilnahmen, befriedigte seinen ausgeprägten Berufsstolz ungemein.

Ein Page in einer Livree aus dem achtzehnten Jahrhundert - in Wirklichkeit nur die verkleidete Bice, die Frau des Dicken mit dem auffallend breiten Mund - ließ sie in einem schäbigen, verstaubten Salon warten.

Nach kurzer Zeit kamen etwa zehn Personen vorbei, leise und auf Zehenspitzen: Männer und Frauen, die aussahen wie Gemüsehändler im Sonntagsstaat. Sie hasteten zum Ausgang. Fast gleichzeitig ertönte, als würde sie aus dem Fußboden aufsteigen, die ernste Stimme von Professor Borghi, der Giacomo und Airam mit einem berühmten Dante-Zitat zu sich rief: «Laßt, die ihr eingehet, jede Hoffnung fahren.»

Die beiden betraten das gewohnte, einer Lagerhalle ähnelnde Zimmer, wo Borghi sie mit einem häßlichen Lachen empfing, das denen galt, die sich eben entfernt hatten.

«Eine spiritistische Sitzung. Gegen Bezahlung natürlich. Diese Affen glauben im Ernst, mit ihren lieben Verstorbenen in Verbindung zu treten. Mit Geld kann man ja alles kaufen.»

«Nur keine Verbindung zu den Toten», sagte Giacomo lächelnd.

Auch der Dicke lachte mit, aber mit einem Schlag wurde er ernst. «Dabei kann ich das wirklich, doch es erfordert höchste geistige Konzentration. Hinterher habe ich dann wahnsinnige Kopfschmerzen. Aber wenn ihr es möchtet...»

«Nein», entgegnete Airam heftig. «Um keinen Preis würde ich die Ruhe meiner Toten stören.»

Giacomo sagte nichts, aber er betrachtete aufmerksam seinen Freund. Es war nicht das erste Mal, daß Airam eine auffällige Barriere zum Schutz seiner Vergangenheit errichtete, der unmittelbaren und der weiter zurückliegenden. Zweifellos, dachte Giacomo, hatte Airam nichts zu verbergen; aus seinem Verhalten sprach vielmehr eine Zurückhaltung, die Respekt

verdiente. Und doch... und doch war in seinem tiefsten Innern etwas, das ihn anders und einzigartig machte. Giacomo nahm dieses Etwas ohne Unbehagen wahr, aber erklären konnte er es sich nicht.

«Mein Haus steht euch jederzeit offen», sagte Borghi, der noch nicht auf seinem imposanten Sessel Platz genommen hatte. Er befahl Bice, die inzwischen ihr Pagenkostüm abgelegt hatte, etwas zu trinken zu bringen, dann wandte er sich wieder den beiden zu. «Wir waren für übermorgen verabredet, nicht wahr?»

«Jawohl, Herr Professor», sagte Giacomo mit dem Gesicht eines Musterschülers. «Aber ich habe meine Hausaufgaben schon gemacht. Ich habe alle Bücher konsultiert, die Sie empfohlen hatten, und nun verfüge ich über eine ziemlich genaue Aufstellung der angloamerikanischen und französischen Streitkräfte, die an der Schlacht beteiligt waren. Ich habe sie sogar hier bei mir.»

Sofort äußerte sich Airams ausgeprägter Sinn für Wettbewerb. «Ich auch, Herr Professor. Ich glaube, ich kann die deutschen Truppen Zug für Zug auswendig aufzählen. Ich habe gar nicht gewußt, daß Hitler zur Aufstellung neuer Heeresteile die Altersgrenze für die Einberufung auf sechzehn Jahre heruntergesetzt und jede Menge Untauglicher an die Front geschickt hatte.»

«Die berühmte und geheimnisvolle Ardennenschlacht.» Borghi sprach langsam und deutlich, während er sich nachdenklich über den Schnurrbart strich. Dann raffte er sich auf: «Ich war in der Zwischenzeit auch nicht faul.»

Er verschwand, ebenso schwerfällig und majestatisch wie ein Elefant. Dann kehrte er mit einer Kartenrolle zurück, die er auf dem Tisch ausbreitete und befestigte.

«Heute trägt er kein Barrett», flüsterte Giacomo amüsiert Airam ins Ohr.

Der behaarte Zeigefinger des Dicken glitt über die Landkarte.

«Ich habe mir eine Vergrößerung von der Schäferheide machen lassen, denn darauf müssen wir unsere Untersuchungen konzentrieren. Die gesamte Ardennenschlacht betrifft uns nur am Rande: wir wissen, daß sie am 16. Dezember 1944 begann und einen Monat später endete, am 16. Januar 1945. Das Eigenartige oder, wenn ihr so wollt, das Geheimnis liegt hier - in diesem begrenzten Gebiet.»

«Ist diese Karte von damals?» fragte Airam.

Borghi schüttelte den Kopf und fuhr fort: «Jedenfalls sind das die wichtigsten Elemente. Am 17. Dezember erreichen die Deutschen Bastogne und belagern es bis zum 26. Dezember. Am 28. Dezember ereignet sich der seltsame Vorfall. Ich erinnere euch nochmals daran: auf der Schäferheide, südwestlich von Bastogne, bei Neufchâteau, entdecken amerikanische Hilfstruppen, das Bataillon C, daß ihnen auf der anderen Seite, jenseits eines Baches, nur ein Zug des Volkssturms gegenübersteht, das heißt Zivilisten, die in aller Eile bewaffnet worden waren. Außerdem herrschte schlechtes Wetter mit Nebel und Schnee, und so griffen die Amerikaner an in der Überzeugung, sie würden im Handumdrehen fertig sein. Jedoch...» Als ob ihm plötzlich übel wäre, griff Borghi sich an die Stirn und bedeckte sich die Augen.

«Was ist denn plötzlich los?»

Die beiden jungen Männer sahen sich verständnislos an. Dann aber wurde ihre Aufmerksamkeit, genau wie die Borghis, auf die Landkarte gelenkt, wo exakt auf der Fläche der Schäferheide in der rötlichbraunen Farbe geronnenen Blutes langsam ein Wort entstand.

LIVLAND

Aufs äußerste erregt, stützte Professor Borghi sich auf die Armlehnen seines Sessels, ohne den Blick von dem Wort zu

wenden, das nun tatsächlich wie ein getrockneter Blutfleck aussah. Er war totenblaß und warf einen kurzen Blick auf die beiden jungen Männer, die ebenso fassungslos waren wie er. Dann begann er mit der Antwort auf die Fragen, die jeden Moment kommen würden.

«Livland ist eine alte baltische Region, deren Hauptstadt Riga war. Heute umfaßt es ungefähr Estland, Lettland und einen Teil von Litauen.»

«Aber was hat das mit den Ardennen zu tun?»

Airams Frage verhallte im Leeren.

Borghi sprach eintönig weiter, fast wie ein Medium.

«Zu Beginn des dreizehnten Jahrhunderts entstand in dieser Gegend der Ritterorden der Schwertbrüder, in dem sich größtenteils Ritter aus Sachsen und Westfalen, zusammenschlossen. Später, ich glaube 1237, wurde er auf Anweisung des Papstes in den Deutschen Orden eingegliedert, als dessen livländischer Zug, konnte sich aber eine gewisse Eigenständigkeit bewahren unter dem Namen Livlandorden.»

«Ich kann keinen Zusammenhang erkennen», sagte Giacomo.

«Aber es muß etwas geben, und das müssen wir herausfinden.» Der Dicke erholte sich allmählich wieder. Er seufzte und legte die Hand auf die Karte, wobei er vermied, die bräunliche Schrift zu berühren. «Wir müssen prüfen, ob es für dieses Kriegsereignis eine natürliche Erklärung gibt oder ob hier nicht, wie ich glaube, andere Kräfte, die wir im Moment noch nicht kennen, eingegriffen haben.»

«Also müssen wir in die Ardennen fahren», sagte Giacomo.

«Am besten gleich», rieb sich Airam die Hände.

Borghi gebot ihnen zu schweigen und lenkte mit seinem Blick ihre Aufmerksamkeit wieder auf die Schrift.

So geheimnisvoll, wie sie gekommen war, löste sie sich wieder auf. Ganz langsam verschwand sie, ohne eine Spur zu

hinterlassen.

VII

... nach dem Willen Papst Gregors IV. verbanden sie sich 1237 mit dem Deutschen Orden, der sehr viel mächtiger war. Zudem hatten sie dieselben Aufgaben: die christlichen Missionen im Baltikum zu schützen und die rasche Bekehrung der polnischen und russischen Heiden voranzutreiben, notfalls mit Gewalt.

Aber nicht alle Ritter schlossen sich an. Sie bezichtigten die Mitbrüder, die nun im Deutschen Orden den livländischen Zweig bildeten, des Verrats und der Ketzerei und erklärten sich zu den rechtmäßigen Vertretern des Schwertbrüderordens, der 1204 in Riga gegründet worden war. Außer dem Namen behielten sie auch die Ordenstracht: eine schwarze Tunika und einen weißen Umhang, auf dem in Rot ein Schwert und ein Kreuz eingestickt waren. Sie zogen sich aber nach Südwestdeutschland zurück, wo der Einfluß des Deutschen Ordens geringer war. Einige gelangten mit den Kreuzrittern bis ins Heilige Land...

Der Deutsche Orden wurde 1525 abgeschafft, den Livlandorden ereilte 1561 dasselbe Schicksal. Seine Ländereien gingen in den Besitz des Königreichs Polen über.

«Das ist alles», sagte Pater Belisario, schloß das Buch und stellte es wieder in ein Regal zurück, einer der wenigen Gegenstände, die noch an den ursprünglichen Zweck dieses Raumes erinnerten, nämlich an die Klosterbibliothek. Inzwischen war hier ein Lager für die verschiedensten Dinge: Teller und Becher aus Pappe, Papierservietten, Musikinstrumente, Sportgeräte, Schachteln mit Lebensmitteln und Medikamenten und anderes mehr.

Giacomo betrachtete die aneinandergereihten Bände, als sähe

er sie zum ersten Mal. Die meisten betrafen theologische Fragen und die Auslegung der Heiligen Schrift, aber es gab auch viele esoterische und gelehrsame Werke. Das Buch, aus dem der Pater eben vorgelesen hatte, stammte aus dem achtzehnten Jahrhundert und handelte von den Ritterorden.

«Können Sie mir noch mehr sagen, Pater?»

«Angeblich hat man versucht, den Schwertbrüderorden oder den Livlandorden wieder auflieben zu lassen. Ich weiß aber nicht, ob das stimmt.»

Giacomos Interesse flammte erneut auf.

«Wann?»

«Im letzten Jahrhundert, und dann in den dreißiger Jahren. Natürlich in Deutschland.» Pater Belisario nahm die Hände des Jungen, als ob er ihn aufrütteln wollte. «Geh nicht mehr zu Professor Borghi. Das ist ein zweifelhafter Mensch, er ist nicht rein und klar wie du.»

«Aber seinen Titel führt er zu Recht.»

«Ja, ein Titel aus der Schweiz, den er sich mit Fernstudien erworben hat, in welchem Fach auch immer... Vielleicht in Magie. Laß es sein! Dieser Mann benutzt dich und deinen Freund als Werkzeug.»

«Was will er denn erreichen?»

«Das weiß ich nicht. Aber euch sagt er es bestimmt nicht.»

Der Pater ließ ihn los und räumte eine Schachtel auf. Giacomo dachte weiter angespannt nach.

«Dieses Wort, Livland - ich habe selbst gesehen, wie es auftauchte und wieder verschwand. So wie auch ein Teil der Zeichnung, die ich zu Hause habe, verschwunden ist. Das hatte ich Ihnen ja schon erzählt.»

«Welcher Teil war das doch gleich?»

«Der Tempel.»

«Und die zwei Jahreszahlen?»

«Die sind noch da.»

Pater Belisario nickte, ohne etwas zu sagen. Aber die Zahlen - 1489-1989 - waren in seinem Innern wie mit eisigen Nadeln eingeritzt.

Die Beunruhigung des alten Dominikanermönchs wuchs ständig. Da er beschlossen hatte, das schreckliche Geheimnis in der Krypta für sich zu behalten, konnte er sich niemandem anvertrauen und sich Erleichterung verschaffen. Auch im Beichtstuhl hatte er nie etwas erwähnt, und so versuchte er, sein Sünderdasein mit heilbringenden Gebeten zu mildern. Aber die Gefühle, die ihn bewegten, waren in Wirklichkeit vielschichtig und geradezu widersprüchlich. Er fühlte sich zwar als Sünder, aber nur bis zu einem gewissen Grad. Ein böses Wesen zu bewachen und es damit an neuen Untaten zu hindern, war das wirklich eine Sünde? Es war vielleicht kein Verdienst, denn er hatte Azughir ja nicht selbst gefangen. Doch er war einverstanden gewesen, sein Wächter zu sein und damit auch sein Seelenheil aufs Spiel zu setzen...

Giacomos Stimme holte ihn in die Wirklichkeit zurück.

«Pater, was geht eigentlich vor?»

Der Mönch lächelte und strich sich über den Bart.

«Es kann geschehen, daß die Erkenntnis auch der Wahrheit der Sinne nachgeben muß.»

«Aber die Gründe, das Ziel...»

«Die Gründe, das Ziel...», murmelte Pater Belisario. «Die höchste Erkenntnis ist die Wahrheit Gottes. Das ist der Weg, zu dem ich dich auffordern will. Wie sagt man doch: die Philosophie ist die Magd der Theologie. Da kommt mir in den Sinn, wie wir uns kennengelernt haben. Irgendwie, ich weiß nicht mehr, warum, sind wir auf Shakespeare zu sprechen gekommen und ich zitierte dir einen Satz von ihm.»

«Daran erinnere ich mich gut. Der Satz war aus *Hamlet*, und es hieß da, daß es mehr Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, als sich unsere Philosophie vorstellen kann.»

«Genau. Findest du das nicht auch richtig?» Der Pater sah den Jungen prüfend und voll Zuneigung an. «Irgend etwas bedrückt dich sehr stark. Öffne dein Herz, Giacomo. Schließlich bin ich dein geistlicher Vater. Diese heikle und schwierige Aufgabe hast du mir selbst übertragen.»

«Wenn Sie nicht wären, und die Mitbrüder, ich glaube, ich wollte sterben.»

«Red keinen solchen Unsinn», ermahnte ihn der Pater streng. «Sterben. Sicher werden wir sterben, wenn der Moment gekommen ist. Aber wer sich zu den Bedrängten rechnet, ist weit, sehr weit von einem freiwilligen Tod entfernt. Nur wer verzweifelt ist, kann sich den Tod wünschen, obwohl das ein unwiderruflicher Fehler ist. Also los, nun mach schon den Mund auf.»

«Anna», sagte Giacomo nach langem Zögern. «Ich weiß nicht, weshalb, aber ich fühle mich verantwortlich für ihren Tod. Ein so schrecklicher und ungerechter Tod. Absurd.»

«Absurd?» wiederholte Pater Belisario gleichmütig. «Ich würde sagen, nicht entschlüsselbar.»

«Ja, wie die Zeichen und Worte, die erscheinen und verschwinden. Wenn ich daran denke, daß Anna im selben Moment getötet wurde, als ich jenes blutrote Wort las - wie kann ich da mein Herz und meine Seele von dieser zentnerschweren Last befreien?»

Beim Sprechen war Giacomas Gesicht heiß geworden und sein Atem ging schwer.

Als der Pater zu dem Schluß kam, die Aussprache hätte ihre heilsame Wirkung gehabt, faßte er den Jungen unter dem Arm: «Gedenke ihrer in deinen Gebeten. Du hast keine Schuld, keine Verantwortung. Es war so, weil es so sein mußte.»

In ländlicher Umgebung auf einem Hügel hinter der Stadt gelegen, hatte die Einsiedelei San Sebastiano nur zum Teil die Merkmale der ursprünglichen Zisterzienserabtei aus dem vierzehnten Jahrhundert bewahrt.

Schwere Eingriffe hatte es vor allem im neunzehnten Jahrhundert gegeben. Im Grunde waren nur die Kirche (ohne Turm, wie es die Ordensregel der Zisterzienser vorschreibt) und der herrliche Kreuzgang unversehrt geblieben. Der Rest, vom Kapitelsaal bis zum Parlatorium, vom Refektorium bis zum Flügel der Laienbrüder, bestand nun aus verschiedenen großen Räumen. Sie dienten keinem bestimmten Zweck, sondern warteten auf ihre Restaurierung, die niemals erfolgen würde. Seit dem Weggang der Zisterzienser, also seit längst vergangenen Zeiten, beherbergte das Obergeschoß in einer Reihe von kleinen Zellen Einsiedlermönche, die man nicht zu Gesicht bekam.

Die Verwaltung des Anwesens, das jedermann nur «die Einsiedelei» nannte, war schließlich Pater Belisario zugefallen. Dieser hatte hier sein eigenes Reich geschaffen und vor ein paar Jahren beschlossen, an diesem Ort - provisorisch und auf unbestimmte Zeit - den Sitz der Liga der Bedrängten anzusiedeln, einer Jugendorganisation, die neben vielen anderen Zwecken, von denen sie getragen wurde, auch die Erlangung des Glaubens zum Ziel hatte, zumindest für den, der danach trachtete. War sie laizistisch oder konfessionell ausgerichtet? Das Wesen der Liga war unbestimmt; sie galt als *«offene»* Institution. Es gab nur wenige Regeln, die beachtet werden mußten, dafür aber zahlreiche Aktivitäten, in denen es sich zu bewähren galt.

Die Liga war tief in das soziale Gewebe der Stadt hineingewachsen und zählte fast zweihundert Mitglieder. Es hätten viel mehr sein können, wenn die Aufnahmebedingungen weniger anspruchsvoll gewesen wären. Woher rührte aber ein solches Elitedenken in einer Organisation, die die Gleichheit zu

ihrem Credo erhoben hatte? Die Mitglieder der Liga antworteten, daß die Qualität über allem stehen müsse: der Adel der Qualität gegen die Niederungen der Quantität und Vermassung.

In der Tat gehörten junge Männer aus allen Schichten der Liga an: Studenten und Akademiker, Arbeiter und Angestellte, Freiberufler und Arbeitslose, die alle vom festen Band der Solidarität und Brüderlichkeit zusammengehalten wurden.

Giacomo und Pater Belisario traten vor das Klostergebäude.

Im Hof hatten ungefähr zwanzig junge Männer zwei Mannschaften gebildet und so, wie sie waren, in Mänteln, mit Schals und Mützen, ein Fußballspiel improvisiert. Sie spielten praktisch im Dunkeln, nur mit den wenigen Lampen, die im Kreuzgang brannten, und dem spärlichen Licht, das von den Zellenfenstern der Eremiten im oberen Stock herunterdrang.

Zufrieden betrachtete Pater Belisario eine Zeitlang die Spieler und hörte ihren Ruf zu, während Giacomo sich neben ihm die Sätze ins Gedächtnis rief, die der Pater den Mitgliedern der Liga gern wiederholte, sowie sich die Gelegenheit bot (und das war häufig der Fall): «Jeder von euch muß unfehlbar sein und unersetztlich. Ihr seid in jedem Augenblick der lebende Beweis, daß das Bedrängende, wer oder was immer es auch sei, nicht dominiert und schon gar nicht die Oberhand gewinnt.»

Die laute und wohltönende Stimme von Pater Belisario schallte über den Hof: «Bravissimo! Ich verstehe zwar nicht viel davon, aber ich glaube, ihr seid ein Haufen Nieten!»

Das Spiel wurde unterbrochen, die Jungen begrüßten im Chor Pater Belisario und drängten sich um ihn. Sie glühten vor Anstrengung und schubsten sich ausgelassen herum wie Schulbuben. Sogar der Pater wirkte wie ein Lausebengel, besonders als er sich in ihre Kabbeleien einmischt.

«Pater, ich will Schauspieler werden.»

«Bist du das nicht schon?»

«Im Ernst, Pater», warf ein anderer sich. «Wir gründen ein Theater. Mit den Eintrittskarten verdienen wir ein bißchen Geld, und dann lassen wir auch Mädchen auftreten. Habt ihr kapiert, Brüder? Mädchen!»

Der Vorschlag erntete zustimmendes Gebrüll.

Ein dritter fragte lachend: «Carletto, warum kommst du nicht in meine Werkstatt? Da kannst du lernen, an einer Drehbank zu arbeiten.»

«Was hat eine Drehbank mit Mädchen zu tun?»

«Eine ganze Menge», grinste der Pater.

Alles brach in Gelächter aus.

«Nun sagen Sie bloß, Pater, daß ihr Priester schon bei der ökumenischen Pornographie angelangt seid!»

«Was für ein Wortungetüm», sagte Pater Belisario begeistert. «Ich weiß zwar nicht, was es bedeutet, aber meiner Meinung nach passen Drehbank, Theater und Mädchen ohne Probleme zusammen.»

«Stimmt es, daß wir übertrieben fromm sind?»

«Der einzige Fromme hier bin wohl ich selbst.» Der Pater mußte lachen und steckte die anderen damit an. «Wer von euch geht manchmal in die Messe?»

Nur zwei Hände erhoben sich.

Nach einem Schwanken hob auch Giacomo die Hand, wobei er sich sagte: «Die Wahrheit, immer nur die Wahrheit.»

«Donnerwetter!» rief der Pater. «Wenn ihr euch schon bedrängt fühlt, wie soll Gott sich dann erst fühlen? Zum Glück ist er nicht kleinlich.»

«Und auch nicht wählerisch.»

Pater Belisario klatschte in die Hände. «Schluß für heute, es ist spät geworden.»

«Aber es ist doch gerade erst sieben», wandte jemand ein.

«Wir haben noch Vorstandsversammlung», sagte ein nicht sehr großgewachsener junger Mann, dessen Kopf durch eine schwere Pelzmütze etwas unförmig wirkte. Er war der Präsident der Liga, und man sah ihm an, wie stolz er darauf war.

Die Gruppe löste sich auf.

Einige wenige blieben da, während die anderen mit ihren Motorrollern und Autos und vor allem geräuschvollem Spektakel davonfuhren.

Der leitende Ausschuß hielt seine Sitzungen im früheren Refektorium ab, an einer *fratina*, einem schmalen und langen antiken Klosterstisch. Der Präsident saß an einem Ende, Pater Belisario gegenüber. Die Plätze an den Längsseiten nahmen die Mitglieder des Ausschusses ein - insgesamt sechs Brüder, darunter Giacomo.

Der Präsident, ein junger Arzt, verlas die Punkte der Tagesordnung, über die abgestimmt werden mußte. An diesem Abend waren es ziemlich viele. Im wesentlichen ging es darum, das Fortbestehen der humanitären Aktivitäten der Liga sicherzustellen, zu deren Durchführung die Arbeit vieler Mitbrüder in den monatlichen Schichten notwendig war. Man mußte den nächsten Schichtwechsel festlegen, wobei Rücksicht zu nehmen war auf die persönlichen Verhältnisse und die zur Verfügung stehende Zeit der Brüder, die sich gemeldet hatten. Man brauchte auch immer wieder Spezialisten - Ärzte und Pfleger vor allem -, an denen jedoch in der Liga kein Mangel herrschte.

So verging ein guter Teil des Abends mit dem Einteilen derjenigen Brüder, die abends in einer Mensa für Bedürftige arbeiteten, und denen, die der immer größeren Zahl von alleinstehenden alten Menschen halfen.

Auch Giacomo selbst, ebenso wie die anderen Mitglieder des Vorstands, stellte sich zur Verfügung und wurde für die Mensa eingeteilt. Die Entscheidung fiel ihm nicht leicht, da diese

tägliche Verpflichtung einen Aufschub bedeutete für die Reise in die Ardennen, zu der es ihn so sehr drängte. Die Reise wurde so mindestens um einen Monat hinausgeschoben, aber schlimmer war, daß er auf diese Weise vielleicht nicht mit der merkwürdigen historischen Untersuchung fortfahren konnte, die ihn nach wie vor faszinierte. Airam würde sicher ein Gesicht ziehen, aber er mußte Verständnis haben: er durfte sich nicht über das Verhalten eines Freundes wundern, dem er selbst die Attribute «Strenge» und «Pflicht» zugeordnet hatte. Und was war es anderes als eine Pflicht, unglückliche und arme Menschen mit Nahrung zu versorgen, Menschen, die in ihren elementarsten Bedürfnissen bedrängt waren?

In einer Pause wurden unter fröhlichem Geplapper leckere belegte Brote zubereitet und gegessen, dann ging die Sitzung weiter. Der Präsident befragte den Kassenführer nach der finanziellen Situation.

Kassenführer war Pater Belisario, und daher wurde er auch der geistliche und materielle Vater genannt. Mittel waren reichlich vorhanden, und sie stammten keineswegs aus kirchlichen Quellen. Über ihre Herkunft äußerte sich der Dominikaner jedoch nicht näher, denn, so rechtfertigte er sich, die öffentlichen oder privaten Spender wollten unbekannt bleiben. Man wußte, daß der Pater hochgestellte und einflußreiche Leute kannte, und etliche Mitglieder der Liga hielten ihn für einen hervorragenden Geschäftsmann, der aus dem vorhandenen Kapital den optimalen Ertrag erwirtschaftete.

Nachdem der wirtschaftliche Bestand geklärt war, verlas der Präsident zwei Vorschläge: die Gründung eines Zentrums für Drogenabhängige und die Einrichtung einer Abendschule, in der die Mittlere Reife nachgeholt werden konnte. Nach einer lebhaften Diskussion wurde der erste Vorschlag abgelehnt oder vielmehr zurückgestellt, da die Liga nicht über genügend Kräfte verfügte, um ernsthaft die Rehabilitierung von Drogensüchtigen in Angriff zu nehmen. Dennoch bekam Giacomo, der diesen

Vorschlag eingereicht hatte, das Versprechen, daß sich die Liga, wenn auch nicht sofort, um die Jugendlichen kümmern würde, die von der Bahn abgekommen waren und im Abseits lebten, in jener Grauzone, in der man leicht in Drogenabhängigkeit, Kriminalität und Prostitution abgleiten konnte.

Die Idee, eine Abendschule einzurichten, wurde gebilligt, allerdings unter der Bedingung, daß die Schule auch für Nichtmitglieder zugänglich sein müsse, und zwar kostenlos, wie Pater Belisario hinzufügte.

Der Präsident las dann einen Brief vor, den er aus Rom erhalten hatte. Eine Jugendorganisation mit Namen «Die vereinigten Brüder» veranstaltete im März in Rom ein Treffen von Vertretern der vielen Organisationen, die ähnliche humanitäre Ziele überall in der Welt verfolgten. Bei diesem Treffen sollten die Grundlagen für gemeinsame humanitäre Aktionen geschaffen werden.

Eine Teilnahme erschien sinnvoll, und Giacomo bekam diese Aufgabe übertragen.

Schließlich befaßte sich der Vorstand mit den neuen Anträgen auf Aufnahme in die Liga. Jeder Kandidat wurde in seiner Abwesenheit von einem Mitglied des Ausschusses vorgestellt und vertreten, und dieser mußte die Fehler des Kandidaten (mit der moralischen Verpflichtung, nichts zu verschweigen) ausführlich darlegen, während über die Verdienste hinweggegangen wurde, da sie bei der Beurteilung nicht viel zählten.

Ab und zu war die Liste der Fehler lang (er trinkt, er ist faul, er mag nicht arbeiten oder lernen, er begeht kleine Diebstähle, er ist zu sehr hinter Frauen her, er ist arrogant, streitsüchtig, egoistisch und ähnliches), aber das mußte nichts besagen. Viel wichtiger war dagegen, ob ein Kandidat willens war, seine Fehler abzulegen und sich zu bessern.

Die Aufnahme erfolgte in jedem Fall durch eine geheime

Abstimmung mit schwarzen und weißen Kugeln. Jedes Mitglied im Vorstand hatte eine schwarze und eine weiße Kugel - sie bedeuteten Ablehnung oder Zustimmung - und mußte bei einer Wahl die entsprechende Kugel in ein abseits stehendes Kistchen mit einem Loch werfen. Pater Belisario gehörte nicht zum Vorstand und hatte kein Stimmrecht; aber ihm fiel die Aufgabe zu, das Kistchen zu öffnen und das Ergebnis zu verkünden.

An diesem Abend wurden neun Kandidaten aufgenommen und zwei abgewiesen.

Später, als er wieder allein war, stieg Pater Belisario zur Einsiedelei hinauf, um in der kleinen Kapelle zu beten, über deren Altar das große Holzkruzifix hing.

Am Ende der Treppe erwartete ihn eine dürrer, bucklige Gestalt. Es war der uralte Meßdiener, der ihm von einer Entdeckung berichtete. Jemand hatte versucht, vermutlich bei Nacht, das Schloß an der Tür aufzubrechen, die den Zugang zur Krypta versperrte.

Pater Belisario sagte, er wolle es sich ansehen, und entfernte sich mit düsterem Gesicht.

VIII

Die Arbeit in der Mensa fiel Giacomo schwerer, als er erwartet hatte. Zwar erforderte diese übernommene Verpflichtung nicht viel Konzentration, doch wurde er mit jedem weiteren Abend auch über die wenigen Stunden der eigentlichen Arbeit hinaus davon so in Anspruch genommen, daß er sich einen großen Teil des Tages auch im Geist damit beschäftigte. Er biß aber die Zähne zusammen, und dank seines ausgeprägten Pflichtbewußtseins hielt er tapfer aus.

Die Mensa lag in der Gegend der Via del Pratello mitten im alten Zentrum. Die baufällige Halle wurde mit Holzöfen beheizt und war von einer hölzernen Trennwand durchzogen: auf der einen Seite wurde gekocht, auf der anderen gegessen.

Frauen und Kinder, alte Leute, Asiaten und Neger waren hier die Stammgäste, meistens um die fünfzig Menschen, ungefähr so viele, wie Platz hatten an den großen Tischen, an denen das Essen serviert wurde.

Wenn gegen acht Uhr abends geöffnet wurde, bildete sich eine Schlange und zwei Brüder der Liga regelten den Zutritt, nicht nur der Zahl nach. Aber nachdem die Mensa schon einige Monate in Betrieb war, kam es selten vor, daß jemand nicht eingelassen wurde. Es hatte sich inzwischen eingespielt, daß diejenigen, die später kamen, einen Blick auf die Schlange warfen und dann entschieden, ob es sich zu warten lohnte oder nicht.

Drei Brüder servierten an den Tischen und drei waren in der Küche beschäftigt. Giacomo hatte eine Stelle als Hilfskoch gewählt, obwohl er vom Kochen wenig beziehungsweise gar keine Ahnung hatte, da sich zu Hause der alte Anselmo und eine Hausangestellte um die Mahlzeiten kümmerten.

Airam wollte ihn unbedingt bei der Arbeit besuchen, damit sie

nachher gemeinsam darüber lachen konnten, aber Giacomo verweigerte es ihm hartnäckig. Die beiden trafen sich in dieser Zeit selten, höchstens ab und zu an der Universität. Airam besuchte nach wie vor Professor Borghi. Er hatte immer noch die Absicht, jenes Kriegsereignis aufzuklären, über das er unaufhörlich Informationen sammelte. Ungeduldig wartete er, bis Giacomo Zeit hatte, denn er wollte mit ihm gemeinsam zu der Ortsbesichtigung in die belgischen Ardennen fahren, wie sie es beschlossen hatten, als sie das letzte Mal bei Professor Borghi waren - in jener unvergeßlichen Nacht, die ihnen das Rätsel der blutroten Schriftzeichen aufgegeben und die in dem schauerlichen, geheimnisvollen Tod von Anna gegipfelt hatte. Aber für Giacomo stand die Ardennenreise noch nicht fest; ihm war, als ob sie von einem Signal abhinge, von einem positiven oder negativen Zeichen, auf das er wartete, obwohl er es nicht kannte.

Am Ende seiner Arbeitsschicht, am letzten Abend - Dienstag, den 28. Februar -, durfte Airam in die Mensa kommen.

Er erschien, als die Arbeit nahezu beendet war und schon aufgeräumt wurde. Giacomo trug einen blauen Kittel. Er hatte die Ärmel hochgekrempelt und schwitzte gerade beim Spülen eines riesigen Kochtopfes.

«Du siehst aber komisch aus», meinte Airam, der sich beherrschen mußte, um nicht zu lachen. «Doch obwohl du komisch aussiehst, strahlst du mit jeder Pore Pflichtbewußtsein aus.»

«So so», sagte Giacomo, ohne seine Arbeit zu unterbrechen. «Da siehst du, was man tun muß, um Küchenjunge zu werden. Du tätest gut daran, dir auch eine Karriere in Reserve aufzubauen. Oder wie man heute sagt, eine Alternative.»

«Ich glaube, ich wäre der ideale Küchenjunge. Das liegt mir im Blut.»

«Vincipane, Airam - Küchenjunge der ersten Kategorie. Bei

Bedarf und tarifgerechter Bezahlung auch Mädchen für alles.»

Airam wandte den Blick ab.

«Eigentlich kann ich mir überhaupt keine Karriere vorstellen. Sehe ich aus wie ein Lehrer?»

«Nein.»

«Wie ein Beamter?»

«Wirklich nicht.»

«Sehe ich vielleicht aus wie ein Manager oder Unternehmer? Wie ein Geschäftsmann?»

«Leider nicht, bester Vincipane.» Giacomo wurde ernst. «Aber wie siehst du dich, wenn du an die Zukunft denkst?»

Airams Lächeln verschwand. «Gar nicht. Und wenn ich mich noch so anstreng. Null.»

Giacomo streifte die Gummihandschuhe ab und wusch sich die Hände in einem Eimer.

«Und wie siehst du mich?»

«Oh, auf tausend verschiedene Arten. Sogar als General oder Kardinal.»

«Ein Gesicht für alle Fälle, passend zu allen Gelegenheiten, ohne charakteristische Züge.»

Airam gab keine Antwort. Er hielt einen Teller in der Hand und schien ihn sehr genau zu betrachten.

«Sag mir die Wahrheit, Giacomo. Ich durfte dich nicht besuchen, weil du nicht wolltest, daß ich dich so sehe.»

«Nein. Du solltest lediglich diese Arbeit als ernsthafte Verpflichtung akzeptieren.»

«Ich weiß, aber das ist nicht alles», beharrte Airam. «Die Wahrheit, Giacomo. Es ist deine Pflicht, die ganze Wahrheit zu sagen. Während du deine katholischen Schuldgefühle besänftigst, schämst du dich gleichzeitig dafür. Du hattest Angst, dich auch einmal nackt zu zeigen, ohne deine maßlose

Eigenliebe.»

Giacomo lief puterrot an, aber er wollte nicht nachgeben, er wollte nicht antworten. Er zog den blauen Kittel aus und begann, sich anzukleiden.

Um zu beenden, was offen geblieben war, bemerkte Airam spitz: «Ich verdiene wohl nur Schweigen. Freunde ja, gleichberechtigt nein, so ist es doch.»

«Vergiß es, Airam. Laß uns gehen.»

Draußen empfing sie ein Nebelschleier. Giacomo stieß einen tiefen Seufzer der Erleichterung aus. Schweigend gingen sie ein paar Schritte. Schließlich fragte Airam: «Es ist erst zehn, sollen wir noch irgendwohin gehen?»

«Ich gehe nach Hause. Ich muß dringend ausschlafen.»

Airam schlug eine andere Richtung ein, blieb aber stehen, als sein Freund ihn rief.

«Was gibt es?»

Giacomo preßte die Lippen zusammen und schaute Airam an. Endlich entschloß er sich: «Ich denke schon eine Weile darüber nach. Möchtest du in die Liga eintreten?»

Airam hätte am liebsten ein begeistertes Ja ausgerufen, aber er schluckte es hinunter.

«Mal sehen. Ich weiß nicht, ob ich dem gewachsen bin.»

«Du hast es doch schon gesehen. Der Arbeit als Küchenjunge bist du auf jeden Fall gewachsen.»

«Bestimmt. Aber was müßte ich sonst noch tun?»

«Es gibt keine bestimmten Pflichten. Jeder von uns bietet sich spontan an.»

Airam fing an zu lachen.

«Ist es nicht komisch, daß ausgerechnet du, der Meister des Pflichtgefühls, mir sagst, es gibt keine Pflichten?»

«Lieber Vincipane, vielleicht hast du nie darüber

nachgedacht, und ich habe es übrigens von einem Lehrer am Gymnasium gelernt: eine Pflicht ist echt und aktiv, wenn sie freiwillig ausgeübt wird. Wird sie einem aber auferlegt, ist sie bloß passiv, und man sollte dann besser von Zwang sprechen.»

Zu Hause blieb Giacomo in Gedanken versunken vor der byzantinischen Madonna stehen. Dabei überfiel ihn eine unbezwingbare Schläfrigkeit, und angezogen, wie er war, warf er sich aufs Bett.

Er schlief sofort fest ein. Aber er fand keine wohltuende Ruhe, keinen richtigen Schlaf. Vielmehr befahl ihm eine Art Lähmung oder Erstarrung, während in seinem Kopf zahllose Bilder sich überstürzten und verzerrten.

Es waren Gestalten mit vertrauten Zügen. Seine Mutter spielte Klavier, aber die Tasten blieben ihr an den Fingern kleben; sein Vater kehrte ihm den Rücken zu, dann drehte er sich langsam um und sein Gesicht war ein Totenschädel, der ihm tonlos etwas zuschrie; Airam, mit nacktem Oberkörper und die Hände auf dem Rücken gefesselt, lachte ausgelassen, während Pater Belisario ihn mit einem Gürtel blutig peitschte; eine echte Peitsche benutzte dagegen Helmut Weise (ein Deutschlehrer, den Giacomo vor einigen Jahren kennengelernt hatte), um vier Rappen schneller und immer schneller vorwärtszutreiben, die einen offenen Wagen voller Leichen zogen.

Giacomo versuchte ständig zu reagieren, aber es war ihm unmöglich, sich zu bewegen oder zu sprechen.

Zur gleichen Zeit raste ein Taxi von der im Dunkel versunkenen Einsiedelei San Sebastiano in die Stadt hinunter, dessen Fahrgäst den Chauffeur immer wieder zur Eile antrieb.

Auf einmal hörte Giacomo auf, sich hin und her zu werfen. Von Angst und Schrecken erfüllt, blieb er regungslos liegen. Er konnte nicht einmal mehr atmen.

Anna war erschienen.

Sie trug ein weißes Brautkleid, in dem sie sehr jung aussah.

Ihr Gesicht aber war von Haß entstellt und verhärtet. Langsam und unsicher ging sie voran, als sei sie blind und suchte sich zurechtzufinden. Schritt für Schritt näherte sie sich dem Bett. Mit beiden Händen umklammerte sie ein schweres, langes, mittelalterliches Schwert.

Giacomo hatte das dumpfe Gefühl, es müsse ein Alptraum sein, weil alles so unerträglich langsam ablief.

War es aber wirklich ein Alptraum?

Als Anna endlich neben ihm angelangt war, hob sie mühsam das Schwert und ließ es bis hinter ihre Schultern schwingen. Sie schickte sich zu einem so starken Hieb an, wie es ihre Kräfte nur zuließen. Ein Schlag, der den Hals des jungen Mannes glatt durchtrennen würde.

Plötzlich hielt das Mädchen inne, als wäre sie von etwas oder jemandem außerhalb des Zimmers gestört worden. Das Schwert verharrete in der Luft, wenige Zentimeter über Giacomas Hals, während Anna horchte und den Kopf zur Tür drehte. Dann entfernte sie sich und verschwand so rasch, als hätte sie sich in Luft aufgelöst.

Ein drängendes Klopfen an der Tür weckte Giacomo, der mit einem befreiten Ausruf antwortete. Der alte Anselmo schaute herein und meldete mit der ihm eigenen Würde, der Signorino habe Besuch. Ein vornehmer Herr erwarte ihn im Besucherzimmer.

Giacomo, der allmählich wieder zu sich kam, sah verwundert auf die Uhr.

«Aber es ist Mitternacht.»

Anselmo zuckte die Schultern. «Er war sehr hartnäckig und sagte, es sei dringend. Es ginge um Leben und Tod - das hat er wirklich gesagt.»

«Wer ist es? Kennen Sie ihn?»

Der Diener schüttelte den Kopf.

«Ich glaube aber, ihn schon einmal gesehen zu haben. Ach ja, er sagte noch, er sei ein Freund von Ihnen, und ich habe mir erlaubt, ihm das zu glauben.»

Giacomo erhob sich vom Bett, zog die Krawatte zurecht und suchte ein anderes Jackett.

Der Mann, der auf ihn wartete, war eben im Taxi von San Sebastiano heruntergekommen. Er war um die vierzig und ziemlich groß. Die aschblonden Haare reichten ihm bis in den Nacken; die klaren, blauen Augen, die feinen Lippen und die scharfe, gerade Nase gaben ihm ein entschiedenes und willensstarkes Aussehen. Auch seine schlanke Gestalt, die ein eleganter dunkler Anzug sehr gut zur Geltung brachte, drückte Energie und Entschlossenheit aus.

Im Salon war ein hübscher Kamin aus dem siebzehnten Jahrhundert angezündet. Der Mann stand davor und streckte seine weißen, sorgfältig gepflegten Hände über die Flammen. Die heftige Angst, die ihm auf der Fahrt so sehr zugesetzt hatte, war einer angenehmen Unruhe gewichen, wie sie oftmals einer lang ersehnten Begegnung vorausgeht.

Als Giacomo eintrat, empfing ihn der Mann mit einem breiten Lächeln. Verblüfft und ungläubig blieb der Junge stehen.

«Doktor Weise!»

«Ciao, Giacomo.»

Sie begrüßten sich mit einer angedeuteten Umarmung, die in ein langes und herzliches Schütteln aller vier Hände überging.

«Sie... Sie sind hier.»

«Früher haben wir uns beim Vornamen genannt. Hat sich seitdem etwas geändert?»

«Natürlich, natürlich nicht, Helmut. Die Wiedersehensfreude hat mir den Atem verschlagen.»

«Ich bin auch ganz außer Atem geraten auf meinem Weg hierher.»

Giacomo legte fragend den Kopf zu Seite.

«Ich habe mir erlaubt, mitten in der Nacht hereinzuplatzen, weil ich beunruhigt war. Ich hatte die Vorstellung, das Gefühl, du seist in Gefahr. Du weißt ja, daß ich an solche Dinge glaube.»

«Gefahr?» wiederholte Giacomo, um Zeit zum Nachdenken zu gewinnen. In raschen Bildern ließ er den schrecklichen Alptraum von eben nochmals an sich vorüberziehen. Anna, die ihn töten wollte... Aber das war ein Trugbild, Ausdruck seines Schuldgefühls, das er immer noch mit sich herumtrug! Trotzdem, sie war genau in dem Moment verschwunden, als Helmut Weise angekommen war.

«Gerade habe ich von dir geträumt.»

«Und schon bin ich hier. Siehst du nicht, daß es da einen Zusammenhang gibt?»

Sie setzten sich an den Kamin. Helmut bat Giacomo, alle Lichter zu löschen, da das Feuer hell genug war. Der Schein der Flammen, die sich in fortwährender und ruhiger Bewegung verzehrten, begünstigte den Fluß eines Gesprächs, das einen längeren Zeitraum in ihrer Vergangenheit überbrücken mußte.

Sie hatten sich fast zwei Jahre nicht mehr gesehen, und besonders für Giacomo waren es entscheidende Jahre gewesen, die ihn verändert hatten. Aus einem neugierigen und interessierten Jugendlichen war ein fast zu reifer junger Mann geworden.

Es sprach vor allem Giacomo. Er bemühte sich, nichts auszulassen, und wurde immer präziser, je näher er die Gegenwart berührte. Helmut war derselbe aufmerksame Zuhörer geblieben, der sich den Pausen der Erzählung anpaßte und nur manchmal vorsichtig unterbrach, um eine genauere Erklärung zu erbitten. Er folgte dem Bericht mit einem nachdenklichen Lächeln, während sein Blick, der im Halbdunkel einen metallischen Glanz angenommen hatte, keinen Moment von

Giacomos Gesicht wich.

Von Zeit zu Zeit verspürte Giacomo ein leichtes Unbehagen, denn ihm war, als könne Helmut's Blick bis in sein Innerstes vordringen und es bloßlegen. Plötzlich fiel ihm auf, daß jemand anders genau denselben Blick hatte und ihn damit manchmal auf genau dieselbe rätselhafte Weise anblickte: Pater Belisario.

Aber die Gemeinsamkeiten dieser zwei Männer gingen noch weiter: Giacomo betrachtete beide als seine Vertrauten, seine Meister und geistigen Väter. Auf ganz natürliche Weise hatte einer den anderen abgelöst, und Giacomo war von seiner Entdeckung so betroffen, daß er einfach fragen mußte, ob sie sich kannten.

Nach einem kurzen Zögern, das Giacomo der Gedächtnisanstrengung zuschrieb, verneinte Helmut die Frage, fügte aber hinzu, er würde den Pater gerne kennenlernen.

Am Ende der Erzählung verweilte Helmut noch an einem Punkt.

«Die abtrünnigen Schwertbrüder und der livländische Zweig des Deutschen Ordens», dachte er laut. «Die Geschichte wiederholt sich in der Tat. Jahrzehntelang hat die Menschheit einen Atomkrieg gefürchtet, und statt dessen... Es ist unglaublich.»

«Was denn?»

«Und statt dessen werden wieder religiöse Konflikte, Glaubenskriege ausbrechen.» Unvermittelt fragte er: «Wer ist dieser Professor Borghi?»

«Wie ich schon sagte, ein seltsamer Mensch. Er scheint übernatürliche Kräfte zu besitzen.»

«Ich habe mich nicht richtig ausgedrückt. Ich meinte, hat er deiner Ansicht nach echtes Interesse an historischer Forschung oder verbirgt sich dahinter die Suche nach etwas anderem, das er dir und deinem Freund nicht enthüllen will?»

Die Frage überraschte Giacomo nicht. Schon Pater Belisario hatte ihn mit nahezu denselben Worten warnen wollen.

«Eine andere Suche? Nach was?»

Anstatt zu antworten, stand Helmut auf.

«Ich möchte gern die Zeichnung sehen, die dich so beeindruckt hat.»

Sie gingen in den Salon hinüber, wo die Druckgraphiken hingen. Helmut schien von der Zeichnung nicht übermäßig ergriffen, vielleicht weil sie in diesem Zustand wie eine beliebige Architekturstudie von Piranesi aussah.

«Wer hat außer dem Antiquar das Bild gesehen?»

«Airam.»

«Und sonst? Borghi, Pater Belisario?»

«Nein, denen habe ich nur davon erzählt.»

Inzwischen betrachtete Helmut die Jahreszahlen auf der Rückseite, doch auch sie irritierten ihn offensichtlich nicht. Wie hatte er denn auf den Bericht reagiert von den keineswegs gewöhnlichen Ereignissen, die Giacomo zugestochen waren? Er hatte überhaupt nicht reagiert, er hatte weder Verwunderung gezeigt noch Fragen gestellt.

«Helmut, hältst du einen Zusammenhang zwischen dem Verschwinden des Tempels und dem Erscheinen des Schriftzugs auf der Ardennenkarte für möglich?»

«Und glaubst du, auch zu Annas Tod könnte eine Verbindung bestehen?»

«Kann sein. Aber warum antwortest du mir immer mit Gegenfragen?»

Helmut lächelte, wobei sich auf seinem auffallend glatten Gesicht lauter feine Falten bildeten.

«Was du dir nicht erklären kannst, mußt du wie einen seltenen, jahrhundertealten Wein Schluck für Schluck trinken.»

Sie verließen den Raum wieder. «Wenn du mich in Stuttgart besuchen kommst, kann ich dir vielleicht eine ganze Flasche von einem solchen Wein vorsetzen.»

«Ich weiß nicht, ob ich nach Deutschland komme. Ich würde gern, aber...»

«Und ob du kommen wirst! Schließlich waren an der Ardennenschlacht auch die Deutschen beteiligt, oder nicht? Du kannst bei einer seriösen historischen Untersuchung doch nicht einfach die eine Seite ausschließen.»

«Ich weiß nicht, ob ich damit weitermachen soll. Ich bin unentschlossen. Könntest du mal mit Borghi sprechen und mir dann einen Rat geben? Das würde mir sehr viel bedeuten.»

Helmut lehnte mit übertriebener Heftigkeit ab.

«Ich will ihn nicht treffen!»

«Warum nicht?»

«Auch er würde das sicher nicht wollen», sagte Helmut, nun wieder ganz ruhig.

«Was machst du momentan? Unterrichtest du?»

Helmut schüttelte den Kopf. «Ich leite das Studienzentrum der Von-Seite-Stiftung. Dort kannst du mich besuchen. Du wirst sehen, das wird eine hochinteressante Erfahrung für dich.»

Sie waren nun in Giacomas Zimmer getreten.

Helmut sah sich um und nickte.

«Es ist alles noch so wie vor zwei Jahren. Du gibst dich sehr erwachsen, Giacomo, man merkt, wie wichtig dir das ist, aber ich habe den Eindruck, du bist noch derselbe Junge von damals.»

Er trat vor die byzantinische Madonna und bekreuzigte sich. Giacomo machte es ihm nach.

«Du hast erzählt, du bist dem christlichen Glauben nähergekommen», sagte Helmut.

«Ein schwieriger Weg, aber der einzige, der mich interessiert.»

«Du kannst den Glauben nicht dauerhaft erlangen, sondern mußt ihn Tag für Tag neu erringen. Du kannst ihn auch leicht verlieren, besonders wenn du meinst, ihn ganz fest in der Hand zu haben.»

Helmut blieb stehen und bewunderte den neunarmigen Leuchter.

«Der stand damals noch nicht hier.»

«Die neun Ritter», sagte Giacomo lächelnd.

Helmut jedoch lächelte nicht. Der Leuchter schien eine starke Anziehungskraft auf ihn auszuüben. Besonders die Gesichter wirkten wie Magneten auf seine Augen, die jetzt so durchsichtig wie Wasser schimmerten.

«Wo hast du ihn her?»

«Von meinem Vater», erwiderte Giacomo gleichgültig.
«Vielleicht wußte er nicht, wohin damit.»

Helmut schwieg gedankenverloren. Endlich sagte er leise:
«Weißt du, wer die neun Ritter sind?»

«Ich würde sagen, Kreuzritter.»

Helmut nickte. «Ja, es sind Kreuzritter. Schau sie dir gut an. Sehen sie nicht aus, als könnten sie sich von einem Moment zum andern in Bewegung setzen?» Er warf einen Blick auf die Uhr. «Gibt es in diesem Museum auch ein Bett? Egal, wie alt es ist, Hauptsache ein Bett.»

Giacomo brachte Helmut ins obere Stockwerk, wo die Gästezimmer lagen. Auf dem Weg dorthin erinnerte Giacomo sich an den Herbst 1986. Helmut war vor kurzem nach Bologna gekommen, um am Thomas-Mann-Institut Deutsch zu unterrichten. Er war ein lebhafter und intelligenter Lehrer, der es ausgezeichnet verstand, seine Zuhörerschaft von überwiegend fünfzehn- bis sechzehnjährigen Jugendlichen zu fesseln.

Zusammen mit vielen anderen hatte sich auch Giacomo dort eingeschrieben, da Doktor Weise schnell zu hohem Ansehen gelangt war. Ebenso schnell war Giacomo vom Lieblingsschüler zu Helmut's Freund geworden, und in Wahrheit war nichts anderes das Ziel des brillanten Gymnasiasten gewesen. Er war ehrgeizig und brannte darauf, sich hervorzutun, nachdem ihm klar geworden war, daß er es mit einem Lehrer zu tun hatte, der außergewöhnliche Fähigkeiten besaß. Der Altersunterschied war kaum zu spüren, er schien im Gegenteil die Freundschaft noch zu bereichern; aber leider hatte diese für Giacomo so anregende und ergiebige Verbindung nur ein paar Monate gedauert.

Eines Tages - das Schuljahr war noch nicht zu Ende - war Helmut buchstäblich verschwunden. Er war abgereist, ohne sich von jemandem zu verabschieden. Er hatte Bologna verlassen und war vielleicht nach Deutschland zurückgekehrt. Es gab bösartige Unterstellungen und Gerüchte über ihn, die Giacomo verletzt und mit Schmerz erfüllt hatten.

In dem geräumigen, nicht sehr warmen Gästezimmer ließ Helmut sich auf das Bett fallen. Zuerst schloß er die Augen, dann öffnete er sie wieder und betrachtete gebannt die Jugendstilornamente an der Decke. So langsam, als würde es ihn anstrengen, begann er schließlich zu sprechen.

«Giacomo, ich bin als ein Freund hierhergekommen, und du hast mich als einen Freund aufgenommen.»

«Bitte keine Dankesworte.»

«Einverstanden», sagte Helmut, ohne den Blick von der Decke zu wenden. «Aber ich bin dir einiges an Erklärungen schuldig.»

«Wie du möchtest. Für mich ist alles so, als ob wir uns gestern zuletzt gesehen hätten.»

«Es war Mai, nicht wahr, als ich wegging?»

«Ja, und ich hatte Angst, dir irgendwie unrecht getan zu haben.»

«Ich weiß auch, was man über mich geredet hat. Daß ich im Institut Geld gestohlen hätte.»

«Ich habe nie ein Wort davon geglaubt.»

«Dabei ist es die Wahrheit.» Giacomo ließ keine Reaktion erkennen. Helmut sprach weiter. «Ich brauchte Geld, und da habe ich es genommen. Ich wollte es wieder in die Kasse tun, bevor der Geschäftsführer etwas merkte. Das hat nicht geklappt, und ich bin auf und davon. Aber ich habe mir Mühe gegeben, das Geld zurückzugeben.»

«Und hast du es zurückgegeben?»

Helmut machte eine zustimmende Geste. «Das Institut hat es als Darlehen betrachtet, auch um einen Skandal zu vermeiden, und hat mich nicht angezeigt.»

Giacomo war froh über dieses Geständnis. Es erhellt einen dunklen Punkt und zeigte zudem eine fehlbare, menschliche Seite an seinem wiedergefundenen Freund und Meister.

Die folgenden Tage (es waren sehr wenige, denn Helmut war nur gekommen, um Giacomo wiederzusehen) verbrachten sie gemeinsam. Der Junge vernachlässigte darüber alle anderen Dinge.

Pater Belisario traf mit Helmut zusammen, und während einer Sitzung der Liga führten sie ein langes Gespräch unter vier Augen.

Spirituelle Themen - so faßte Helmut die Unterredung mit dem Dominikaner zusammen. Dennoch blieb bei Giacomo der Eindruck bestehen, daß sie sich seit geraumer Zeit kannten; ein keineswegs unangenehmer Eindruck für den Jungen, durfte er doch glauben, die Zuneigung und den Schutz von gleich zwei geistigen Führern zu genießen, die sich gewissermaßen gegenseitig ergänzten.

Die Zusammenkunft endete mit einem schönen, vielstimmigen Chor, den ein Teil der Liga als herzlichen Gruß

an den ausländischen Gast im Kreuzgang anstimmte.

Selbstverständlich wollte Giacomo, daß Helmut auch seinen Freund Airam kennenlernen.

Sie besuchten ihn an einem Spätnachmittag in einem Studentenklub, wo er Klavier spielte in einer kleinen Musikgruppe, die zusätzlich noch aus einer elektrischen Gitarre, einer Klarinette und einem Schlagzeug bestand.

In dem leeren Tanzsaal probten die vier jungen Amateurmusiker gerade ein paar moderne Jazzkompositionen, was sich jedoch als ziemlich schwierig erwies, so daß Anspruch und Wirklichkeit nicht ganz übereinstimmten. Die kleine Kapelle sollte samstags und sonntags für die Clubmitglieder zum Tanz spielen. Es gab zwar kein Geld dafür, aber Airam war dabei, weil es ihm Spaß machte, in einer Gruppe zu spielen, ohne sich fest verpflichten zu müssen.

Während Helmut schweigend zuhörte, ließen Giacomo und Airam ein paar sarkastische Bemerkungen über das zusammengewürfelte Orchester fallen.

Anschließend gingen sie zu dritt in eine Trattoria im Zentrum. Giacomo gab sich große, vielleicht zu große Mühe, daß seine beiden Freunde auch gegenseitig Freundschaft schlossen. Aber entgegen seinen Erwartungen war das Resultat eine herbe Enttäuschung. Helmut und Airam beschränkten sich auf eine gleichermaßen ostentative wie formale Höflichkeit. Mit keinem Wort und keiner Geste durchbrachen sie ihre reservierte Haltung, die von Mißtrauen, wenn nicht gar von Feindseligkeit erfüllt war, und hinter der sie sich für die Dauer dieses nicht enden wollenden Abendessens verschanzten. Nicht einmal der von Giacomo reichlich ausgeschenkte Wein konnte über die peinliche Situation hinweghelfen. Von Zeit zu Zeit kreuzten sich die Blicke der beiden, um dann jedoch sofort wieder in eine andere Richtung zu schauen.

Gegen Ende des Abends, nach einem drückenden Schweigen,

wandte sich Helmut unvermittelt an Airam mit der Frage:
«Signor Vincipane, können Sie Arabisch?»

Überrascht und errötend antwortete der Junge: «Ein bißchen
lesen und schreiben.»

Giacomo blieb dieser Wortwechsel im Gedächtnis, auch weil
davon nicht mehr die Rede war.

Später, nachdem Airam gegangen war, mußte Giacomo die
Frage loswerden, die ihn bedrängte.

«Warum magst du Airam nicht?»

«Er ist zwar dein Freund, deshalb muß er aber nicht
zwangsläufig auch mein Freund sein.» Dann fügte er mit einem
Lächeln hinzu: «Ich hatte das Gefühl, er wollte sein Inneres in
einer Muschel verschließen.»

«Diesen Eindruck hast du mir auch gemacht.»

«Muscheln können auch leer sein», sagte Helmut
gedankenverloren, wie im Selbstgespräch. Dann gab er sich
einen Ruck und lächelte. «Vielleicht ist er nur eifersüchtig. Er
will deine Freundschaft für sich allein, und weil ich dich kenne,
wundert es mich nicht.»

Es war ein warmer Abend, und von den Hügeln wehte ein
frühlingshafter Hauch.

«Airam... Airam...», murmelte Helmut. «Das ist ein uralter
Name. So nannten die Christen die Ungläubigen, die Muslime,
die in ihren Diensten standen. Wir sollten nach Hause gehen,
Giacomo. Morgen früh muß ich wieder fahren.»

«Wir werden wohl nicht so bald ins Bett kommen.»

Am nächsten Morgen - Helmut war schon abgereist - stand
plötzlich, lautlos wie immer, der alte Anselmo vor Giacomo, der
gerade im Eßzimmer saß und frühstückte.

«Verzeihen Sie die Störung, Signorino», sagte er, nachdem er
sich mit einem diskreten Husteln bemerkbar gemacht hatte.

«Was gibt es?»

«Einer der Pokale aus dem siebzehnten Jahrhundert ist verschwunden.»

Giacomo nahm einen Schluck Kaffee und fragte: «Sind Sie sicher? Seit wann fehlt er?»

«Gestern nach dem Mittagessen standen noch alle vier in der Vitrine. Das weiß ich genau, denn ich schaue sie jeden Tag an, aus Gewohnheit.»

Giacomo betrachtete den Diener mit ausdrucksloser Miene.

«Was halten Sie davon?»

Anselmo zuckte die Achseln. «Ein Dieb hätte alle vier mitgenommen. Ich darf Sie daran erinnern, daß die Pokale aus massivem Gold sind.»

Wie ein Blitz durchfuhr Giacomo das Bild von Helmut's Gestalt, während der alte Mann ihm mitteilte, daß noch nie etwas weggekommen sei, solange er in diesem Haus diene, nicht einmal eine Stecknadel.

«Wir werden sehen.» Mit diesen Worten schickte Giacomo den Diener weg. Erst jetzt bemerkte er die Regentropfen an den Fenstern.

Es war ein monotoner Regen, der am späten Nachmittag immer noch fiel. Um diese Zeit war die alte Weinstube in der Via dell' Unione (eine verrufene Straße, da hier früher ein Bordell neben dem anderen gestanden hatte) immer voll, und wenn es regnete, herrschte noch mehr Gedränge.

Außer den betagten, seit jeher hier einkehrenden Stammgästen trafen sich in letzter Zeit auch viele junge Leute in diesem Lokal, und so entstand ein buntes Gemisch von laut diskutierenden Zechern und Kartenspielern. Das seltsame Durcheinander wurde noch betont von dem Rauch, der wie eine Nebelkappe über den Tischen hing, und von der spärlichen Beleuchtung, die an die Zeiten der Verdunkelung erinnerte.

Hinten im Saal saß an einem Ecktisch Helmut. Der

hochgeschlagene Mantelkragen und der tief in die Stirn gezogene Hut ließen sein Gesicht kaum erkennen. Seine Finger, die auf den Tisch trommelten oder das Weinglas und die Flasche umklammerten, seine Augen, die unaufhörlich die Eingangstür mit den schmutzigen Milchglasscheiben fixierten, verrieten die Ungeduld, mit der er auf jemanden wartete.

Aber auf wen?

Wie durch einen Windstoß oder Regenschauer flog plötzlich die Eingangstür auf, und in dem engen Durchgang erschien eine hochgewachsene Gestalt. Einen Augenblick lang zeichnete sie sich dunkel gegen den gleichfalls dunklen Abendhimmel draußen ab, während die Gäste im Saal zu erstarrten schienen. Dann ging der Unbekannte quer durch das Lokal zu Helmuts Tisch.

Er trug einen weiten schwarzen Umhang, es konnte auch eine Kutte sein. Um den Hals hatte er einen breiten Schal gewickelt, der bis zur Nase hochgezogen war, und der Kopf war in eine schwarze Kapuze gehüllt, deren vorderer Rand einen Schatten auf das wenige warf, was von seinem Gesicht zu sehen war.

So undeutlich die Gesichtszüge waren, so deutlich stachen die Augen hervor: überaus lebhafte Augen, rot wie glühende Kohlen.

Die seltsame Gestalt nahm Helmut gegenüber Platz, und mit einem langen, knorriegen Finger zog sie den Schal herunter, um ein zähnefletschendes Lächeln zu entblößen, das Überlegenheit und Verachtung zeigte.

Helmuts Blick kreuzte sich mit dem der roten Augen: wie zwei Klingen, die zum Angriff bereit sind, die erste von Haß geführt, die zweite von Hohn und Sarkasmus.

«Offensichtlich gefällt dir diese Stadt», sagte der Kapuzenmann. Er hatte eine tiefe, dunkle Stimme, die direkt aus dem Erdinnern zu kommen schien. «Hier haben wir uns schon einmal getroffen.»

«Vor zwei Jahren», sagte Helmut barsch. «Los, beeilen wir uns.»

«Hoffst du immer noch, du könntest gewinnen?»

Anstatt zu antworten, zog Helmut ein dickes Bündel Karten heraus, alte Tarotkarten, und legte sie mitten auf den Tisch.

Ein unterdrücktes Lachen schüttelte den Kapuzenmann.

«Gegen mich kannst du keine Karten zinken oder falschspielen. Du weißt, daß du mich nie bezwingen wirst, aber deine Hartnäckigkeit gefällt mir. Sie macht deinem Stand eine gewisse Ehre.»

«Die erste Karte ist für dich.»

Die Lider senkten sich über die feurigen Augen und ließen sie erlöschen, und kaum wahrnehmbar rezitierte der Unbekannte einen Spruch: «Aclahayr, Geist des Spiels und der vierten Stunde, führe sicher meine Hand.»

Ein schrecklicher Donner, der die Scheiben erzittern ließ, ertönte als Antwort.

Der Kapuzenmann öffnete die Augen wieder. Er streckte eine Hand aus, nahm eine Karte und legte sie aufgedeckt vor sich hin. Es war ein kleines Arkanum, ein Ritter der Schwerter.

Als Helmut die Karte auf dem Tisch sah, zeigte er ein grimmiges Lächeln: «Oho, das ist ein schlechter Anfang. Du hast den Turm erwischt, das Gefängnis für deinen Hochmut.»

Schweigend ging die Partie weiter. Sie waren ganz in das Spiel vertieft, völlig unbeteiligt an dem zunehmenden Lärm im Saal.

Plötzlich loderten die Augen des Unbekannten triumphierend auf: «Siehst du? Du hast keins von den großen Arkana, die über die Initiation zur Rettung führen. Also hast du verloren. Und jetzt die letzte Runde.»

Die langen Finger deckten ohne zu zögern eine Karte auf. Es erschien der Teufel.

Helmut schloß die Augen, senkte den Kopf und lehnte sich zurück.

«Vorwärts, gib mir, was du mir schuldig bist.»

Helmut kramte in einer Tasche, die er bei seiner Ankunft neben sich auf den Boden gestellt hatte, und zog einen glänzenden Goldpokal mit feinen Malereien heraus. Der andere packte den Pokal, besah ihn gierig und ließ ihn in den Falten seines Umhangs verschwinden. Dann stand er auf, nicht ohne noch eine Drohung auszusprechen.

«Deine Zeit ist bald abgelaufen. Es bleibt dir kaum noch ein Jahr, nicht mehr als ein Wetterleuchten. Denk daran!»

Damit verschwand er, während Helmut sich zu trinken einschenkte.

IX

Wenige Tage bevor Giacomo nach Rom fuhr, sah er kurz seinen Vater.

Sie aßen gemeinsam zu Mittag, aber es wurde eine schmerzliche Begegnung. Sie waren einander so fremd, daß sie sich nicht viel zu sagen hatten. Der überlange, von Anselmo sorgfältig gedeckte Tisch vergrößerte die Distanz zwischen ihnen noch zusätzlich.

Doktor Ricci war nie ein Mann von vielen Worten gewesen, doch mittlerweile gab er sie nur noch abgezählt von sich. Das gleiche galt für seine Gefühle, wenigstens innerhalb der Familie: er hatte nie gelobt oder getadelt, und er hatte sich gegenüber seinem Sohn nie zu einem Zeichen von Zuneigung hinreißen lassen. Das häusliche Leben ruhte für ihn auf zwei ehernen Pfeilern: Schweigen und Abwesenheit. Von diesem Prinzip war er auch bei seiner Frau nicht abgewichen, die sich gefügt und sich in eine eigene, undurchdringliche und verschlossene Welt zurückgezogen hatte, in ein Dickicht aus Musik und erlebter oder erträumter Romanzen.

Giacomo selbst hatte sich schon früh, sehr früh sogar, mit dieser gestaltlosen Vaterfigur abgefunden. Der Verlust hatte ihn zur Selbstgenügsamkeit erzogen, zugleich förderte er aber auch in ihm eine gewisse psychologische Disharmonie: einerseits das Bewußtsein und der Stolz, eine seltene Ausnahme zu sein, da er nur auf sich selbst gestellt herangewachsen war; andererseits das Bedürfnis nach geistigen Vätern, auf die er sich verlassen konnte wie ein Waisenkind auf seinen Ersatzvater.

Die wenigen Fragen nach dem Gang seiner Studien wurden von dem Jungen lakonisch beantwortet; dann sagte Doktor Ricci, er müsse gleich wieder wegfahren - Giacomo achtete nicht einmal auf das Reiseziel - und sprach in Andeutungen

davon, seinen Wohnsitz ganz ins Ausland zu verlegen. Das war ein klarer Versuch von Steuerhinterziehung, und Giacomo ließ die Gelegenheit nicht ungenutzt, sich in seiner Geringschätzung für den Mann am anderen Ende des Tisches bestätigt zu fühlen. Mehr hatten sie sich nicht zu sagen. Giacomo hatte eine Frage zu dem Verschwinden des kostbaren Pokals erwartet, aber sein Vater erwähnte den Vorfall nicht einmal.

Die internationale Tagung karitativer Vereinigungen in Rom begann am 17. März, an einem Freitagmorgen. In einem Gebäude in Trastevere, dem Sitz einer großen katholischen Organisation, trafen sich ungefähr hundert Vertreter von Gruppen, Verbänden, Gemeinschaften, Sekten, Bruderschaften und ähnlichen Gruppierungen aus allen Teilen Westeuropas und sogar aus den Vereinigten Staaten. Von ‹Brüdern der Erde› bis zu ‹Wachen des Himmels› reichten die manchmal recht extravaganten Namen, die große und kleine, arme und reiche, religiöse und weltliche Einrichtungen bezeichneten. Das Organisationskomitee, das einen geordneten Verlauf des Treffens gewährleisten sollte, war sofort überrollt worden von dem heillosen, aber fröhlichen Durcheinander und dem schwindelerregenden Sprachgewirr.

Giacomo kam zu spät, und wie er schon geahnt hatte, war in dem riesigen Saal, der mit den pompösen Barockfresken eines sabinischen Künstlers ausgemalt war, nichts von der Atmosphäre einer Tagung zu spüren.

Es war bestenfalls ein Jahrmarkt, auf dem als Ware Worte und Gesten feilgeboten wurden. Man hatte die Stühle auseinandergerückt und nun wurden diese von den einzelnen Gruppen und Grüppchen je nach Bedarf benutzt. Manche Teilnehmer hatten die Beine ausgestreckt, andere saßen rittlings auf ihrem Stuhl, die Lehne vor der Brust, und wieder andere standen darauf wie auf einem Podium. Die vielen Gespräche hatten sich zu einem ohrenbetäubenden Gesumm gesteigert. Ein

junger Mann mit Brille (ein Diakon in Jackett und Hosen) gab dem ganzen eine unfreiwillig komische Note. Er saß allein am Tisch der Tagungsleitung, und immer wieder, von Mal zu Mal jedoch weniger vom Erfolg überzeugt, klatschte er in die Hände bei dem Versuch, wenigstens einen Anschein von Ordnung herzustellen.

Giacomo wollte schon wieder gehen. Dann blieb er aber doch, als sich ein paar Teilnehmer um ihn scharten und ihn freundschaftlich mit Fragen überhäuften, denen er sich nicht entziehen mochte. Wie viele andere zog auch er einen Stift heraus und machte bei dem wirbelnden Austausch von Namen, Adressen und Telefonnummern mit. Er wußte, daß er nach der Tagung diese Zettel bestimmt wegwerfen würde, aber im Moment wollte er sich von diesem Spiel oder kollektiven Ritual nicht ausschließen, dem offensichtlich alle begeistert anhingen.

Die meisten der Anwesenden waren noch jung, es gab aber auch reife Männer, nur wenige Frauen, zahlreiche Farbige, besonders unter den Priestern. Das Kleiderspektrum reichte von ausgeflippt bis elegant und spiegelte die soziale und nationale Herkunft der angereisten Gruppen wider.

Gegen Mittag leerte sich der Saal. Die Teilnehmer schwärmteten in die vielen Lokale des umliegenden Viertels. Offenbar waren nicht wenige der Teilnehmer in erster Linie zu einem angenehmen Kurzurlaub nach Rom gekommen.

Am Nachmittag begann die eigentliche Arbeit.

Die Stühle standen in Reihen, der Tisch der Tagungsleitung war vollständig besetzt, und man hatte sogar eine Anlage mit Mikrofonen für die Übersetzungen installiert. Mit einer gewissen Ordnung folgten die Ansprachen aufeinander und wurden vom Publikum mit mäßigem Applaus und reichlichem Gähnen bedacht.

Aber das verhängnisvolle Risiko der Langeweile wurde abgewendet, als nach und nach die tatsächlichen Motive der

Teilnehmer zutage traten und die Oberhand gewannen über die offiziellen Gründe für diesen Kongreß.

Es stellten sich nämlich ein paar Tatsachen heraus. Die Koordination der humanitären Aktionen von einzelnen Gruppen war eine schwierige und vielschichtige Aufgabe, die eng mit den lokalen Gegebenheiten zusammenhing und deshalb momentan noch eine Utopie war. Jede Organisation suchte Bündnispartner, um sich abzustützen und wirtschaftliche Vorteile zu sichern. Das mehr oder weniger offene Ziel der stärkeren Organisationen war es, die kleineren Gruppen und die politischen Parteien zu verdrängen und selbst an die Hebel der Macht zu gelangen.

Giacomo hatte die Sachlage bald durchschaut und machte sie zum Thema eines kurzen Beitrags am Rednerpult. Während er seine schroffe Attacke vortrug, herrschte völliges Schweigen im Saal.

Die Provokation - als solche waren Giacimos Worte gedacht - führte zu einer Wende des Tagungsverlaufs. Alle, die nach ihm sprachen, gingen auf seine Vorwürfe ein, manche, um ihm zuzustimmen, andere, um ihm zu widersprechen. Die Diskussion wurden immer hitziger geführt, und Giacomo war stolz, im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit zu stehen. Es freute ihn, daß er nicht umsonst nach Rom gekommen war: sein Bericht würde die Brüder zu Hause sicher sehr amüsieren.

Die Sitzung zog sich bis in die Nacht hinein. Giacomo wurde von verschiedenen Seiten zum Abendessen eingeladen, aber er lehnte höflich ab. Er legte keinen Wert darauf, die Versammlung bei Tisch fortzusetzen.

Am Samstag vormittag ging die Tagung weiter, ohne Ergebnisse, aber mit vielen Auseinandersetzungen. Die Beiträge waren ebenso zahlreich wie uninteressant. Im Grunde war ein interner Kampf, ein Verteidigungskampf ausgebrochen: jeder Redner behauptete, daß seine Gruppe von den lautersten Absichten getragen sei und die effektivste Arbeit leiste.

Während der Mittagspause, in der er sich wieder von den anderen fernhielt, befand er sich in einem Dilemma. Sollte er an der Abschlußsitzung teilnehmen oder sich drücken und auf den Aventin gehen? Es drängte ihn sehr zu diesem Ort, aber wieder einmal überwog das Pflichtbewußtsein. Die Liga hatte ihn schließlich nicht als Touristen nach Rom geschickt.

In dem langen Atrium vor dem Sitzungssaal wurde er von einem Unbekannten angesprochen.

«Sind Sie nicht Giacomo Ricci aus Bologna? Herzlichen Glückwunsch zu Ihrer gestrigen Rede. Zutreffend und prägnant. Sie haben Heucheleien und versteckte Ambitionen aufgedeckt, das Kind beim Namen genannt.»

Giacomo lächelte unverbindlich. Er hielt den Unbekannten für einen Ausländer. Er hatte sich zwar grammatisch korrekt ausgedrückt, aber mit unverkennbar angelsächsischem Akzent.

Er musterte ihn genauer. Der Mann war ungefähr vierzig Jahre alt, hatte eine hagere Figur und Sommersprossen. Sein rotes, welliges Haar war sorgfältig gekämmt, im Gesicht trug er eine winzige Brille mit Goldrand.

Kopfschüttelnd sagte er jetzt: «Ich bin nicht wegen dieser Tagung nach Rom gekommen, sondern aus anderen Gründen.» Er streckte Giacomo die Hand entgegen. «Ich heiße Jeremy White.»

«Engländer oder Amerikaner?»

«Aus New York.» Er sah Giacomo scharf durch seine kleinen Brillengläser an und lächelte mit großen, weißen Zähnen. «Haben Sie meinen Namen noch nie gehört? Vielleicht wissen Sie es nicht, aber wir haben einen gemeinsamen Freund.»

Giacomo sah ihn fragend an.

«Helmut Weise.»

Vor Verblüffung konnte Giacomo nur stammeln: «Nicht möglich.»

«Doch, doch. Vor Jahren haben wir in Deutschland zusammen einen Kurs in Geschichte belegt. Ich hatte eben meinen Abschluß gemacht. Wir sind in Kontakt geblieben und schreiben uns oft.»

«Und Helmut... Weise hat Ihnen von mir erzählt?»

«Erst kürzlich, als er mir schrieb, er werde nach Bologna fahren. Wenn mich nicht alles täuscht, hat er dort auch unterrichtet.»

«Aber sicher. Seine ungewöhnlichen Deutschstunden sind mir unvergeßlich. Aber Sie, verzeihen Sie...?»

Der Amerikaner verstand den Sinn der Frage. «Ich habe mich in Harvard auf Religionsgeschichte spezialisiert. Aber ich bin nicht an der Universität. Ich gebe nur einen Privatkurs, der ein paar eifrigen Freiwilligen vorbehalten ist.» Er lachte kurz auf. «Eifriger Zählern natürlich.»

Giacomo hörte das Knistern und Brummen der Lautsprecher und drehte sich zum Saal hin.

«Warum gehen wir nicht woanders hin?» schlug White vor. «Ich würde mich gerne ein bißchen mit Ihnen unterhalten.»

«Später», antwortete Giacomo und ließ ihn stehen. Inzwischen waren alle Teilnehmer müde und lustlos. Deshalb entschied der Vorsitzende der Sektion nach einer kaum einstündigen Debatte, die Sitzung zu schließen. Er ließ sich das Mikrophon reichen, um ein Schlußwort zu sprechen.

In diesem Augenblick wurde die Tür am hinteren Ende des Saals mit Wucht aufgerissen, und eine ganze Gruppe von Menschen erschien auf der Schwelle. Es waren ungefähr zwanzig Jugendliche, die eine kompakte Masse bildeten und die ihre bedrohlichen und aggressiven Absichten nicht verhehlten. Sie fuchtelten mit Stöcken und schwangen Gummiknüppel und Ketten. Alle waren kahlgeschoren und trugen eine Art schwarzer Uniform, an der Medaillen und Plaketten baumelten, militärische Orden, Hakenkreuze und andere faschistische

Abzeichen. Die nackten Arme waren mit einem dichten Netz von Tätowierungen überzogen. Ihre Augen glänzten wie berauscht - und das nicht nur von Haß und Verachtung.

Die Lust dieser Eindringlinge auf eine Schlägerei war mit Händen zu greifen, ebenso wie der Schrecken, der die Teilnehmer hatte verstummen lassen.

Mit leicht schriller Stimme rief der Anführer der Horde: «Wir sind auch eine humanitäre Organisation! Warum sind wir nicht eingeladen worden?»

«Juden raus!» schrie ein anderer. «Das Konzentrationslager wartet schon!»

Die ganze Gruppe grinste hämisch. Dadurch ließ die Spannung ein wenig nach. Totenblaß nahm der Tagungsleiter das Mikrophon und versuchte zu vermitteln: «Hier sind keine Juden.»

«Aber Neger!» war die ungestüme Antwort.

«Kameraden, worauf wartet ihr?» brüllte der Anführer. «Gebt den verweichlichten Spießern eine Lektion!»

Das war das mit Ungeduld auf der einen, mit Angst auf der anderen Seite erwartete Signal zum Angriff. In Sekundenschnelle verwandelte sich der Saal in ein Schlachtfeld. Alle schrien durcheinander: die Schläger, die gruppenweise vorgingen, die Teilnehmer, die sich mit Stühlen verteidigten.

Giacomo befand sich eher am Rand des Geschehens. Er stand bei einer Tür, die zu einem Hinterausgang führte. Er wollte aber nicht einfach weglaufen, ohne auf den Angriff zu reagieren; er wollte sich nicht vor dieser Schlägerei drücken, die durch blinde und törichte Intoleranz provoziert worden war. Da er immer Sport getrieben hatte, war er so gewandt, daß er erst einen furchtbaren Knüppelhagel abwehren und dann noch zwei Angreifer mit Fäusten und Fußtritten traktieren konnte. Allerdings verlor er dabei seinen geliebten Hut.

Ein dritter Gegner, der ihn mit einer Kette bedrohte, setzte gerade zum Angriff an. Giacomo sah in die kleinen, blutunterlaufenen Augen und begriff, daß er vielleicht sein Leben aufs Spiel setzte. Er ballte die Fäuste und machte sich bereit.

Da öffnete sich plötzlich die Tür zum Hinterausgang, und Giacomo, der genau davor stand, fühlte, wie ihn jemand am Arm packte.

Es war Jeremy White.

«Kommen Sie, schnell!»

Der Typ mit der Kette blieb irritiert stehen, und Giacomo beeilte sich, dem Amerikaner zu folgen, der durch einen schmalen Gang bei den Toiletten rannte. Auch andere nutzten diesen Fluchtweg.

Sie liefen eine dämmrige Treppe hinunter, kamen in einen Hof mit einem schlichten Säulengang und verließen das Gebäude genau in dem Augenblick, als die ersten Polizeiwagen eintrafen.

Das Sonnenlicht tat Giacomo gut. White, der völlig ruhig war, schob den Zwischenfall mit wenigen Worten beiseite.

«Provokateure ohne Hoffnung.»

Sie kamen zur Hauptstraße und hielten ein Taxi an.

«Wollen Sie mitkommen?» fragte White.

«Wohin?»

«Zum Aventin.»

Giacomo war höchst verwundert, aber er ließ sich nichts anmerken. Ein unangenehmes, wissendes Lächeln spielte auf den Lippen des Amerikaners.

«Dort wollten Sie doch unbedingt hin, nicht wahr?»

«Stimmt. Aber ich hatte Ihnen nichts davon erzählt.»

«Gedankenlesen oder Gedankenübertragung?» sagte White

wie zu sich selbst, als er hinter Giacomo in das Taxi kletterte.

Santa Maria del Priorato auf dem Aventin - das Bauwerk auf seiner Zeichnung, das sichtbar geblieben war. Giacomo ging im Geist noch einmal alles durch. Und die beiden Jahreszahlen auf der Rückseite, 1489-1989? Zum Beispiel hatten die beiden identischen Endziffern sicher eine Bedeutung, doch wer wußte das schon? Die Zahlen hämmerten jedenfalls in Giacimos Kopf, aber nur im Hintergrund, wie eine rhythmische Begleitung, ein stumpes Pulsieren der Gedanken.

War es möglich, daß der Mann, der scheinbar geistesabwesend neben ihm saß, eben diese Gedanken wahrnehmen konnte? Jedenfalls begann der Amerikaner ein Gespräch, das Giacomo in Erstaunen versetzte.

«Die Zahlen beim Lottospiel, das in Italien ja sehr populär ist, gehen von 1 bis 90. Die 89 ist die vorletzte Zahl. Sie ist wie der Vorabend des Endes und das Warten auf einen neuen Anfang. Die letzte Ziffer von 89, die 9, ist auch die erste Ziffer von 90, der Zahl, die jede Sequenz schließt und wieder eröffnet. Nach Parmenides bezeichnet die 9 die absoluten Dinge: sie verbindet Anfang und Ende und schließt so den perfekten Kreis eines Ringes.» Er warf einen forschenden Blick auf Giacomo und setzte hinzu: «Oder einer Krone.»

«Sind Sie auch so ein Experte in Zahlenmagie wie unser Freund Helmut?»

«Ein bißchen, und nur zum Zeitvertreib», antwortete White knapp. Dann sagte er: «Fühlen Sie nicht, daß etwas Dunkles beginnt, Formen anzunehmen und ans Licht zu treten? Etwas Unterirdisches, das langsam und mühevoll sich nach oben arbeitet?»

«Ein Weltkrieg? Eine bevorstehende Katastrophe?»

White schüttelte den Kopf. «Ich weiß es nicht. Es ist nur eine Vorahnung, ein Gefühl.»

«Stimmt», gab Giacomo zu, der an die prophetischen Worte

dachte, die er oft von Pater Belisario gehört hatte. «Es ist ein abgründiges Gefühl, das ich auch spüre.»

Die farblosen Augen des Amerikaners blitzten kurz auf. «Abgründig, das ist es.» Er beobachtete den chaotischen Verkehr, durch den sich das Taxi mühsam schlängelte, und den Blick auf die Straße gerichtet fügte er hinzu: «Ein Freund von mir in Amerika arbeitet in einer seismologischen Station. Er hat mir erzählt, daß seine Apparate immer wieder eine Reihe von Stößen registrieren. Es sind keine Erdbewegungen und sie werden nicht durch Vulkanismus ausgelöst. Es sind ganz und gar mysteriöse Bewegungen. Mein Freund beschreibt sie wie den Galopp einer unterirdischen Schwadron. Ein eigentümlicher Vergleich, finden Sie nicht?»

Giacomo sagte nichts, aber er stellte sich einen Ritter vor, der mit einer Lanze, einer riesigen Lanze, Anna durchbohrte. Whites Stimme holte ihn in die Gegenwart zurück.

«Ich komme immer mehr zu der Überzeugung, daß Schicksal und Zukunft nicht in den linearen und geometrischen Bewegungen der Himmelskörper liegen, sondern in den formlosen und schrecklichen Urkräften, die im Magma des Untergrunds aufeinanderstoßen.»

«Was ist dann mit der Astrologie, der ältesten Form der Weissagekunst?»

White wiegte den Kopf. «Es ist ganz natürlich, daß sich der unerschöpfliche Wissensdrang den Harmonien des Himmels und des Universums zugewandt hat. Wir haben auch den Gott, an den wir glauben, dort oben angesiedelt. Aber unsere wahre Welt ist die Erde und alles, was sich in der Erde befindet.»

Giacomo fiel auf, daß seine Worte wie auch seine Gesten ziemlich pedantisch und professoral waren, was leicht irritierend und abstoßend wirken konnte.

Der Amerikaner wies mit dem Zeigefinger nach unten.

«Unsere Körperlichkeit liegt hier unter uns, wo unsere

Nahrung ihre Wurzeln hat und wo die Toten hinkommen. Dort lagern unendliche Schätze - Gold, Diamanten, Erdöl -, und dort haben wir, wiederum als Metapher, den Sitz der Hölle eingerichtet, das Reich der Dunkelheit und des Bösen. Aber in Wirklichkeit gibt es nichts Unbekannteres als die Dinge unter der Erde.»

Mittlerweile waren sie auf dem Aventin angelangt, dem schönsten und berühmtesten der sieben Hügel Roms. Sie stiegen aus und das Taxi rollte davon.

Hier nun erhob sich der imponierende Gebäudekomplex von Santa Maria del Priorato. Giacomo war von dem Anblick zutiefst bewegt. Der Bau war die exakte und eindrucksvolle Verwirklichung der Zeichnung.

Eine Gruppe Touristen belagerte den Platz. Sie waren damit beschäftigt, ein kleines Ritual zu vollziehen, das in allen Reiseführern als Kuriosität gepriesen wird. Jeder von ihnen schaute durch das Schlüsselloch des mächtigen Hauptportals, um so in der Ferne die Kuppel des Petersdoms klar und deutlich zu erkennen.

«Das ist einer der geheimnisvollsten Orte der Welt», murmelte White. Er wandte sich von den Touristen ab und sah Giacomo durchdringend an. «Kennen Sie die Freimaurer?»

Giacomo antwortete mit einem Nicken.

Mit aufmerksamem Blick, der durch die kleine Brille noch stechender wirkte, betrachtete White die Stelen und Obelisken, die das Gebäude schmückten. «*Mons Serpentarius*, Schlangenberg, wurde der Aventin von den alten Römern genannt, die die Schlange als Symbol der ewigen und unerklärlichen Lebenskraft betrachteten. Sehen Sie, wie viele Schlangen auf den Friesen dargestellt sind? Wenn Sie sie zählen wollen - es sind dreiunddreißig. Giovanni Battista Piranesi, der Architekt, der den ganzen Komplex entworfen hat...»

«Ich weiß.»

«Aber vielleicht wissen Sie nicht, daß Piranesi Freimaurer war und daß die Zahl 33 seinem Rang in der Loge entsprach.» Er machte eine weit ausholende Geste zur Kirche hinüber. «Der Malteserorden - die Nachfahren des Kreuzritterordens der Johanniter - hat heute hier seine Zentrale, seinen Generalspalast.» Der Amerikaner setzte sich in Bewegung, ein leises Lächeln auf den Lippen. «Piranesi hat sich einen schönen Scherz erlaubt, als er von den Maltesern den Auftrag annahm, mit Santa Maria del Priorato eine Kirche zu planen, die dem Gottesdienst, dem Schweigen und dem Gebet dienen sollte.»

Giacomo hörte mit größter Spannung zu. White fuhr fort.

«Giovanni Battista Piranesi war nicht nur Freimaurer, er war auch ein leidenschaftlicher Anhänger der Magie und des Okkultismus. Außerdem war er überzeugt, in ihm sei ein Templer wiedergeboren, ein Mitglied jenes Ritterordens, der um das Jahr 1300 mit Richtbeil und Scheiterhaufen buchstäblich von der Erdoberfläche getilgt wurde.» White nahm die Brille ab und putzte sie mit dem Taschentuch, die kurzsichtigen Augen halb geschlossen.

«Sie wollten von Piranesis Einfall erzählen», sagte Giacomo.

«Ein wahrhaft diabolischer Einfall. In einem Wort: er scheint zwar mit dem Geld des Malteserordens, aber nach den Vorstellungen gänzlich anderer Auftraggeber gearbeitet zu haben.»

«Auf den Stelen kann man auch viele Symbole der Freimaurer erkennen.»

«Sie gehen auf die Templer zurück, die sie wiederum von dem jüdischen Feldherrn und König Zorobabel übernommen haben. Dessen Soldaten werden nämlich mit der Maurerkelle in der einen und dem Schwert in der anderen Hand dargestellt.» White, der sich offensichtlich darin gefiel, seine Bildung unter Beweis zu stellen, setzte die Brille wieder auf. «Wenn man die Stelen und Obelisken aneinanderreihet, kommt man auf eine

Länge von dreiunddreißig Metern und dreiunddreißig Zentimetern. Das ist genau die Breite des sagenumwobenen Tempels, den Salomon in Jerusalem erbaute und den man als den ersten Tempel bezeichnet. Aber sehen Sie genau hin, mein Freund. Die Fassade zeigt auch die Darstellung der Göttin Fortuna, die gleiche, wie sie sich auf der Rückseite von Münzen der Templer findet.»

«Also waren sie die heimlichen geistigen Anstifter des Künstlers.»

White nickte nachdenklich. «Und sie haben auch den dritten Tempel erbaut.»

«Wo, in Jerusalem?»

«Nein. Jerusalem hatte zwei Tempel. Den von Salomon, der durch den Babylonier Nebukadnezar im Jahre 586 vor Christus zerstört wurde, und den von Zorobabel, den sogenannten zweiten Tempel. Dieser wurde um Christi Geburt von Herodes dem Großen erneuert und erweitert und dann 70 nach Christus von den Römern niedergebrannt. Der dritte Tempel soll in Europa liegen, an einem provisorischen und geheimen Ort.» Die Augen des Amerikaners funkelten gierig. «Es heißt, der Tempel diene zur Aufbewahrung eines Schatzes.»

Giacomo konnte seine Skepsis nicht verbergen.

«Es kann doch nicht sein, daß ein solcher Reichtum der Konfiszierung des Templerbesitzes zwischen 1307 und 1312 entging.»

«Auch wenn der Templerorden in jenen Jahren aus der Geschichte verschwand, existiert er immer noch aufgrund dunkler und mysteriöser Abkommen, und seine Wiederkehr, stärker und mächtiger als zuvor, ist nahe», sagte Jeremy White. Unwillkürlich hatte er leiser gesprochen. «Der dritte Tempel ist der Plünderung entgangen, weil er erst *danach* gebaut wurde, an einem unbekannten und unzugänglichen Ort.»

Giacomo hörte die letzten Worte kaum. Wie ein elektrischer

Schlag war ihm eine Eingebung durch den Kopf geschossen.

«Weiß man, wann er gebaut wurde?»

«Wohl gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts.»

Die Jahreszahlen! Die erste der beiden Jahreszahlen auf seiner wundersamen Zeichnung!

«Vielleicht 1489?»

White drehte sich um und sah ihn scharf an.

«Vor fünfhundert Jahren. Warum nicht?»

Er zog aus der Tasche seines Jacketts eine Photographie und zeigte sie Giacomo. Es war die farbige Reproduktion eines Gemäldes, besser gesagt eines Porträts.

«Dieses Bildnis eines unbekannten Edelmannes, so heißt es nämlich, wurde um 1510 von Bartolomeo Veneto gemalt.»

«Kennen Sie das Original?»

«Jeder kann es sich ansehen», sagte White lächelnd. «Es hängt in einer Gemäldegalerie in Mailand. Aber schauen Sie genau hin, besonders auf die Kleidung.»

Der dargestellte Mann war ziemlich jung, ungefähr dreißig Jahre alt. Auf dem Kopf trug er ein Federbaret, und um die Schultern hing ein prunkvoller Mantel mit Hermelinbesatz. Am auffallendsten war aber seine Brust, auf der ein kreisförmiges Labyrinth abgebildet war.

White war ziemlich aufgeregt und konnte sich nicht zurückhalten: «Sehen Sie? Ein Labyrinth. Und achten Sie auch auf die anderen runden Gebilde, die um das Labyrinth herum und über die Ärmel verstreut sind.»

«Was bedeuten sie?»

«Das sind Knoten. Es sind die berühmten Knoten von Salomon. Aneinandergereiht bilden sie ein griechisches Kreuz, ein Hakenkreuz und ein Labyrinth. Aus esoterischer Sicht symbolisieren sie die Unerkennbarkeit des göttlichen Willens

für die Nichtinitiierten.» White zog ein zufriedenes Gesicht. «Meine Nachforschungen in Rom waren nicht vergeblich. Ich bin der Ansicht, daß dieser Edelmann Fürst Ignazio di Colleferro ist, der um 1360 in Rom geboren wurde.»

«Aber das ist absurd», erwiderte Giacomo nach kurzer Überlegung. «Als Bartolomeo Veneto ihn porträtierte, muß der Fürst schon hundertfünfzig Jahre alt gewesen sein.»

«Kann sein, aber es gibt noch mehr», sagte White mit unbewegter Miene. «Es ist bekannt, daß dieser Edelmann um 1400 nach Koblenz ausgewandert ist, und ich möchte wetten, daß er es auch war, der den dritten Tempel 1489 hat erbauen lassen.»

«Diese Jahreszahl habe ich nur so dahingesagt, sie hat keinerlei Bedeutung», log Giacomo.

White legte die Stirn in Falten. «Bei dieser Art von Nachforschungen, die nicht nur mit dem Verstand geführt werden, tut das Alter der gewöhnlichen Sterblichen nichts zur Sache. Man muß die Grenze zwischen glauben und nicht glauben unbestimmt lassen und für jede Erfahrung offen sein. Andernfalls könnte man an der gesamten Bibel zweifeln.» Er hob den Blick zu Giacomo. «Unser Problem läßt sich mit einer einzigen Hypothese erklären: dieser Ignazio aus Rom ist der erste geheime Großmeister des Templerordens, und er wurde 1389 gewählt, als er ungefähr dreißig Jahre alt war. Seitdem ist die Zeit für ihn stehengeblieben.»

Giacomo sagte nichts, sondern ging schweigend an Whites Seite. Dieser fügte hinzu: «Es scheint noch ein anderes Porträt zu geben, das noch wichtiger ist als dieses. Aber ich habe es nie gesehen. Ich weiß nicht einmal, wo es sich befindet, noch wer es gemalt hat.»

X

Inzwischen hatten sich White und Giacomo von Santa Maria del Priorato entfernt. Während die Sonne langsam tiefer sank, gingen sie durch die stillen Straßen des Aventin, ein Auf und Ab uralter Wege, die sich durch das Grün zogen. Oft liefen sie zwischen Mauern, hinter denen herrliche Villen und kleinere Häuser in idyllischen Gärten lagen.

Giacomo dachte über die historische Wahrheit und die Legenden nach, die sich in Whites unaufhörlichem Redefluß häufig vermischten. Er fragte sich, ob dieser Mann ein seriöser Wissenschaftler oder ein Scharlatan war. Seltsamerweise geriet er in denselben Zwiespalt wie bei Professor Borghi. Vielleicht war es falsch, eindeutig Stellung zu beziehen. Der einzige Schluß, den er im Moment ziehen konnte, beruhte auf einem sozusagen quantitativen Vergleich: der dicke Borghi hatte mehr Sympathiepunkte als der spindeldürre White. Außerdem wurde Giacomo das Gefühl nicht los, daß der Amerikaner etwas Undurchschaubares und Unlauteres an sich hatte. Was war nur das Ziel seiner eigenartigen Nachforschungen?

Der Fluß von Giacomas Gedanken und Gefühlen wurden von Whites Stimme unterbrochen: einer Stimme, die zunächst aus großer Ferne zu ihm drang.

Der Amerikaner begann eine Art Selbstdarstellung, als wolle er die dürftigen Angaben ergänzen, die er bisher gemacht hatte.

«Ich verfüge über genügend eigene Mittel, um völlig unabhängig zu sein. Ich lebe in New York, wo ich auch geboren wurde, und ich besitze dort ein nettes, kleines Apartment in Manhattan. Was wäre da noch?... Ich bin zweiundvierzig, habe mich gut gehalten und keine Probleme mit meinem Junggesellendasein. Ach ja, ich leide manchmal an Größenwahn, der bis in meine frühe Kindheit zurückgeht, als ich

immer und überall der erste sein wollte. Ich setze mich intensiv mit dem typisch amerikanischen Konflikt zwischen Mystizismus und Pragmatismus auseinander.» Er lächelte, während seine akkurate rötliche Frisur, die bei näherer Betrachtung wie eine Perücke aussah, von ein paar Windstößen zerzaust wurde. «Genügt Ihnen das? Es ist wesentlich mehr, als mein Computer ausspucken würde. A propos, auch dazu will ich Ihnen etwas verraten: der Idee von Gott und seinem Gegenspieler bin ich nicht aufgrund meines Studiums nähergekommen, sondern seit ich die Kommunikationstechnologie kenne. Glauben Sie mir, ob man einen Computer befragt oder einen Zauberer, Gott oder den Teufel, das macht keinen Unterschied.»

«Diese Erfahrung ist mir fremd», sagte Giacomo.

Dabei war sein Blick an einer Gruppe von Touristen hängengeblieben, die neugierig am Eingang zur Tanzakademie standen, einem großen Gebäude, aus dem Ballettmusik zu hören war.

Plötzlich schlug Giacomas Herz bis zum Hals, denn er erblickte ein zierliches, elegant gekleidetes Mädchen, das Anna aufs Haar glich.

Aber das war Anna!

Giacomo drehte sich über die Schulter nach ihr um und sah, daß sie ein blaues Tuch trug. Dieses Tuch war Annas liebstes Stück.

Das Mädchen löste sich von der Gruppe, bog in eine Seitengasse und verschwand.

White bemerkte Giacomas Verwirrung.

«Was ist mit Ihnen?»

«Warten Sie auf mich», sagte Giacomo, während er schon loslief, um dem Mädchen zu folgen. «Ich bin gleich zurück.»

Völlig aufgewühlt, ging er mit schnellen Schritten davon, jedoch ohne zu rennen. Anna war ungefähr fünfzig Meter vor

ihm.

«Anna!»

Das Mädchen ging weiter, ohne sich umzudrehen.

«Anna, warte doch!»

Während er nach ihr rief, bog sie um eine Ecke. Giacomo lief ihr nach und stand plötzlich auf einem runden, kleinen Platz.

Der in der Mitte mit Bäumen bepflanzte Platz lag wie ausgestorben da. Anna konnte aber doch nicht einfach verschwunden sein!

Es führte kein Weg weiter, der einzige Zugang bestand in der Straße, die er gekommen war.

Giacomo besah sich die Einfriedung, die den Platz umgab. Die Tore führten jeweils zu den Gebäuden, die man in den Gärten sehen oder erahnen konnte, lauter flache, altmodische Häuser.

Das Mädchen mußte durch eines dieser Tore gegangen sein. Aber durch welches?

Auf einmal wurde Giacomo bewußt, daß er nicht allein war.

Ein kleiner, nicht mehr ganz junger Hund mit rötlichem Fell, das an Brust und Schnauze weiß war, trottete friedlich daher, ohne Maulkorb oder Halsband. Ab und zu blieb er stehen, um etwas zu beschnüffeln, während er den Platz umkreiste. Als er mit seiner gründlichen Inspektion fertig war, zog es ihn vor ein hohes Tor und er beschloß, hineinzugehen. Die Türflügel aus altem und verrottetem Holz waren nur angelehnt, und der leichte Druck seines Körpers reichte aus, um sie zu öffnen.

Von drinnen wandte sich der Hund nach Giacomo um, als wolle er ihn stumm auffordern, ihm zu folgen. Dann verschwand er in einem dichten Gestrüpp.

«Der Hund geht dem Menschen in der Nacht des Todes voran, nachdem er ihm am Tage des Lebens ein treuer Freund war», zitierte Giacomo im stillen eine alte Weisheit der orientalischen

Mythologie. «Die verschlüsselten Nachrichten, die aus dem Bereich des Unerklärlichen zu uns gelangen, werden oft denen anvertraut, die den Weg von einem Reich in das andere kennen.»

In dem Moment, als Giacomo das verfallene Tor durchschritt, packte ihn ein starker Wind, der soviel Staub aufwirbelte, daß er sich die Augen zuhalten mußte. Das merkwürdige Ereignis dauerte nur Sekunden.

Als er die Augen wieder öffnete, befand er sich in einem Park. Er war tadellos gepflegt und erstreckte sich über einen leichten Abhang. Mitten hindurch zog sich ein breiter, mit feinem Kies bedeckter Weg, der nach oben hin eine weite Kurve beschrieb.

Nach kurzem Zögern schritt Giacomo entschlossen voran. Im Gehen säuberte er seinen Mantel vom Staub und rückte Hemdkragen und Krawatte zurecht. Was vor ihm lag, erfüllte ihn mit Staunen.

Nach der Kurve verließ der Weg wieder gerade und endete am Fuße einer breiten Treppe, die zu einem langgestreckten, niedrigen Gebäude hinaufführte, das ganz nach einem Theater aussah. Es wirkte so neu, als sei es eben erst fertiggestellt worden, aber die elegante Linienführung und die zartrosa Farbe sprachen für das ausgehende achtzehnte Jahrhundert.

Alles war regungslos, in der Schwebe, dennoch lag eine unterdrückte, verhaltene Spannung in der Luft, als ob ein Publikum konzentriert einer musikalischen Darbietung lauschte. Giacomo hatte auf einmal Angst, zu spät zu kommen, und eilte in die Vorhalle, wo rechts und links zwei niedrige Treppen zum Parterre und dem ersten Rang führten.

Erst oben an der Treppe vernahm er die letzten Töne eines ihm wohlbekannten Klavierstückes: der *Toteninsel* von Rachmaninow.

Giacomo lehnte sich an eine Wand und wartete mit geschlossenen Augen, bis das Stück zu Ende war. Er wußte nur

zu gut, wer es spielte. Als der Beifall aufbrauste, schob er sich durch einen schweren Vorhang in den hinteren Teil des großen Zuschauerraumes.

Auf der Bühne stand in einem bodenlangen weißen Kleid seine Mutter Elisa neben dem Flügel und verbeugte sich immer wieder, um für den Beifall zu danken. Ihr gerötetes Gesicht strahlte, und Giacomo empfand Freude und Mitleid für die Frau, die sich endlich den Wunschtraum ihres kurzen Lebens erfüllen konnte. Giacomo mußte hinter den Vorhang zurücktreten, um seine Fassung wiederzuerlangen. Seine Augen waren feucht, seine Kehle wie zugeschnürt. Mit einer Hand auf der Brust versuchte er, sein wie rasend klopfendes Herz zu beruhigen. Mehr noch als Reue empfand er Schmerz darüber, daß er seiner Mutter jedes Zeichen seiner Zuneigung verweigert hatte.

Er wurde aufgerüttelt vom Klang eines Orchesters, das mit den ersten Noten eines Musikstückes einsetzte. Tiefe, dunkle Töne, denen ein paar abgerissene Klänge der Streicher und Pauken folgten. Das war die Einführung zu einem mächtigen Chor mit dramatischem und bedrohlichem Klang.

Requiem aeternam dona eis, Domine.
Et lux perpetua luceat eis.
Te decet hymnus, Deus, in Sion,
Et tibi reddetur votum in Jerusalem...

Es war das legendäre unvollendete Requiem von Mozart. Auch er war ein Freimaurer wie Piranesi gewesen, fiel Giacomo ein.

Er schob den weichen, roten Samt beiseite und blickte wieder in den Saal.

Die Bühne nahm nun ein großes Orchester ein, hinter dem ein großer gemischter Chor aufragte. Vorne neben dem

Dirigentenpult hatten sich die Solisten aufgestellt: Sopran, Alt, Tenor und Baß.

Nach dem erhabenen *Kyrie* und dem kurzen Prolog der *Sequentia* stimmten Orchester und Sänger das gewaltige *Dies irae* an. Der Saal vibrierte unter den starken Schwingungen, als ob sich noch Stimmen aus anderen Teilen des Theaters angeschlossen hätten.

Dies irae, dies illa
Solvet saeculum in favilla,
Teste David cum Sibylla...

Giacomo lehnte mit verschränkten Armen am Türpfosten; der Vorhang streifte seine Schultern. Er wagte nicht, sich zu rühren oder auch nur im geringsten die Stille zu stören, die spürbar gespannt vom Parkett bis zu den oberen Rängen reichte. Er hätte sich allerdings auch gar nicht rühren können, denn das Theater war hoffnungslos überfüllt.

Als sich sein Blick an das Halbdunkel gewöhnt hatte, fiel ihm ein irritierendes Detail auf. Das Publikum bestand ausnahmslos aus Frauen. Frauen jeden Alters, wie die verschiedenen Haarfärbungen der aufgereihten Köpfe bewiesen. Auch in den Logen und auf den Rängen saßen Frauen, von denen viele mit Operngläsern die Musiker beobachteten.

Velleicht war hier auch Anna oder das Mädchen, das Anna so ähnlich sah.

Eine dumpfe Angst ergriff Giacomo, als ihm klar wurde, daß seine Anwesenheit als einziger Mann bemerkt worden war. Und die Gesichter, die sich nach und nach zu ihm umdrehten, zeigten kein Erstaunen, sondern Mißstimmung, Ärger und Ablehnung. Es waren geisterhafte, knochige, totenbleiche Gesichter, was an dem hier herrschenden Dunkel liegen mochte, das jede Spur von

Helligkeit schneidend scharf hervortreten ließ.

Ein Todesdunkel, dachte Giacomo im stillen. Ihm war zumute, als entweihe er eine Trauerfeier, eine tragische und mysteriöse Totenmesse, die so schrecklich war wie die Worte, die von der Bühne erklangen.

Confutatis maledictis
Flammis acribus addictis,
Voca me cum benedictis...

Die Situation wurde allmählich unerträglich. Giacomo war entschlossen, den Saal zu verlassen, und wartete nur noch auf einen günstigen Augenblick - als sich plötzlich alles änderte.

Gleichzeitig mit dem Vers *Lacrimosa dies illa*, den, zusammen mit dem Rest der Komposition, nach Mozarts Tod dessen Schüler Franz Xaver Süßmayer vollendet hatte, begann etwas Weißes, eine Art Schnee, von der Decke des Theaters zu rieseln.

Es war feiner Kalk. Der weiße Staub fiel immer dichter und verschonte niemanden. Das Orchester spielte weiter, während Musiker und Sänger mit einer weißen Schicht überzogen wurden. Den Zuschauerinnen unten im Saal und oben auf den Rängen erging es ebenso.

Für kurze Zeit entstand der unwirkliche Eindruck eines Konzerts unter freiem Himmel, das von einem unvermittelten Schneegestöber überrascht wird. Niemand stand auf, niemand sagte etwas.

Giacomo schaute nach oben und stellte fest, daß der sonst übliche Kronleuchter in der Mitte fehlte. Der Kalkschauer schien die Decke förmlich zu entfleischen; schon war das Gebälk zu sehen, wie ein Skelett, und Risse und Spalten taten sich auf, durch die das rötliche Abendlicht einfiel.

Das Theater stürzte ganz allmählich ein.

Giacomo trat schutzsuchend hinter den Vorhang zurück. Mit einem Schlag brach die Musik ab und es herrschte absolute Stille.

Alles war vorüber. Eine Hand berührte Giacomo sacht an der Schulter. Er fuhr herum und erkannte White, der ihn mit wohlwollender Neugierde ansah.

Erst da entdeckte er, daß der Vorhang nichts anderes war als ein Stück grober, alter Sackleinwand, die am Eingang hing.

Er sah hinein. Das Dach fehlte, und der Zuschauerraum war vollkommen verwahrlost, übersät von Müll und Abfällen. Die Bestuhlung war verschwunden, nur ein paar Reihen der verrosteten Halterungen waren übrig. Unten an der Bühne, auf der sich herausgerissene Bretter stapelten, lief der kleine Hund mit dem roten Fell gleichgültig entlang.

White schüttelte den Kopf und sagte nur, es sei eine Schande, ein so schönes Theater verfallen zu lassen.

An einer Säule in der Vorhalle hing noch ein Stück von einem vergilbten Programmzettel in einem Kasten, dessen Glasscheibe längst fehlte, und kündigte ein Konzert an:

Sergej Rachmaninov

Die Toteninsel

(Transkription von A. Boriani)

Elisa della Valle, Flügel

Wolfgang Amadeus Mozart

Requiem KV 626

Der Rest war mitsamt dem Datum abgerissen.

Auch außen war das Theater in keiner besseren Verfassung. Der Putz hatte an vielen Stellen Risse oder war abgefallen, und

im Garten wucherten Gestrüpp und Brombeerranken.

Ob auch White Zeuge dieses unglaublichen Konzerts geworden war? Giacomo zweifelte nicht lange: die Kleidung von ihnen beiden war sauber, der «Schneeschauer» hatte keine Spuren hinterlassen.

Sie verließen den Ort wieder. Unterwegs sagte White: «Vor langer Zeit war hier die Philharmonie für Frauen. Das Publikum bestand nur aus Frauen.»

Wieder zurück in Bologna, erhielt Giacomo einen Brief von Airam aus den Ardennen.

Bastogne, den 13. März 1989

Liebster Herr und gestrenger Meister. Ich will Dir gestehen, daß ich ein bißchen aufgeregt bin, während ich Dir diesen Brief schreibe. Es ist so ähnlich, wie wenn man das erste Mal an die Verlobte schreibt. Ich war noch nie verlobt (oh nein!), und auch unter meinen unzähligen Freundinnen gab es keine, die eines Briefes von mir würdig gewesen wäre. Ich stelle es mir auch schwierig vor, die Sätze in Reih und Glied zu bringen, damit sie sich nicht im engen Trichter einer Feder stauen wie in einer Sanduhr. Und wenn es doch geschieht - wie es wohl geschehen muß, wenn eine starke und bedingungslose Liebe die Feder führt -, wird der Trichter wohl nur die schicksalhaften Worte hindurchlassen: ich liebe Dich.

Aber auch wenn Du nicht meine Verlobte bist, macht das meine Aufgabe nicht einfacher, will ich mich doch nicht auf ein kurzgefaßtes, dürres Protokoll dieser Unternehmung beschränken. Mir liegt am Herzen (in erster Linie, würde ich sagen), Dir die psychische Verfassung, die Gefühle, die Eindrücke mitzuteilen, die mich auf dieser Reise begleiten, die

für mich in gewisser Weise auch eine Reise in die Vergangenheit ist.

Du weißt ja, lieber Giacomo, daß ich einige Jahre in Belgien gelebt habe. In Brüssel zwar, aber es herrscht eigentlich im ganzen Land ein ähnliches Klima. Es ist grau und ruhig, zwischen Schläfrigkeit und Mißtrauen: ein Schlaf, der aus dem Mangel an Neuem entsteht, und ein Mißtrauen eben gegen alles Neue. Hier kann man von einer Liga der Bedrängten nur träumen, es könnte höchstens eine Liga der (mit wenigem) Zufriedenen geben.

Da ich schon dabei bin, will ich gleich den rein privaten Teil der Reise erledigen. In Brüssel habe ich mich mit meinem Vater getroffen und mit seiner Lebensgefährtin. Im Vergleich zu ihr war meine Mutter eine Schönheit. Er kam mir sehr gealtert vor, nichtsdestotrotz wird er demnächst Vater. Ich bekomme also einen Stiefbruder, aber das wird an meiner Situation als Einzelkind (wie Du) sicher nichts ändern. Ich bin hier über den Großen Platz (zwar schön, aber in Wirklichkeit eher klein) gebummelt und habe in einem italienischen Restaurant gegessen, das dort in einer Ecke liegt. Meinem Vater mußte ich das Ziel meiner Reise sagen, aber ich habe mich ziemlich unklar ausgedrückt, und er glaubte ganz erfreut, es handle sich um eine Untersuchung für die Universität, *Ça suffit*.

Bastogne ist eine Kleinstadt, die trotz der geringeren Ausmaße an Lilie erinnert (das Du ja kennst, wie ich weiß), wahrscheinlich wegen der trüben und gedämpften Farben, über denen immer ein Grauschleier zu liegen scheint.

Die Schäden, die bei den heftigen Kämpfen im Dezember 1944 entstanden waren, sind alle wieder behoben worden, ohne die alten Stadtstrukturen zu verändern, und so gibt es praktisch keine sichtbaren Spuren des Krieges. Aber auch bei den Menschen sind keine Spuren davon zu finden: die Jungen wissen nichts und wollen auch nichts wissen; die Älteren waren damals zu jung, halbe Kinder noch; und die Alten, die noch

leben, sind schon so kindisch geworden, daß sie allzuoft Zeiten, Orte und Personen verwechseln. Sie halten ihre Phantasiegebilde für tatsächliche Ereignisse. Stell Dir vor, neulich abends hat mir in einer nach Anis stinkenden Kneipe ein seriöser Herr von achtzig Jahren beim Kopf seiner (verstorbenen) Frau geschworen, daß die Ardennen im Mai 1940 von den Deutschen erobert wurden (stimmt), die nach dem Überschreiten der Mosel das französische Heer niedergeworfen hatten. 1944 dagegen (und er müsse es ja wissen, da er in jenen Jahren eine Bäckerei in Bastogne betrieben habe) sei der Durchmarsch der alliierten Truppen durch diese Region ohne jeden Zwischenfall verlaufen. Verstehst Du? Für ihn hat die Belagerung von Bastogne durch die Deutschen, vom 19. bis zum 26. Dezember, nie stattgefunden! Dabei muß er doch damals an Weihnachten wie der Maulwurf im Loch gesessen haben... Wie kann man so was vergessen?

Jedenfalls hat mich am selben Abend ein anderer alter Mann (der vielleicht betrunken war, vielleicht auch nicht) an seinen Tisch gerufen und mir leise zugeflüstert, daß eben in jenem Dezember Gott seinen Zorn gegen die kriegführenden Menschen zeigen wollte. Er hat eine Legion von Erzengeln (aber auch Luzifer sagt stolz: «Wir sind eine Legion») auf das Schlachtfeld nahe Bastogne entsandt, und die Zeichen jener Intervention seien heute noch zu sehen. Ob ich mich persönlich überzeugen wolle? Ich brauche nur zum Hof der Familie Maak zu gehen. Ich werde Dir schon alles erzählen, nur Geduld.

Abschließend kann ich zu dem Kapitel der zwischenmenschlichen Beziehungen nur sagen: nahezu null. Es lebe die italienische Provinz! Hier schätzt man die Fremden nicht. Man zeigt mit einer Bewegung des Kinns auf sie und erträgt sie mit Mißtrauen und Feindseligkeit. Die Jungen sind wohl etwas offener, aber man sieht nur wenige.

Gleich hinter dem Marktplatz habe ich einen Gasthof gefunden, wo ich mein Hauptquartier aufgeschlagen habe. Es

gibt ein Zimmermädchen, nicht unattraktiv. Ich darf sie streicheln (mehr nicht), als Gegenleistung muß ich mit ihr über Kino und Filmstars sprechen, ausgerechnet!

Ich habe die strategische Bedeutung von Bastogne erkannt. Hier führen zwei wichtige Verkehrswege durch: die Straße von Luxemburg nach Brüssel und die Straße nach Lüttich. Die Stadt liegt außerdem an einer für die nördlichen Ardennen wichtigen Kreuzung (da Geographie nicht gerade Deine Stärke ist, laß Dir gesagt sein, daß es auch noch die südlichen Ardennen gibt, die bis zu den Argonnen reichen und die zu Frankreich gehören). Die Namen der kleinen Ortschaften, die an den Straßen dieser Kreuzung liegen, will ich Dir ersparen bis auf einen, der uns interessiert: Neufchâteau.

Ich glaube zu wissen, warum ich mich solange bei den Einzelheiten dieser Reise aufhalte. Ich habe immer davon geträumt, zu reisen (als Tourist), und zwar in Begleitung eines gebildeten und ergebenen Dieners (Sekretärs, Majordomus'), mit dem ich die namhaftesten und meistbesuchten Orte der Welt aufsuchen würde. In der luxuriösesten Suite des besten Hotels am Platze mache ich es mir bequem. Ohne jemals das Hotel zu verlassen, höchstens um eine gut bestückte Bar zu betreten, lasse ich mir dann von meinem Diener erzählen - ja, ich lasse mir Bericht erstatten. Dieser hat nämlich den Auftrag, alle Sehenswürdigkeiten für mich zu besichtigen, alle Naturschönheiten und Kunstschatze, die die Touristen glücklich und die Reisebüros reich machen. Diese Erzählungen werden mir erlauben, den magischen Satz auszusprechen: «Aber sicher, dort bin ich auch schon gewesen.» Und es wird von der Intelligenz meines Dieners abhängen, ob ich über eine mehr oder weniger große Auswahl an Photographien und Dias verfüge, die allerdings nur in Notfällen gezeigt werden.

Diese Abschweifung hat Dir immerhin die minutiöse Beschreibung der Landschaft erspart. Wenn ich Dir sage, daß es in dieser Gegend viele Wälder gibt, Weiden, Heidelandschaften

und flache Hügel, muß ich wohl nichts mehr hinzufügen. Auch Du wirst zu dem Schluß kommen, daß sich bei einer solchen Bodenbeschaffenheit keine besonderen landwirtschaftlichen Erfolge erzielen lassen. Pflüge und sogar Traktoren (mit Ausnahme der deutschen Panzer, zumindest solange sie Treibstoff hatten) tun sich auf solchem Boden schwer.

Der Hinweis auf die Landwirtschaft bringt mich zu dem Ausflug, den ich absichtlich, als kluger Erzähler, noch nicht angesprochen hatte. Der Hof der Familie Maak, näher bei Neufchâteau als bei Bastogne gelegen, steht genau auf der Schäferheide (Borghi), einsam und abseits. Er ist vom Besitzer, dem letzten Überlebenden der Maaks, vor ein paar Jahren aufgegeben worden und sieht deshalb verfallen und auch unheimlich aus. Der Hof ist aber nicht alt, denn er wurde 1947 auf staatlichem Grund erbaut. Es ist ein flaches, langes Bauernhaus, das L-förmig an ein höheres Gebäude mit Stall und Heuboden grenzt. Das umliegende Land ist nicht in Felder unterteilt, sondern eine staubige, öde Fläche, eine Art Wüste.

Etwas ist mir besonders aufgefallen: das völlige Fehlen von Bäumen. Das muß ich Dir aber genauer erklären. Der Hof stand zwischen zwei riesigen Eichen, von denen noch die Baumstümpfe in der Erde stecken. Und das ist nicht alles. Bevor der Hof und die Felder entstanden, muß an dieser Stelle ein kleines Wäldchen gewesen sein. Ich bin eine Weile herumgelaufen und habe in der Erde viele Scheiben von zersägten Baumstämmen gefunden - kleiner als die der Eichen. Ich halte mich bei diesen Nebensächlichkeiten auf, weil ich später noch darauf zurückkommen werde.

Ich war in Neufchâteau, das kleiner ist als Bastogne. Ein junger Photograph fand mich sympathisch und hat mir erlaubt, ein paar alte Photoalben durchzublättern mit Aufnahmen, die sein Vater gemacht hatte. Ich tat es nur aus Neugier, aber schließlich fand ich, was ich nicht gesucht, aber dennoch zu finden gehofft hatte. Ein Photo von 1943, das eine Gruppe zeigt,

die einen fröhlichen Sommerausflug in die Schäferheide unternommen hatten. Zwischen zwei mächtigen Eichen (ja, eben jene) hatten sie sich in Positur gestellt, an dem Punkt, wo später das Haus der Familie Maak entstehen sollte. Drumherum waren überall Bäume, wahrscheinlich Pappeln. Ich habe eine Reproduktion dieses Photos anfertigen lassen.

In Neufchâteau habe ich dann noch den letzten Vertreter der Familie Maak besucht, Auguste, der bei entfernten Verwandten lebt. Er sieht aus wie sechzig (dabei ist er einundfünfzig), mit einem eingefallenen, stoppelbärtigen Gesicht und starrem, erschrockenem Blick - kurz, er sieht aus wie ein Schwachsinniger, ist aber keiner. Zuerst hielt er mich für einen potentiellen Käufer seines Hofs und hat mich freundlich empfangen. Als er dann begriffen hatte, daß das nicht meine Absicht war, wollte er mich wegschicken. Mit einem entsprechenden Geldschein ließ er sich schließlich erweichen.

Wir unterhielten uns in einem ärmlichen, aber gut geheizten Wohnzimmer (hier ist es noch ziemlich kalt). Hier das Wichtigste von unserem Gespräch:

«Warum haben Sie den Hof aufgegeben?»

«Sie kaufen ihn ja nicht, also kann ich es Ihnen sagen.» In düsterem Ton: «Das ist verfluchtes Land. Sie wissen ja, wenn es ums Heiraten geht, nehmen es die Frauen nicht so genau. Und trotzdem wollte keine mit mir zusammen auf dem Hof leben. Deshalb lebe ich ohne Frau.»

«Wegen des verfluchten Landes?»

Heftige Zustimmung. «Sicher. Nach dem Krieg sollte der Hof gebaut werden, neun Jahre war ich damals, und ich habe nie vergessen, was mein Großvater damals zu meinem Vater sagte: ‹Laß die Finger davon, dieses Land ist verdammt, es kann nicht von Menschen bestellt werden.› Und mein Vater: ‹Nein, sei still, du Unglücksrabe. Die Gemeinde überläßt uns das Land zu einem Preis, der fast geschenkt ist, und schießt auch noch die

Hälfte der Baukosten für das Haus vor. Die andere Hälfte müssen wir in halbjährlichen Raten abzahlen. Das kommt von Gott, der uns für alles entschädigt.) ‹Und die Zinsen zahlt er uns wohl auch noch›, gab mein Großvater bissig zurück.»

«Wovon lebte die Familie denn vorher?»

«Früher waren wir Tagelöhner in der Nähe von Brüssel. Wir hatten nichts und nicht einmal davon war etwas übrig.»

«Warum war Ihr Großvater gegen das Projekt?»

«Er sagte, das Ergebnis sei den Aufwand nicht wert. Der Boden wäre zu karg. Später haben wir eingesehen, daß er recht hatte. Wir waren ungefähr zwölf Leute, Männer, Frauen, Kinder, und alle haben gearbeitet. Aber im Verhältnis zur Aussaat haben wir immer erbärmlich wenig geerntet. Jahrelang haben wir verbissen durchgehalten, hartnäckiger als das Land. Wir haben versucht, es zu besänftigen durch häufigen Fruchtwechsel, also Weizen, Mais, Gerste, Runkelrüben. Wir haben weitergemacht, solange wir die Kräfte hatten, um gegen dieses undankbare Land zu kämpfen. Dann war es aus.»

«Vielleicht war der Boden nicht gut, weil dort zu viele Bäume standen?»

«Nein. Wenn der Boden gut ist, kann man aus jedem Stück Land etwas herausholen. Einen Teil der Bäume, auch die beiden Eichen, haben wir nur abgesägt, weil sie abgestorben waren. Aber viele andere haben wir mitsamt den Wurzeln ausgerissen.» Sein Blick verlor sich in den Erinnerungen. «Sie wissen ja nicht, wie die Schäferheide damals aussah. Auf mehreren Quadratkilometern waren die Bäume gespalten, umgeknickt, entwurzelt...»

«Der Krieg kam zweimal hier durch.»

«Der Krieg ist keine Walze, die einen ganzen Wald niedermäht und einebnet. So etwas kann nur von Gott kommen. Es war Gottes Zorn nötig, um Panzer plattzuwalzen, als wären es Pfannkuchen. Es waren amerikanische Tanks, auch ich habe

sie 1945 gesehen, als der meterhohe Schnee schmolz. Hier in den Ardennen war der Krieg vorbei, es muß März gewesen sein, so wie jetzt. Ich war sechs oder sieben und mit meinen Spielgefährten ging ich zur Schäferheide. Obwohl unsere Eltern etwas dagegen hatten wegen der herumliegenden scharfen Munition, Bomben und Minen, suchten wir unter den Überbleibseln des Krieges nach Spielzeug. Da sahen wir diese Panzer, flachgedrückt und zerquetscht wie der ganze Wald dort, und flohen entsetzt, ohne irgend etwas anzufassen.» Er bedeckte das Gesicht mit den Händen. «An jenem Tag habe ich die Hölle gesehen.»

«Glauben Sie an Gott, Herr Maak?»

Eine kurze Pause intensiven Nachdenkens. «Ich weiß nicht recht, nach allem, was meiner Familie zugestoßen ist.»

«Was ist denn geschehen?»

«Es sind alle tot, groß und klein, alt und jung, aber keiner ist in seinem Bett gestorben. Eine Ausrottung: das ist geschehen. Ich meine, sie sind alle umgekommen, durch Unfälle oder Selbstmord. Erst die Frauen, eine Art Seuche innerhalb kurzer Zeit, dann alle anderen. Der letzte war mein jüngerer Bruder, der ins Heu fiel und erstickte. Danach habe ich den verfluchten Hof aufgegeben, der so verflucht war wie das Land drumherum.»

«Aber warum verflucht?»

«Mein Großvater hatte so seine Vermutungen. Der konnte auch lesen und schreiben. Und er sagte, daß am Ende des siebzehnten Jahrhunderts auf der Heide eine Kirche stand... Diese Kirche wurde während des Krieges zerstört, den der Sonnenkönig gegen den König von England führte. Verstehen Sie nun, woher der Fluch kommt?»

Was soll man zu diesem (wie soll ich es nennen?) Bericht sagen? Zum Schluß fing Auguste Maak an zu weinen. Um ihn zu beruhigen, kam eine Kusine zu Hilfe, die sich bei meinem Abschied an die Stirn tippte und mir leise erklärte, ich solle nur

nicht glauben, was ich eben gehört hätte, Auguste sei schon seit geraumer Zeit nicht mehr richtig bei Verstand.

Ich würde gerne der Geschichte von den unnatürlichen Todesfällen nachgehen - eine Art flämischer Familiensage -, aber ich fürchte, daß ich zu weit vom Thema abkäme. Mal sehen, was Borghi dazu sagt. Warte aber mit einem Besuch bei ihm, bis ich mit dem Photo von 1943 und meinen eigenen Aufnahmen wieder zurück bin.

Mein Bester, ich will Dir eine Idee unterbreiten, die mir gerade gekommen ist: wie wäre es, wenn wir den Maak-Hof, oder, wie ich ihn gerne umtaufen würde, den Hof «Zu den zwei Eichen» kaufen? Du könntest eine Auslandsvertretung Deiner Liga einrichten, oder wir könnten zu zweit hier wohnen und so unsere Widerstandskraft gegen die Versuchung zum Selbstmord messen. Auguste würde uns den Hof sicher für wenig Geld überlassen. Wir sollten das im Auge behalten.

Warst Du schon im Club, um bei den Klängen meines Orchesters zu tanzen? Ich kann Deine Antwort förmlich hören, mit der Du mich zum Kuckuck wünschst.

Bevor ich zurückfahre, will ich noch nach Erezée, in der Nähe von Weris. Ich habe erfahren, daß sich dort eines der wichtigsten Monamente der Megalithkultur in Europa befindet. Es ist eine Reihe von drei Menhiren (der größte ist über zwei Meter hoch) und ein halb in der Erde liegender Dolmen, in dessen Kammer tierische und menschliche Knochenreste gefunden wurden. Die Anlage ist wohl zwischen 3000 und 2500 vor Christus entstanden und diente vielleicht dazu, die sieben Sterne einer bestimmten Konstellation zu beobachten und dadurch (denke ich mir) die Bahn eines megalithischen Raumschiffs zu steuern. Dieses könnte beim Fallen die Panzer und den Wald zerstört haben (aber warum 1944?). Einen großen Meteoriten halte ich für unwahrscheinlich, der hätte einen riesigen Krater hinterlassen. Aber es ist besser, nicht zu viele Mutmaßungen anzustellen, sondern sich an die Borghi-Lehre zu

halten.

Was Livland betrifft, scheint es mir in jeder Hinsicht sehr weit von den Ardennen entfernt.

Schließlich will ich Dir noch von einem komischen Ereignis berichten. Neben der Kirche von Neufchâteau waren Kinder in ein seltsames Spiel vertieft, bei dem dauernd die Plätze gewechselt wurden. Aber was die dazu gesungen haben, die Verse einer Ballade, ist mir in Erinnerung geblieben.

Neun Ritter
zogen ins Morgenland.

Neun Ritter
verließen ihre Mütter,
verließen ihre Frauen,
dabei hatten sie so viele Kinder.

Dreiunddreißigtausend,
dreiunddreißigtausend Ritter.

Feuer frißt das Gold,
doch das Schicksal ist launisch.

Mit dem Gold kauften die Ritter den Tod.

Dreiunddreißigtausend:
so viele werden es sein
in tausend Jahren, wenn sie wiederkehren.

Dein neunarmiger Leuchter, Giacomo: er ist mir sofort eingefallen.

Bis demnächst. Wenn Du erlaubst, umarme ich Dich.

Airam.

XI

Amerikanisches Tagebuch von Giacomo R.

26. April

In Kürze landen wir in New York. Airam sitzt neben mir, aber seine Aufmerksamkeit gilt überwiegend dem Fenster, obwohl man dort nur ein monoton Blau sieht. Unsere Unterhaltung brilliert durch Stillschweigen. Dabei waren wir auf dem Weg von Bologna nach Mailand und danach auf dem Flughafen bester Dinge, ja beinahe elektrisiert. Aber irgendwann ist meine Überlegenheit deutlich geworden - als Reisender, meine ich. Ich weiß nicht, ob *pour cause*, jedenfalls ist seine Laune seitdem umgeschlagen.

Gedankenverloren sitzt er da, und ich habe keine Lust, ihn zu stören. Vielleicht denkt er, wie ich auch, an unsere Begegnung mit Borghi neulich abends. Warum hat der Dickwanst wohl alles daran gesetzt, unsere Begeisterung zu dämpfen durch die Behauptung, unsere Expedition nach Amerika würde genausowenig bringen wie Airams Reise in die Ardennen. Ärgerlich und irritierend. Airam war verletzt, aber ich habe reagiert. Ich habe dem hochverehrten Professor Borghi ins Gesicht gesagt, wenn er jetzt aus Gründen, die mich nicht im geringsten interessierten, einen Rückzieher machen wolle, dann würde ich die Nachforschungen eben alleine weiterführen. Mit Airam, wohlverstanden. Wie kann man das spannende, rätselhafte Indiz des zerstörten Waldes so unterschätzen?

Ich habe den Verdacht, daß es Borghi - obwohl er es noch nicht offen ausspricht - lieber wäre, wir würden von der Bildfläche verschwinden. Aber weshalb? Er versucht, auf etwas zu stoßen, was im Geheimnis der Ardennen verborgen ist. Das ist jedenfalls Airams Überzeugung. Solange er uns dazu

benutzen konnte, ein paar kleine Teile eines vermutlich gigantischen Puzzles zusammenzufügen, in Ordnung; danach, als er den Schlüssel für die Lösung erkannt hatte, waren wir ihm zu sehr im Weg. Aber inzwischen - wenn es sich so verhalten sollte - haben wir das Spiel schon zu weit vorangetrieben, als daß einer wie ich noch aufgeben könnte. Ich hätte das Zeug zu einem Profispiel, sagte mir Helmut Weise einmal, als wir zum Zeitvertreib einige Partien Poker spielten. Er schloß das aus der gleichmütigen Gelassenheit meines Gesichts und meiner Haltung während des Spiels. Vorübergehende Abschweifungen der Phantasie, die in diesem Flugzeug mitfliegt wie eine dritte Tragfläche. Was kann ein Akademiker wie Helmut, ein Intellektueller, eigentlich von Spiel und Spielern wissen?

Von Zeit zu Zeit schielte Airam auf das Heft, in das ich schreibe. Ich tue so, als bemerke ich es nicht, aber dann beschließe ich, ihn auf frischer Tat zu ertappen, und lächle ihm ermutigend zu.

«Ich wußte gar nicht, daß du auch von einem Schreibwahn besessen bist», sagt er.

«Laß das ‹auch› ruhig weg, das doch bloß für die Menge und die Unerträglichkeit meiner Fehler steht.»

«Die für dich ja Vorzüge sind.»

«Sogar Tugenden, um genau zu sein. Aber du solltest deine eigene Schreibmanie nicht unterschätzen, lieber Vincipane.»

«Nur weil ich dir einen Brief geschrieben habe?»

«Der hat mir sehr gut gefallen.»

«Wem schreibst du eigentlich? Borghi?»

Mein schräger Blick ist deutlicher als ein Nein. «Da ich dir nicht schreiben kann, führe ich eben ein Tagebuch.»

«Was willst du in Amerika finden?»

«Ich weiß es nicht. Den Ort der Schlacht haben wir - hast du - identifiziert. Jetzt müssen wir versuchen, Auskünfte über die

beteiligten Soldaten zu bekommen.»

«Ich hoffe, daß mir ein paar Mädchen über den Weg laufen.»

«Was hast du mit ihnen vor?»

«In erster Linie sie dir wegschnappen.»

Airam lacht zufrieden. Seine Laune bessert sich, er wird wieder heiter.

27. April

Wir besuchen Jeremy White in seinem Apartment in Manhattan. Betty Frankel ist bei ihm, die beste Schülerin aus seinem Privatkurs in Religionsgeschichte.

Airam schaut sie ununterbrochen mit offener Begehrlichkeit an. Peinlich. Er benimmt sich wie der typische Italiener, der jedes hübsche Mädchen mit seinen aufdringlichen Blicken verschlingt. Allerdings ist Betty nicht eben unauffällig. Sie ist groß und blond. Riesige grüne Augen, eine kleine Nase, ein etwas breiter Mund mit vollen, sinnlichen Lippen. Wenn sie lacht - ein strahlendes Gebiß -, bekommt sie niedliche Grübchen auf den Wangen. Jeans und Bluse lassen erkennen, daß der Rest auch in Ordnung ist - eben okay.

White kümmert sich nicht um Airams zudringliche Aufmerksamkeiten für Betty. Hinter der kleinen Brille behält sein Blick die Ironie und kluge Neugier, die ich schon kenne.

Es kostet mich einige Überwindung, ihn über das Ziel unserer Reise zu informieren. Aber es läßt sich nicht vermeiden, denn ich bin auf seine Hilfe angewiesen. Ich deute eine Frage nach Bettys Anwesenheit an. White sagt, sie kann bleiben. Das Mädchen, das er auch als seine Assistentin bezeichnet, kann uns von Nutzen sein, zumindest als Begleiterin und Führerin. Airam besteht nachdrücklich darauf, daß Betty einbezogen werden kann oder vielmehr muß.

Ich erkläre den Gegenstand von Borghis Nachforschungen.

Die außergewöhnliche Geschichte verwundert White keineswegs; er zeigt sich im Gegenteil höchst interessiert. Dann erzählt Airam von seiner Fahrt in die Ardennen. Er läßt nichts aus, auch nicht das kleinste Detail. Natürlich gibt er sich größte Mühe, sich vor Betty, die immer mehr ins Staunen gerät, interessant zu machen. Es fehlt nur noch, daß er sich den Bauch aufschneidet und sein Inneres auf dem Tisch ausbreitet, zwischen den Teetassen. Unwürdig. Ekelt es mich? Nein, es ärgert mich.

Es stört mich auch, daß White unsere Informationen in seinen Computer eingegeben hat. Das scheint mir eine unrechtmäßige Aneignung zu sein, eine Art Diebstahl. Aber man muß akzeptieren, daß die Zahl der Beteiligten bei diesem Forschungsprojekt von drei auf fünf angewachsen ist. Wenn sich alles, wie ich befürchte, nur als ein Schlag ins Wasser erweist, stehen fünf Personen mit leeren Händen da.

Gefühlsbilanz: die magnetische Anziehungskraft, die Borghi lange auf mich ausübte, ist gebrochen. Inzwischen verabscheue ich diesen Dickhäuter und halte ihn für einen verschlagenen Hanswurst. Dafür läßt meine dumpfe Aversion gegen White nicht nach, und auch die angenehme Gegenwart eines Mädchens konnte dieses Gefühl nicht mildern.

Selbstverständlich hat Airam Betty Frankel zum Abendessen eingeladen. Sie hat angenommen, ohne mit der Wimper zu zucken - unkompliziert, wie man hier sagt -, und ihm ein kleines, italienisches Lokal in Brooklyn vorgeschlagen.

Ich brate mir ein Stück Fleisch bei White und bleibe ganz für mich. Zudem konnte ich noch nicht herausfinden, was für sexuelle Veranlagungen der rote Jeremy hat.

Gegen elf kehre ich ins Hotel zurück. Ich wage ein leises Klopfen an Airams Tür. Er schiebt den Riegel zurück und steht, schon im Pyjama, vor mir.

«Wie, du bist schon hier?»

«Wo sollte ich denn sonst sein?» entgegnet er gähnend.

«Darf ich reinkommen?»

«Klar, komm rein. Ich bin allein. Ganz allein und ganz verschlafen.»

«Normalerweise sind die Symptome anders.»

«Willst du wissen, ob ich verliebt bin?»

«Es hatte doch so vielversprechend angefangen.»

«Gestrenger Meister, eins solltest du allmählich von mir wissen: ich muß einfach jedem Mädchen den Hof machen. Willst du einen Drink?»

«Warum nicht.»

«Schau, eine schöne Flasche Bourbon. Ich habe sie vorhin hier gegenüber gekauft.»

Wir setzen uns: er aufs Bett, ich in einen Sessel.

«Alle Achtung. Du hast mir einen Drink angeboten, obwohl du gestern noch nicht einmal wußtest, was Bourbon ist.»

«Was meinst du damit?»

«Vincipane, du verfügst über eine außergewöhnliche Anpassungsfähigkeit. Du kannst dich sofort jeder Umgebung einfügen, in die du gerätst. Zeichen einer labilen Persönlichkeit.»

«Wenn du dir deiner Sache zu sicher bist, wirst du gemein, weißt du das?»

«Also, wie war's mit der Frankel?»

«Frankel? Wieso nennst du sie Frankel?» Da ich nicht antworte, zuckt Airam die Achseln. «Ein kleines Abendessen, Fisch bei Kerzenschein. Warte, ich gebe dir die Adresse, falls du einmal mit einem Mädchen ausgehen willst...»

Ich unterbreche ihn mit einer Handbewegung.

«Und dann?»

«Dann was?»

«Der Rest des Abends.»

«Nichts weiter. Ein Taxi und auf Wiedersehen. Was hast du denn gedacht?» Plötzlich schaut er mich aufmerksam an. «Warum willst du das alles so genau wissen? Und warum sollte ich dir eine Antwort darauf geben?»

«Ist Betty Whites Geliebte?»

Er lächelt.

«Unsinn. Ich würde meinen Kopf darauf verwetten.»

«Da wäre ich vorsichtig.»

Airam gerät in Fahrt. «Hast du sie genau angesehen? Ich schwöre dir, daß ich noch nie einem so hübschen Mädchen begegnet bin. Und du auch nicht, wenn du ehrlich bist. Weißt du übrigens, daß sie älter ist als wir? Dreiundzwanzig. Sie will ihren Abschluß in Soziologie oder Psychologie machen, aber es eilt ihr damit nicht. Sie hat eine Menge Geld, aber sie ist auch intelligent, das merkt man gleich... Wenn ich ein bißchen Grips hätte, würde ich sie heiraten und hier bleiben, im Zentrum der Welt. Und du auch, Giacomo. Warum lassen wir uns nicht in New York nieder?»

«Und Betty heiraten wir auch beide?» Ich trinke den Bourbon aus und stehe auf. «Hat sie dir wenigstens einen Gutenachtkuß gegeben?»

«Nein.»

«Und ich tue es auch nicht. Gute Nacht.»

28., 29., 30. April

Freitag, Samstag, Sonntag. Nichts. Je besser man New York kennt, desto stärker packt es einen offenbar. White hat keine Zeit für uns, er ist sehr mit Arbeiten und Telefonieren beschäftigt. Samstag und Sonntag bleibt uns seine Wohnung verschlossen. Ich vermute, er hat jemanden zu Gast.

Auch ich darf auf Betty als Fremdenführerin zurückgreifen.

Eine angenehme Führerin. Museum of Modern Art, Saint Patrick (auf meinen Wunsch), das Dach eines bekannten Wolkenkratzers, das Village und so weiter. Ab und zu erkundigt sich Airam bei Betty, ob sie nicht noch eine Freundin hat - für mich. Zu viert wären wir eine ausgewogene Gruppe. Betty lacht, antwortet aber nicht.

Irgendwann entfährt es Airam: «Wenn natürlich Anna hier wäre...»

Am liebsten möchte er sich die Zunge abbeißen und erwartet eine harte Reaktion meinerseits.

Doch ich bin ihm gar nicht böse. Annas Bild verschwimmt immer mehr. Das war im übrigen nicht anders, als sie noch lebte.

1. Mai

Washington. Airam und ich sind im Verteidigungsministerium, dem berühmten Pentagon. Es ist eine Stadt innerhalb der Stadt, eine Festung, in der Tausende von Menschen ein grandioses Spektakel von Ordnung und Effizienz inszenieren.

Wir werden von General Simpson empfangen, einem unersetzen Fünfziger mit schütterem Haar. Er ist ein Freund von Jeremy White. Die Freundschaft stammt aus der Zeit des Vietnamkrieges. White war dort, wenn auch nicht lange.

General Simpson ist sehr freundlich. White hat telefonisch das Terrain vorbereitet und uns als Studenten angemeldet, die für ihre Universität eine Untersuchung durchführen.

«Der Zweite Weltkrieg?» fragt Simpson. «Warum interessieren sich die italienischen Universitäten denn für eine so alte Geschichte?»

Seine Mannschaft von Assistenten macht sich an die Arbeit. Sie befragen die Rechner und blättern die Akten im Archiv

durch.

Wir haben gerade Zeit, eine Art Kaffee zu trinken, und schon liegt ein Stoß Blätter auf dem Tisch des Generals.

Simpson bewaffnet sich mit einer Brille und geht die Papiere durch.

«Der 28. Dezember 1944? Es liegen keinerlei Meldungen über militärische Aktionen vor. Die deutsche Offensive hat eine Pause eingelegt. Wie Sie wissen, müssen auch Soldaten zwischendurch mal Atem schöpfen, sozusagen. Außerdem ist die Luftwaffe blockiert durch Schnee und Nebel, die Straßen sind unpassierbar. Auch in der Gegend zwischen Bastogne und Neufchâteau, die Sie interessiert, fiel an jenem Tag kein Schuß.»

«Hat es also den Angriff des Bataillon C nicht gegeben?» fragt Airam.

Bevor Simpson antwortet, schiebt er die Brille auf die Stirn bis zum Haaransatz.

«Okay, das Bataillon C hat existiert, aber nur bis Oktober 1944. Damals, nach der siegreichen Landung der Alliierten in Frankreich, ist das gesamte amerikanische Truppenkontingent reorganisiert worden.»

«Wie bitte...?»

«Hört mal, Jungs: ihr wart nicht dabei, sowenig wie ich. Hier steht, daß man die Soldaten des Bataillon C in andere Heeresteile eingegliedert hat und daß an seiner Stelle eine Panzerschwadron gebildet wurde. Daher war an dem bewußten Tag kein Bataillon C an der Front.» Er legt eine Hand auf den Stapel Blätter. «Menschen können sich irren, die Akten irren sich nie.»

Airam und ich schauen uns sprachlos an.

«Es tut mir leid. Ich hätte euch gern geholfen», sagt Simpson mit väterlicher Miene. «Gebt mir eine Erkennungsmarke mit Nummer oder den Namen von einem der Soldaten, und ich

versichere euch, wenn noch irgend etwas zu klären ist, werden wir es klären, selbst wenn wir im ganzen Pentagon das Unterste zuoberst kehren müßten.»

Wir verlassen das Büro des Generals. Eine uniformierte Gestalt kommt auf uns zu. Es ist Sergeant Bell, ein Mann mit tiefgrauem Haar.

«Ich habe erfahren, was Sie suchen. Geben Sie mir Ihre Namen und kommen Sie morgen wieder, an der Pforte wird man Sie dann durchlassen.»

Während Airam ihm unsere Namen aufschreibt, schiebe ich eine Hundertdollarnote in eine der Taschen des Sergeants. Diese Belohnung scheint mir angemessen und willkommen.

2. Mai

Der Dokumentarfilm ist ein einziges Grau in Grau und wird nur ein bißchen heller, wenn Schnee ins Bild kommt. Es ist schwierig, die Bilder zu erkennen, wenn sich nichts bewegt, aber wir gewöhnen uns daran.

Die Kamera schwenkt über eine Lichtung, auf der man amerikanische Soldaten sieht, ein paar Jeeps, kleine Geschütze und wenige Panzer. Großes Durcheinander herrscht in diesem improvisierten Biwak im Wald. Es handelt sich bestimmt um einen Vorposten, der noch nicht lange besteht. Es muß sehr kalt sein. Ein paar Soldaten, noch in voller Montur, haben sich einen Petroleumofen besorgt und einen Topf aufs Feuer gesetzt. Es scheint Kaffee zu sein. Als sie bemerken, daß sie gefilmt werden, lächeln sie, zerzaust und verdreckt, wie sie sind, und winken in die Kamera.

Weitere Aufnahmen zeigen mehr oder weniger dasselbe, sind aber sehr verwackelt.

Nach ein paar Sekunden Schwärze kommen die wenigen Mitglieder einer Patrouille ins Bild, die äußerst vorsichtig

zurückkehren.

Es gibt keine Tonspur, aber aus dem Verhalten der Soldaten läßt sich entnehmen, daß weder hier noch auf der anderen Seite geschossen wird.

Dann sind höhere Offiziere, Befehlshaber, zu sehen und auch ein Feldtelefon.

Die Kamera fährt etwas höher, um kahle, schneebedeckte Äste aufzunehmen.

Außer sich krallt Airam seine Hand in meinen Arm.

Natürlich, der Befehlsstab hat sich genau zwischen den beiden imposanten Eichen der Schäferheide plaziert. Man kann sie genau erkennen, wenn man sich an das Photo erinnert, das Airam aus Neufchâteau mitgebracht hat. Auch ich bin sehr aufgereggt.

Der Patrouillenführer spricht mit dem Kommandanten. Er fuchtelt mit den Armen, während der Offizier eine Karte studiert.

Es folgen verzerrte Bilder und ein Filmriß. Dann geht es mit Geschützen weiter, die in Stellung gebracht worden sind und gerade schießen. Die Einstellung ist ganz kurz, aus ziemlicher Entfernung.

Sergeant Bell hebt den Arm: der Projektor wird abgeschaltet, und das Licht im Vorführraum geht wieder an.

«Das ist alles, aber ich glaube, es genügt. Sie haben das Bataillon C in einer Aufnahme vom 28. Dezember gesehen.»

Es dauert ein paar Augenblicke, bis ich wieder sprechen kann.

«Warum behauptet Simpson dann, es habe zu diesem Zeitpunkt gar nicht mehr existiert?»

Bell kratzt sich am Kopf.

«Ich weiß nicht, aber es gibt schon Gründe.»

«Drücken Sie sich deutlicher aus, Sergeant.»

«Tatsache ist, daß niemand überlebt hat. Besser gesagt, es sind alle verschwunden.»

«Tot, oder in Gefangenschaft?»

Der Sergeant schüttelt den Kopf. «Leichen und Gräber findet man über kurz oder lang, und Kriegsgefangene kehren nach dem Krieg in ihre Heimat zurück. Hier gab es nichts dergleichen. Die Angehörigen haben den üblichen Brief der Militärbehörden erhalten mit der Nachricht, daß der betreffende Verwandte als vermisst gilt und daß das Verfahren Bataillon C abgeschlossen sei. Das heißt, eigentlich ist es gar nie offiziell eröffnet worden.»

«Haben Sie eine Vorstellung, was damals passiert ist?»

«Nein. Ich begnügen mich damit, es das Geisterbataillon zu nennen. Ich will nicht verrückt werden, und ich lege auch keinen Wert darauf, daß man über mich lacht.»

Airam hat eine plötzliche Eingebung und mischt sich ein.

«Aber einen Überlebenden gibt es, oder gab es. Derjenige, der den Film gedreht hat.»

Bell wirft Airam einen scheelen Blick zu.

«Er gehörte nicht zum Bataillon, sondern zum Bereich Propaganda und Dokumentation. Und kaum war das Feuer losgegangen, hat er sich umgedreht, um seine Haut zu retten. Das war sein gutes Recht, aber es hat dem armen Teufel nichts genützt. Ein paar Tage später mußte er auch dran glauben.»

Gegen fünf Uhr nachmittags verabschiedet Bell uns am Eingang des Vorführraums. Selbstverständlich haben wir ihn nie kennengelernt und bestimmt haben wir auch keinen Film gesehen, der nur ein Aktenzeichen als Titel hat. «Ich denke, ich werde heute abend in die Kirche gehen und für die Seelen des Geisterbataillons beten. Und Sie täten gut daran, sich damit zufriedenzugeben.»

3. Mai

Wieder in New York.

Heute ist alles nur Erdenkliche geschehen. Ich spreche vom Abend und von der Nacht eines Tages, der ruhig und eintönig schien.

Um meine Gedanken zu ordnen, sollte ich die Ereignisse in drei Teile untergliedern.

ERSTER TEIL

Abendessen zu dritt: White, Airam und ich. White hört sich interessiert die Ergebnisse unseres Besuchs im Pentagon an. Wir müssen zugeben, daß Borghi einen erstaunlichen Riecher hatte, als er an diesem winzigen Kriegsereignis etwas Rätselhaftes witterte.

Airam hat es eilig: ein Konzert klassischer Musik, das er nicht versäumen möchte. Ich gehe ins Hotel zurück.

Jemand liegt in meinem Bett. Blondes Haar überflutet das Kissen.

Es ist Betty. Sie ist eingeschlafen.

Sie wird sofort wach und setzt sich auf.

«Ciao.»

Soweit ich erkennen kann, ist sie vollkommen nackt. Aber sie empfindet keinerlei Verlegenheit, reckt vielmehr ihre kleinen, spitzen Brüste vor.

Ich setze mich in den Sessel neben dem Bett.

«Es scheint dich nicht besonders zu erstaunen, daß ich hier bin. Sag mir bloß nicht, du hast das erwartet.»

«Erwartet habe ich es sicher nicht, und ich bin vor allem verwundert, dich so zu sehen.»

«Dein Freund würde wer weiß was darum geben, mich so zu sehen.»

«Airam. Was läuft denn zwischen euch?»

«Überhaupt nichts.» Sie zieht die feinen Brauen zusammen.
«Du könntest ja wenigstens sagen, daß ich dir gefalle. Das ist für eine Frau das Wichtigste.»

«Natürlich gefällst du mir.»

«Warum kommst du dann nicht zu mir?»

«Es gibt verschiedene Arten, wie ich dir zeigen kann, daß du mir gefällst, nicht nur, wie du meinst.»

«Ich habe gleich gemerkt, daß du zur harten Sorte gehörst. Das weißt du, und du nutzt es aus, um die Frauen in dein Bett zu treiben.»

«Du irrst dich. Du weißt gar nicht, wie sehr du dich irrst.»

Sie zieht sich die Bettdecke bis zum Kinn hoch.

«Du bringst mich in Verlegenheit. Über diese Dinge spricht man nicht viel: man tut sie und fertig.»

«Glaubst du nicht, daß du es dir zu einfach machst?»

«Mag sein. Bist du zufällig homosexuell?»

Ich schüttle den Kopf. Die Situation fängt an, mir Spaß zu machen und mich zu amüsieren. Außerdem halte ich die Fäden in der Hand.

«Ich verstehe.» Sie bleibt hartnäckig. «Du hast eine Freundin in Italien und willst ihr treu bleiben.»

Wieder mache ich eine verneinende Geste.

Ihre grünen Augen sehen mich durchdringend an und scheinen mich gründlich erforschen zu wollen.

«Hast du vielleicht ein Keuschheitsgelübde abgelegt?»

Mir ist klar, woher diese Frage röhrt: von der Religionsgeschichte, die sie bei White betreibt. Ich versuche, meine Worte mit einem entschärfenden Lächeln zu versehen.
«Betty, du bist ein wunderschönes, liebes Mädchen.»

«So etwas ist mir noch nicht vorgekommen. Ich glaube wohl,

daß mir nie wieder jemand mit solcher Eleganz zu verstehen geben wird: Betty, zieh dich an und geh. Dreh dich bitte um.»

Ich wende meinen Blick und meine Verwirrung in eine andere Richtung. Ich bin mir bewußt, daß ich dieser einzigartigen und unwiederbringlich verlorenen Gelegenheit nachtrauern werde. Mir ist aber auch bewußt, daß es nicht anders ablaufen konnte, denn ich habe nur - wie ein Schachspieler sagen würde - die zwingend notwendigen Züge ausgeführt. Aber wer hat das so festgelegt?

Während sie sich anzieht, redet Betty. Das Unbehagen und die Verlegenheit scheinen überwunden. «Auch wenn es nicht geklappt hat, hatte ich die Sache klug eingefädelt. Ich hatte einen guten Grund, um herzukommen.»

Unwillkürlich drehe ich mich um. Sie schlüpft gerade in die Jeans.

«Was für einen Grund?»

«Dieser Name: Livland. Ich habe heute entdeckt, daß es in den Vereinigten Staaten liegt. Es ist ein kleines Dorf, vielleicht ein Stadtteil von Detroit, in Michigan. Sagt dir das was? Interessant, oder?»

Meine gewohnte Selbstbeherrschung funktioniert zwar, aber innerlich bin ich aufgewühlt. «Sicher ist das interessant.»

Sie nimmt ihre Tasche und hängt sie über die Schulter, dann gibt sie mir einen Kuß auf die Wange.

«Bye, Giacomo. Es bleibt alles beim alten. Du mußt entschuldigen, ich weiß auch nicht, was da über mich gekommen ist.»

«Du mußt mir verzeihen. Und du gefällst mir wirklich sehr.»

«Du mir auch.»

Ich möchte ihr sagen, daß sich seit einiger Zeit zwischen mir und den Frauen eine unsichtbare Trennwand aufgerichtet hat, so hart wie Kristall.

Betty verläßt das Zimmer.

ZWEITER TEIL

Nach wenigen Minuten klopft jemand wie wild an die Tür. Airam stürzt herein. Er ist außer sich, rasend vor Wut, seine Lippen zittern.

«Da ist er ja, der Herzensfreund.»

Er schlägt mich ins Gesicht, aber ich bin zurückgewichen, und er trifft mich nur schwach.

«Dummkopf, laß dir doch erklären.»

«Klassisch. Das Bett noch zerwühlt, ihr Parfüm im ganzen Raum. Du hättest wenigstens das Fenster aufmachen können.»

«Ich habe nichts zu verbergen. Reg dich ab, Airam, und laß uns darüber reden.»

«Du bist ein Vieh. Ich will nicht reden, ich will dich verprügeln. Und dieses Mal kann dir deine Schlägertruppe von der Liga nicht beistehen.» Er fletscht die Zähne wie ein Hund. «Die Liga der Bedrängten... Jetzt bin ich der Bedrängte. Bedrängt bis aufs Blut.»

Er wirft sich auf mich. Wir verschlingen uns ineinander und fallen so aufs Bett. Ich versuche, seine Schläge abzuwehren, die zum Glück nicht treffen. Er keucht immer stärker, aber er hört nicht auf, auch mit Worten auf mich einzuschlagen.

«Feigling. Verräter. Ich reiß dich in Stücke!»

«Hör auf, Airam, zwing mich nicht, Gewalt anzuwenden.»

«Genau das will ich aber. Reagier endlich, du Schwein. Warum wehrst du dich nicht? Du bist kein Haar besser als andere.»

«Es ist nichts gewesen, es konnte gar nichts sein.»

«Erzähl doch, was du willst. Ich werde dir ordentlich deine hübsche Fresse polieren.» Er prügelt weiter auf mich ein, doch

blindlings, denn seine Augen stehen voller Tränen. «Warum, warum hast du mir das angetan? Warum hast du mir nichts erzählt von Betty und dir? Du hättest mir nicht die Illusion unserer Freundschaft zerstören dürfen. Was soll ich ohne dich anfangen? Wie soll ich dich hassen? Ich hänge doch so sehr an dir.»

«Das tue ich doch auch. Bitte, mach jetzt nicht alles kaputt.»

«Nein, du bist nichts wert... nichts. Und ich habe alles falsch gemacht. Mein ganzes Leben ist ein Irrtum.»

DRITTER TEIL

Die Zimmertür öffnet sich geräuschlos, und Männer dringen ein. Sie trennen uns brutal und beenden unseren sinnlosen und inzwischen erlahmenden Kampf.

Sie sind zu viert. Zwei gehen hinaus, um den Korridor zu überwachen; die beiden anderen bleiben im Zimmer und beobachten uns unschlüssig.

Sie sehen nicht aus wie Entführer. Sie sind jung, recht gut angezogen und wirken entschlossen, aber nicht kriminell. Einer ist eher vierschrötig und trägt einen Schnurrbart, der andere ist mager und knochig. Sie sehen sich vielsagend an, dann brechen sie in Gelächter aus.

«Hast du gesehen, Nick? Wenn mich nicht alles täuscht, haben sie sich gehörig verdroschen.»

Und Nick, der magere, setzt noch eins drauf: «Wie zwei kleine Ganoven, die sich die Beute teilen.»

«Und das sollen Studenten sein.»

«Italiener», sagt Nick kopfschüttelnd. Dann macht er ein strenges Gesicht und fragt uns: «Warum habt ihr euch geprügelt?»

«Das ist unsere Sache», sagt Airam sauer. Er würde am liebsten weiterkämpfen. Ich halte ihn fest und wende mich an

die Eindringlinge.

«Wer sind Sie und was wollen Sie?»

Die beiden wechseln einen Blick und seufzen.

«Okay, Mike.»

«Wie du meinst, Nick. Einverstanden.»

Sie holen ihre Ausweise heraus.

«FBI», sagt Nick.

«Das gibt Ihnen nicht das Recht, Türen von Hotelzimmern aufzubrechen», sage ich. «Haben Sie einen Durchsuchungsbefehl?»

«Hör ihn dir an, er will einen Durchsuchungsbefehl», prustet der stämmige Mike. «Einen Durchsuchungsbefehl. Ich wette, das ist das einzige, was er über Amerika weiß.»

«Wir sind hereingekommen, als wir die Schlägerei gehört haben», sagt Nick versöhnlich. «Ihr könnt beruhigt sein, wir wollen uns nur ein bißchen mit euch unterhalten. Dürfen wir uns setzen?»

Airam und ich sehen uns wortlos an.

«Wir könnten euch als gefährliche Subjekte des Landes verweisen lassen.» Mike trocknet sich mit einem riesigen Taschentuch die Stirn. «Aber warum es erst so weit kommen lassen?»

Ich mache eine Kopfbewegung. Die zwei setzen sich dicht nebeneinander auf eine kleine Kunstledercouch. Airam hockt auf dem Bett, ich lasse mich in den Sessel fallen.

«Gut», sagt Nick. «Nur ein paar kurze Fragen, und ihr seid uns wieder los.»

«In welcher Angelegenheit?» fragt Airam.

«Das wissen wir doch alle bestens. Wir sollten unsere Zeit nicht unnötig vergeuden.» Nick hebt die Hände vors Gesicht und legt die Fingerspitzen aneinander. «Professor Jeremy White

ist ein guter Bürge. Aber in diesem Fall braucht ihr vielleicht noch andere Garantien.» Er macht eine Kunstpause. «Es handelt sich um historische Forschungen, okay. Aber die Sache, die mich interessiert, ist, tja... sehr delikat.»

Ich sage: «Beschäftigt sich das FBI jetzt schon mit Geschichte?»

Mike kann nicht mehr an sich halten: «Spiel dich nicht auf, sondern gib Antwort, wie es sich gehört. Irgend jemand finanziert doch eure Recherchen.»

Airam lächelt zu mir herüber. Ich erwidere sein Lächeln und sage: «Klar. Unsere Bankkonten.»

«Wer sind eure Hintermänner?»

«Airam, hast du einen Hintermann?»

«Das ist mir bis jetzt nicht aufgefallen. Wenn es aber einen gäbe, würde ich alles tun, damit er nicht länger hinter mir bleibt.»

Wir lachen. Jetzt weiß ich, daß unsere Beziehung nicht zerbrochen ist.

Nick hebt eine Hand, um das Gespräch wieder in den Griff zu bekommen. «Euer Bataillon C. Haben euch die Dokumente im Pentagon davon überzeugt, daß es am 28. Dezember nicht in den Ardennen stand?»

Airam schüttelt den Kopf, ich sage klar und deutlich nein.

«Okay, Jungs», sagt Nick sichtlich zufrieden. «Jetzt denkt mal scharf nach. Sicher habt ihr euch noch nicht gefragt, was zwei FBI-Beamte dazu bringt, hier unbequem und mit trockener Kehle herumzusitzen.»

«Wenn Sie ein Glas Wasser möchten...»

«Die vom Pentagon können Akten präparieren, soviel sie wollen, aber sie dürfen sich nicht einbilden, sie könnten sie dann uns andrehen. Nicht alles läßt sich mit einem Stück Papier in Ordnung bringen.» Ein durchdringender Blick auf Airam und

mich. «Versuchen wir mal, uns vorzustellen, was in dieser abgelegenen Ecke der Ardennen vor vielen Jahren passiert sein könnte. Wir betrachten die Sache natürlich aus dem Blickwinkel der Deutschen.»

Niemand regt sich, und Nick beginnt mit einer Aufzählung an den Fingern seiner Hand, angefangen beim kleinen.

«Einsatz von Minen, die auf einer begrenzten Fläche extrem dicht ausgelegt werden. Einsatz von V1- und vor allem V2-Raketen in einer speziellen Version gegen feindliche Truppen im Nahbereich...»

«Schon», wirft Airam ein, «aber auch damit kann man die Toten nicht verschwinden lassen.»

«Richtig», gibt Nick zu. «Ich kenne die offizielle Version und die... phantastische. Tausend Soldaten, die nie da waren oder vom Erdboden verschwunden sind. Aber bevor ich mich der zweiten Möglichkeit anschließe, will ich noch andere Hypothesen riskieren.»

Es scheint ihm zu gefallen, daß er so große Aufmerksamkeit wecken kann.

«Auf jeden Fall bewegen wir uns hier im Bereich der allerneusten wissenschaftlichen Forschung. Ein Bereich, der meiner Meinung nach zwei Hypothesen zuläßt. Entweder handelt es sich um etwas wie Laserstrahlen, oder, was mir plausibler erscheint, um den gezielten Einsatz einer Atombombe, die keinerlei Radioaktivität hinterlassen hat.»

«Wenn es so war, warum hatte das keine militärischen Nachwirkungen?»

Nick fährt sich nachdenklich über das Kinn, als striche er über einen unsichtbaren Bart. «Ich weiß es nicht, aber das ist unser eigentliches Problem. Kriege werden erst geführt und dann untersucht. Vielleicht wurde das Experiment als mißlungen angesehen.» Er zündet sich eine Zigarette an. «Vielleicht will es auch jemand wiederholen.»

Ich frage: «Wer hat euch auf unsere Fährte gesetzt? General Simpson?»

Nick stößt eine dichte Rauchwolke aus und erhebt sich mühsam von seinem Platz. «Wenn ich euch einen Rat geben darf: je schneller ihr nach Hause fahrt, desto besser für euch.»

5. Mai

Mit Betty und Airam unterwegs nach Detroit.

Betty sitzt am Steuer ihres Wagens, ein geräumiger, fast neuer Ford. Sie ist fröhlich. Offensichtlich freut sie sich über die Fahrt zu den Großen Seen. Wir sind alle in bester Stimmung und glauben fest, wir werden das Rätsel lösen, das uns in alle möglichen Teile der Welt führt, auch wenn wir keine Ahnung haben, was wir als nächstes tun werden.

Die Krise, der Gefühlsausbruch von vorgestern abend hat anscheinend keine Spuren hinterlassen. Ich würde sagen, wir sind drei ebenbürtige Freunde.

Besichtigung der Niagarafälle und Übernachtung in Cleveland, Ohio.

6. Mai

Detroit, die berühmte Hauptstadt des Automobils, ist eine schwarze Stadt, und das nicht nur wegen der Fabrikschloten: mehr als die Hälfte der Bewohner sind Schwarze. Das hypermoderne Stadtzentrum gefällt mir gut: Cobo Hall ist das größte Theater der Welt. Die Umgebung ist bezaubernd und noch ganz im Stil des alten Amerika; es gibt auch noch viele Einfamilienhäuser. Der - gedrängt volle - Hafen liegt am Ufer des Detroit, einem ungefähr fünfzig Kilometer langen Fluss, der den Saint-Clair-See mit dem großen Eriesee verbindet. Der Eriesee und der Detroit bilden eine natürliche Grenze zu Kanada. Eine lange Brücke, die Ambassador Bridge, stellt eine

Landverbindung zwischen Detroit und Windsor her, der kanadischen Stadt am Ufer gegenüber.

Natürlich suchen wir Livland, und das Schöne ist, daß es wirklich existiert.

Es war früher eine kleine Stadt, nun ist es ein Vorort von Detroit.

Der Name kommt, wie ich vermutet hatte, von Flüchtlingen aus den baltischen Ländern, vor allem Esten und Letten, die in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen nach Amerika ausgewandert sind.

Diese Ansiedlungen bewahren gewisse Eigentümlichkeiten, sei es in den Traditionen, sei es durch den Gebrauch der Nationalsprachen, auch bei den jüngeren Generationen. Das kleine livländische Herz schlägt noch in den wenigen alten Hauptstraßen, wo sich schlichte Geschäfte aneinanderreihen. Dort wird besticktes Leinen verkauft, typisches Gebäck und vor allem Bernsteinschmuck - der berühmte baltische Bernstein.

Es gibt auch ein Restaurant: «Neulivland». Da es Abend ist, gehen wir hinein.

Es ist ein kleines Lokal, das von Letten betrieben wird.

Die Tische sind sorgfältig gedeckt. Es ist nicht sehr verraucht, die Tischnachbarn unterhalten sich leise in ihrer Sprache.

Nun ist der Moment gekommen, um meinen Freunden ein kleines Geheimnis zu enthüllen, das unsere Nachforschungen sicher erleichtern wird. Vor einigen Jahren habe ich als Gast bei Freunden meines Vaters einen ganzen Monat in Lettland verbracht.

Ich kehre also den Fachmann heraus und bestelle ein durch und durch lettisches Abendessen. Der Inhaber, der selbst bedient, wundert sich nicht schlecht.

Er ist um die vierzig, also muß er in Amerika geboren sein.

«Kennen Sie Lettland?» fragt er mich.

«Ja, ich bin schon einmal dort gewesen.»

Als wolle er sich bedanken, verbeugt er sich. Auf dem Weg in die Küche bleibt er an einem anderen Tisch stehen und unterhält sich kurz in lettischer Sprache. Die vier älteren Männer am Tisch haben ihre Mahlzeit schon beendet. Es ist offensichtlich, daß sie über uns sprechen.

Das Essen, in erster Linie Fische aus dem See, schmeckt köstlich. Wir sehen aus wie Studenten in den Ferien.

«Immerhin sind wir in Livland, das ist eine Tatsache», sagt Betty. «He, warum ist denn mein Glas immer leer?»

«Sei vorsichtig, der Wein ist sehr stark», warnt Airam. Dann setzt er lachend hinzu: «Ich würde viel darum geben, wenn ich wüßte, was wir hier eigentlich suchen.»

«Ich verlasse mich auf die Inspiration», sage ich. «Wenn wir nur Augen und Ohren offenhalten, werden wir auch etwas herausfinden.»

Als die vier Männer bemerken, daß wir fertig mit dem Essen sind, kommen sie an unseren Tisch. Man stellt sich höflich vor, dann fragen sie, ob sie sich dazusetzen dürfen. Wir rücken zusammen. Sie haben eine Flasche dabei und möchten uns einen Schluck anbieten.

Es ist eine Art Aquavit, nur aromatischer.

Es wird sofort deutlich, daß ich im Mittelpunkt ihres Interesses und ihrer Neugier stehe.

«Und Sie kennen unsere Heimat tatsächlich?»

«Sicher.»

«Wann sind Sie dort gewesen?»

«Vor sechs Jahren.» Sie lächeln zufrieden.

«Für uns ist das, als ob es heute wäre.»

Auch ich fühle mich wohl, und der Alkohol macht mich redselig.

«Von Moskau aus bin ich im Schlafwagen gefahren und morgens in Riga aufgewacht.»

«Ach, Riga...»

«Es ist wunderschön. Die historische Innenstadt ist einfach prachtvoll.» Abwechselnd reden alle vier. «Gibt es die Schwäne noch?»

«Waren Sie auf dem großen Fischmarkt?»

«Und die Statue der kleinen Tänzerin? Haben Sie sie gesehen?»

«Und wo waren Sie noch?»

«An der Küste von Jurmala.» Staunen und sehnsgütige Seufzer. «Schöner als die Cote d'Azur, nicht wahr?»

«Und waren Sie in Maiori?»

«Ich bin oft dort gewesen. Ich habe drei Haltestellen weiter gewohnt, Richtung Westen.»

«Wo, wo?»

«In einer kleinen Villa in Dubulti.» Ich hoffe, sie können es noch aushalten, ohne mir um den Hals zu fallen.

«Also gibt es unsere Welt noch.»

«Entschuldigen Sie, was haben Sie denn gegessen?»

«Ich erinnere mich an Twarog und Kascha. Und jeden Morgen gab es Sauermilch.»

«Mein Gott...»

«Und Borschtsch und Salianka.»

«Nein, das sind russische Gerichte.»

«Und Buchweizen.»

«Ja, das machen wir hier auch manchmal.»

«Und die berühmten baltischen Bratfische?»

«Ich fische sie selbst mit dem Netz. Winzige Fische.»

Das Gespräch stockt einen Augenblick, aber beim Trinken

wird keine Pause gemacht.

«Sind Sie zum Fischen hier?»

Ein rascher Blick zu Airam und Betty.

«Ja, natürlich.»

«Da sollten Sie zu den Großen Seen hinauffahren, zum Huron und zum Michigan.»

«Aber nein, hier geht es auch», meint ein anderer. «Sie müssen nur auf den Erie hinaus, zwischen Detroit und Toledo. Dort gibt es Flussbarsche und vor allem riesige Forellen.»

«Diese Jahreszeit ist ideal für die Unterwasserjagd», sagt ein Dritter. «Haben Sie Ausrüstungen dabei?»

«Leider nicht.»

Der Vierte mischt sich ein. «Macht nichts. An der Südmole kann man problemlos welche leihen.»

Sie stehen auf. Einer der Alten bleibt mit seinem Blick an einem kleinen Goldkreuz hängen, das aus Bettys Ausschnitt hervorblitzt. Ein ungewöhnliches Kreuz: die vier Arme werden jeweils von einem kleinen Rechteck begrenzt.

«Hübsch. Wissen Sie auch, wie man diese Form des Kreuzes nennt?»

Betty schüttelt den Kopf.

«Krückenkreuz. Es ist uralt. Wenn Sie morgen zum Tauchen gehen, achten Sie auf die Befestigungen, die gleich nach der Flussmündung das Seeufer einfassen. In acht bis zehn Meter Tiefe befindet sich auf einer Steinplatte in der Befestigungsmauer ein solches Kreuz.»

7. Mai

Sonntag. Es ist ein sonniger Morgen und viele Leute sind unterwegs. Ein leichter Nordwind lässt die Luft prickeln.

Auf dem Detroit drängen sich unglaublich viele kleine Boote.

Die Sonntagskapitäne widmen sich fast alle dem Angelsport.

Wir fahren zur Südmole.

«Was machen wir nun?» fragt Airam.

«Wir besorgen uns die Taucherausrüstungen», sage ich entschlossen.

Betty kann es nicht fassen. «Du willst tatsächlich fischen?»

«Fällt mir nicht im Traum ein. Ich will hinuntertauchen und das Kreuz ansehen, das wie deins aussieht.»

Man zeigt uns eine etwas entfernt liegende Halle, die glänzend blau angestrichen ist.

Dort mieten wir alles, was wir brauchen. Einen kleinen Außenborder, Taucheranzüge, Flossen, Masken und Stahlflaschen mit Sauerstoff.

Ein Stück weiter vorn mündet der Fluß in den Eriesee.

Die von winzigen Wellen gekräuselte Oberfläche dehnt sich endlos vor unseren Augen. Die vielen kleinen Boote haben sich verteilt und scheinen nur noch wenige zu sein.

Wir tuckern langsam dahin, immer an den Befestigungsmauern entlang.

Airam schaut zum Land und dreht sich verblüfft um.

«Das ist doch Livland. In vielleicht zwei Kilometer Luftlinie.»

Betty hält eine Hand ins Wasser.

«Es ist ziemlich kalt. Geht ihr hinunter, ich warte hier.»

«Du bist wohl wasserscheu», spottet Airam.

«Wer, ich?»

Alle drei ziehen wir unsere Anzüge an und gehen vorerst ohne Flaschen ins Wasser.

Die Sicht ist hervorragend. Man kann die Befestigungsanlagen - große Granitblöcke, die zu einer Wand zementiert wurden - bis in eine Tiefe von ungefähr zehn Metern

deutlich erkennen.

Weiter unten geht es in eine schwärzliche Dunkelheit über, in einen Abgrund. Der See muß sehr tief sein.

Wir bleiben unter Wasser, solange wir die Luft anhalten können. Dann klammern wir uns an den Bootsrand, um wieder Atem zu schöpfen. Ich schaue meine Freunde an. Alles in Ordnung, es macht ihnen Spaß.

Wir beschließen, sofort wieder hinunterzutauchen.

Wir suchen ein Kreuz.

Ich weiß nicht, wieso, aber wir müssen es finden.

Endlich. Es ist klein, insgesamt nur ein paar Zentimeter, rechts auf einer Steinplatte eingemeißelt, die sich ansonsten in nichts von den anderen unterscheidet. Es ist ein Krückenkreuz, genau wie das von Betty.

Ich mache die Freunde aufmerksam, zeige ihnen das Kreuz, dann müssen wir wieder hinauf.

«Es ist wirklich da.» Betty kann kaum sprechen.

«Unglaublich», ruft Airam aufgeregt.

Jetzt brauchen wir die Flaschen. Das Anlegen dauert nur wenige Minuten. Wir haben es eilig: unsere Phantasie galoppiert uns auf und davon.

Wieder ins Wasser. Zu dritt untersuchen wir die Steinplatte und versuchen, sie zu bewegen, aber sie röhrt sich nicht von der Stelle. Ich bemerke jedoch, daß sie nicht einzementiert ist und daß das kleine Kreuz, auch wegen seiner Position, wie ein Schloß wirkt.

Wir drücken dagegen, und ohne große Mühe läßt sich die Platte nach innen öffnen, wie eine Tür.

Ein dunkler Raum, ein Gang, liegt vor uns.

Ich wage mich mit der Taschenlampe hinein. Die anderen folgen mir.

Schließlich kommen wir in einen großen Raum, ein großes, flaches Becken aus Granit, in dem ein seltsames, diffuses Licht herrscht.

Es ist ein versunkener Friedhof.

Viele, sehr viele Tote liegen unversehrt in Reih und Glied, die Arme über der Brust gekreuzt. Alle tragen die amerikanische Uniform aus dem Zweiten Weltkrieg.

Ja, sie sind es: die tausend Soldaten des Bataillon C!

Kein Zweifel. Einige habe ich selbst gesehen, als sie noch lebten, nämlich in dem kurzen Dokumentarfilm, den uns Sergeant Bell im Pentagon gezeigt hat.

Wir flattern über diese durchscheinenden Körper hinweg wie verirrte Fledermäuse. Ein paar kleinere Fische sind mit uns hereingekommen; sie haben sich zu einem kleinen Schwarm zusammengefunden und wirken gleichfalls eingeschüchtert.

Das Wasser, das wir bewegen, verleiht den Leichnamen einen Hauch von Leben. Keinerlei Spuren von Verwundungen oder Verletzungen sind zu erkennen.

Die Stille an diesem Ort des Todes wird unerträglich. Mit Gesten verständigen wir uns, daß wir den Rückweg antreten wollen.

Ich bin ungeheuer erleichtert, wieder an der Seeoberfläche zu sein. Neben mir taucht Betty auf. Bevor wir zum wenige Meter entfernten Boot hinüberschwimmen, warten wir noch auf Airam.

Warum kommt er nicht? Was treibt er noch da unten?

Ohne zu zögern, tauchen wir nochmals hinab.

Gerade noch rechtzeitig, denn genau in diesem Moment schließt sich langsam die Platte. Wir stemmen uns dagegen, aber diesmal spüren wir einen starken Widerstand. Schließlich gelingt es uns, einen kleinen Spalt offenzuhalten, durch den sich Airam hindurchzwängen kann.

Er hat seine Flaschen eingebüßt und ist blau angelaufen. Wir

packen ihn an den Armen und steigen auf. Als er mit dem Mund eben die Wasseroberfläche erreicht und Atem holen kann, verliert er die Besinnung.

Er erholt sich rasch, denn glücklicherweise hat er kein Wasser geschluckt. Er kann sich nicht erinnern, wann er die Flaschen verloren hat: vielleicht in dem Gang zwischen der Leichenkammer und der Steinmauer.

Uns ist nicht nach Sprechen zumute. Zu viele Fragen bedrängen uns.

Ich sage: «Das ist eine zu gewaltige Sache, als daß wir sie für uns behalten könnten.»

11. Mai

Pentagon. Das Büro von General Simpson. Wir sitzen zu mehreren um den großen Schreibtisch. Auf der einen Seite wir Entdecker der Leichenkammer, zusammen mit Jeremy White, auf der anderen Simpson, der einen Militärgeistlichen neben sich hat.

Der Kaplan entschließt sich, das Schweigen zu brechen, das schon zu lange dauert.

«Ich bin hinuntergetaucht, um den Toten den Segen zu erteilen, und habe den Eingang mit Zement verschließen lassen.»

«Ist niemand mit Ihnen in der Leichenkammer gewesen?» fragt der General.

Der Kaplan wirft mir einen Blick zu. «Giacomo Ricci. Er hat mir den Weg gezeigt.»

«Also kennen nur wir sechs dieses schreckliche Geheimnis.»

«Das sind schon zu viele», versucht White einen Scherz. Er scheint sich als einziger nicht unwohl zu fühlen.

«Stimmt», sagt der General. «Stellt euch vor, was es für einen Wirbel auslösen würde, wenn wir die Sache an die

Öffentlichkeit brächten.» Er steht auf. «Daher halte ich es für zweckmäßig, daß alles bleibt, wie es ist.»

«Welche der offiziellen Versionen gilt denn nun?» fragt Airam. «Meinem Freund und mir haben Sie gesagt, das Bataillon C habe nicht an der Ardennenschlacht teilgenommen.»

«Diese Lüge habe ich erfunden, um euch schnell wieder loszuwerden. Die offizielle Version lautet, daß alle Mitglieder des Bataillon C als vermißt gelten. Niemand hat je Scherereien gemacht, Einwände erhoben oder Nachforschungen angestellt. Folglich gilt diese Version nach wie vor. Klar?»

«Einverstanden», sagt White und steht auch auf. «Ein vermisstes Bataillon. Vermißter könnte es gar nicht sein... Trotz allem hättest du aber die eine oder andere Autopsie vornehmen lassen können.»

«Bravo. Damit wäre ein Skandal sicher gewesen. Außerdem, nach fünfundvierzig Jahren...»

«Allerdings sind die Leichname erstaunlich gut erhalten», bemerkt Betty.

«Anscheinend hat das Seewasser diese Wirkung», sagt der General. Dann wendet er sich an den Kaplan, der skeptisch den Kopf schüttelt. «Was halten Sie davon?»

«Ich glaube nicht, daß das nur am Wasser liegt.» Er faltet die Hände wie zum Gebet. «Die ganze Sache hat etwas Teuflisches.»

White lächelt. «Tausend Teufel, von denen jeder einen Soldaten auf dem Buckel hat und die von den Ardennen zum Eriesee fliegen.»

«Ich weiß nicht, Herr Professor», sagt der Kaplan düster. «Ich versuche aber, mir vorzustellen, an was für Gegner unsere armen Soldaten da geraten sein mögen.»

«Die Deutschen waren keine Teufel, sonst hätten sie den Krieg nicht verloren», beendet der General das Thema. Dann

schlägt er mit der Hand auf den Tisch, um die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. «Es war noch nie eine gute Methode, die Wahrheit zu vertuschen, aber in einem extremen Fall wie diesem bleibt uns nichts anderes übrig. Ein Fall, den wir nicht den Pressehyänen zum Fraß vorwerfen dürfen.»

Nachdem er unser feierliches Versprechen hat, absolutes Stillschweigen zu bewahren, löst der General die Zusammenkunft auf, nicht ohne eine abschließende Drohung.

«Wenn sich jemand nicht daran halten sollte, wird er es bereuen. Dafür sorge ich höchstpersönlich.»

13. Mai

Abschiedsparty auf Long Island. Abschied, da Airams und meine Rückkehr nach Italien kurz bevorsteht.

Die Villa stammt aus den dreißiger Jahren und liegt ungefähr hundert Meter vom Strand entfernt. An der Hinterfront führt eine kurze Treppe von einer offenen Veranda direkt zum Strand. An einem kleinen Holzsteg liegen etliche Boote.

Die Vorderfront der Villa, die ein geschmackloser und prätentiöser Säulengang aus Holz ziert, geht auf die Hauptstraße.

Die Hausherrin heißt Eleanor Walker, eine Witwe um die fünfzig, durchaus nicht reizlos. Sie trägt ein Minikleid, das einige Nummern kleiner ist, als es ihre Leibesfülle erfordern würde. Sie ist die Geliebte von White, das hat mir Betty anvertraut, und die beiden wollen demnächst heiraten.

Die feuchte Luft des Atlantiks macht den Abend kühl. Die zahlreichen Gäste warten voll Vorfreude, bis sie trinken und sich vollaufen lassen können, was auch eine Art soziales Ritual am Samstagabend darstellt.

Die Party erstreckt sich praktisch über das gesamte Haus, und im gleichen Maß, wie die Klarheit der Gäste nachlässt, wächst

die Langeweile. Airam flirtet mit allen Frauen, ohne Unterschiede zwischen alt und jung zu machen. Ein dummer Zeitvertreib, der zu nichts führt, ein Austausch von Telefonnummern für Verabredungen, die nie stattfinden werden.

Jemand setzt sich ans Klavier und begleitet eine Gruppe, die, mit einigen schrägen Tönen, alte sentimentale Melodien und Schnulzen singt.

Jeremy White kommt mir schwankend entgegen. Es gelingt ihm gerade noch, zwei Gläser Scotch zu balancieren. Er bietet mir eines an, damit ich mit ihm anstoße.

Hinter den kleinen Brillengläsern zwinkert mir ein Auge vielsagend zu.

«Wir beide wissen, daß die Ursprünge der rätselhaften Leichenkammer weit zurückliegen. Jahrhunderte zurück, nicht wahr?»

«Glauben Sie?»

«Der Schwertbrüderorden wurde in Riga gegründet, in Livland.»

«Ich weiß, aber ich sehe keinen Zusammenhang...»

«Warum erzählen Sie die Geschichte nicht unserem Freund Helmut?»

«Wir haben dem General versprochen zu schweigen.»

«Helmut Weise ist eine nützliche Ausnahme.» Er lächelt und bleckt dabei die Zähne. «Simpson... der wird als erster Ausnahmen machen. Ganz im Vertrauen natürlich, unter dem Siegel der Verschwiegenheit. Das Verteidigungsministerium ist eine Gerüchteküche und Simpson ein altes Klatschmaul.» Sein Glas stößt an meines.

«Ich weißt zwar nicht wo, lieber Ricci, aber wir werden uns wiedersehen.»

«Das wäre schön.» Aber ich hoffe, es wird nicht dazu kommen.

Kurz darauf begegne ich Betty.

Sie wirkt schlechtgelaunt, zudem ist sie völlig betrunken.

«Kann ich etwas für dich tun?»

«Nur eins kannst du tun. Fahr nicht weg», sagt sie ernst, ohne mich dabei anzusehen.

Sie trägt ein sehr weit ausgeschnittenes T-Shirt. Das kleine Kreuz, das an einer dünnen Kette hängt, ist deutlich zu sehen.

«Betty, glaubst du an Gott?»

Ein Moment der Verblüffung. «Eigentlich nicht. Warum fragst du?»

«Nimm das Kreuz ab.»

«Ich denke gar nicht daran. Es bringt mir Glück, und außerdem... es ist ein Geschenk.»

«Von wem?»

«Vom Professor.»

«Jeremy White? Mir kam er eher geizig vor.»

«Vielleicht. Aber ist das so wichtig? Giacomo, geh mit mir schwimmen.»

Ich lehne ab. «Keine Lust. Das Wasser ist sicher eiskalt, glaubst du nicht?»

«Genau das brauche ich jetzt.»

Ich gehe mit ihr bis an die Tür, die zum Strand führt.

Ein riesiger Mond steht am Himmel, es ist beinahe taghell. Der Atlantik ist schwarz und seine mannshohen Wellen donnern auf das Ufer.

Betty rennt die Treppe hinunter und auf den Landungssteg zu. Unterwegs lässt sie ihre Kleider fallen. Während ich ins Haus zurückgehe, höre ich sie rufen: «Bis gleich!»

Ich werde sie erst viel später wiedersehen. Tot.

Gegen Morgen bemerkt einer der Partygäste ihren nackten

Körper, der reglos zwischen den Booten am Steg treibt. Die Wunde, ein unregelmäßiger, klaffender Riß in Magenhöhe, hat aufgehört zu bluten. Und das kleine Goldkreuz fehlt.

Es wird schnell klar, daß Betty sich in dem spitzen Arm eines alten Ankers verfangen hat, der auf dem Meeresgrund liegt.

Ein absurder Unfall.

Genauso wie bei Anna.

Auch Elisa, meine Mutter, ist mehr oder weniger auf dieselbe Weise umgekommen.

Alle drei vom Eisen getötet.

XII

In Bologna nahmen Giacomo und Airam ihr früheres Leben wieder auf. Aber nur scheinbar. In Wirklichkeit hatten die Ereignisse in Amerika sie nachhaltig geprägt, in gewisser Weise sogar körperlich, denn ihre Schultern schienen sich nach vorne zu krümmen, als ob andauernd ein schweres Gewicht auf ihnen lastete. Außer ihrem Stolz und ihrer Unbekümmertheit hatten sie auch ihr Lächeln verloren. Das Lächeln, das so typisch für sie gewesen war: lebhaft, intelligent, immer ein bißchen ironisch.

Sie vermieden es, über jene Vorgänge zu sprechen, von denen besonders zwei ihre Begegnungen störten und lange Redepausen verursachten: der schmerzliche und qualvolle Streit im Hotel und Bettys unfaßbarer Tod.

Das andere wichtige Ereignis - die Entdeckung des versunkenen Friedhofs - erwähnten sie zwar auch nicht, aber nur deshalb, weil es zu unreal war. Da es keine auch nur halbwegs akzeptable Erklärung gab, konnte sich ein Gespräch darüber nur im Kreis drehen.

Und Borghi? Sie erwähnten nicht einmal seinen Namen.

So mußten sich die beiden Freunde in ihren Unterhaltungen auf Bücher und Studium beschränken.

Aber Giacomo hatte noch einen Rückhalt, der ihn vor dieser Leere bewahren konnte: die Arbeit in der Liga. Nach wenigen Tagen schon stürzte er sich wieder mit aller Kraft in sie hinein.

Er fand darin weit mehr Erleichterung, als er erwartet hatte. Er fand eine menschliche Wärme, die ihn tief rührte, und Pater Belisario nahm ihn auf wie einen verlorenen Sohn. Die wenigen Fragen zu seiner Amerikareise konnte Giacomo vage und ausweichend beantworten. Nachdem er ihn angehört hatte, sah Pater Belisario ihm lange in die Augen, und Giacomo kam es so vor, als hätte der Pater erraten, was tatsächlich vorgefallen war.

In der Zwischenzeit war eine Theatergruppe gegründet worden, und ihr Leiter, der sich zum Regisseur berufen fühlte, hätte Giacomo gerne als Schauspieler gewonnen. Aber nachdem dieser sich geduldig eine Probe angesehen hatte, wußte er sich elegant zu drücken.

Eine andere Neuigkeit bewegte Giacomo viel mehr: das starke Ansteigen der Aufnahmeanträge. Denn, wie der Präsident bei der Eröffnung einer Ausschußsitzung stolz verkündete, die Liga wurde zusehends größer. Innerhalb weniger Monate hatte sich die Mitgliederzahl nahezu verdoppelt.

An diesem Abend hatte der Ausschuß zwei Hauptpunkte auf der Tagesordnung. Im Oktober sollte eine Handwerksschule eingerichtet werden, und man mußte über die Vorschläge für neue Mitglieder abstimmen.

Während Pater Belisario, der spirituelle und materielle Vater, von einem Anfall seniler Schläfrigkeit übermannt schien, diskutierte der Ausschuß lange über die Handwerksschule, die einige ganz altmodisch «Schule für Handwerk und Kunstgewerbe» nennen wollten. Aber das war nicht der zentrale Punkt der Debatte, viel wichtiger war es, die Kriterien festzulegen, nach denen die Schüler ausgewählt werden sollten. Manche waren für Einschränkungen (Mittlere Reife und höchstens achtzehn Jahre alt), andere waren für völlige Freizügigkeit. Letztere, unter ihnen Giacomo, setzten sich schließlich mit einer Mehrheit durch.

Beim nächsten Punkt auf der Tagesordnung wachte Pater Belisario urplötzlich auf, was ihm ein ironisches, aber herzliches Raunen der Ausschußmitglieder eintrug. Im übrigen wußte jeder, daß es der Herzenswunsch dieses «Mitbruders» war, die Mitgliederzahl ins Unendliche steigen zu sehen. Schließlich - so begründete er seine Haltung - waren es auch unendlich viele, die vom Leben, von der Gesellschaft und von der Welt bedrängt wurden.

Es gab über fünfzig Kandidaten. Während der Pause, in der gemeinsam zu Abend gegessen wurde (belegte Brötchen), schlug Pater Belisario daher vor, die Prozedur zu verkürzen, indem man auf die weißen und schwarzen Kugeln verzichtete und durch einfaches Handzeichen entschied. Auch dieses System der offenen statt geheimen Abstimmung entspreche den demokratischen Grundsätzen, an denen sich das Leben der Liga orientierte.

Der Vorschlag wurde angenommen.

Die Kandidaturen wurden jeweils von den Bürgen aus der Liga kurz erläutert und begründet, und anschließend entschieden die erhobenen Hände über Aufnahme oder Ablehnung.

Fast alle wurden zugelassen.

Die Versammlung ging bereits ihrem Ende zu, als Giacomo plötzlich beschloß, Airam vorzuschlagen.

Pater Belisario wiegte bedächtig den Kopf.

«Weiß dein Freund überhaupt davon?»

«Nein.»

«Wie kommst du darauf, daß er gerne in die Liga eintreten möchte?»

«Wir haben vor einiger Zeit darüber gesprochen.»

Ein anderer mischte sich ein: «Ich glaube nicht, daß du für deinen Freund entscheiden kannst.»

«Ich weiß, daß er gerne bei uns wäre», antwortete Giacomo. «Und es täte ihm auch gut, denn er ist sehr einsam. Aber ich kenne ihn, und ich bin sicher, daß er niemals einen ausdrücklichen und förmlichen Antrag stellen würde. Nein, wir müssen auf ihn zugehen.»

«Giacomo, du weißt doch, daß wir laut Statut uns um niemanden bemühen und niemanden bekehren wollen», wandte der Präsident ein. «Wir können nur die akzeptieren, die aus freien Stücken zu uns kommen.»

Die Worte des Präsidenten begleitete ein zustimmendes Gemurmel.

«Versteif dich nicht darauf», sagte Pater Belisario. «Sprich mit deinem Freund.»

«Nein, das wäre vergeblich. Gerade jetzt kann unsere ausgestreckte Hand eine große Hilfe für ihn sein. Deshalb beharre ich darauf, Brüder, und bitte euch, gleich zu entscheiden.»

«Das ist natürlich ein besonderer Fall», sagte ein Mitglied des Ausschusses nachdenklich.

«Es wäre eine Aufnahme aus Verdienstgründen», setzte ein anderer hinzu. «Im Grunde wäre es eine Ehre für uns, wenn er in die Liga einträte.»

Giacomo, dem kein Wort und keine Geste seiner Mitbrüder entging, nutzte die Gelegenheit, die ihre Unschlüssigkeit bot.

«Allzu strenge Regeln wirken letztendlich einengend und können sogar die Ziele einer Gemeinschaft wie der unsrigen ins Gegenteil verkehren», sagte er mit Nachdruck. «Wir nehmen uns vor, anderen zu helfen, aber wenn wir euren Argumenten und den Regeln folgen, laufen wir Gefahr, denjenigen unsere Hilfe zu verweigern, die sie am dringendsten brauchen.»

Niemand sagte etwas dazu.

«Wir verlassen uns auf den Reiz, auf den Appell, den unsere Werke ausüben», fuhr Giacomo fort, ohne den anklagenden Ton zu wechseln. «Leider zeugt diese Haltung von Hochmut und Anmaßung. Und diesen Lastern, die einem unbewußt elitären, wenn nicht sogar diskriminierenden Denken entspringen, können wir nur mit Demut begegnen. Die wahre Demut, die sich nicht in der Form, sondern im Inhalt äußern muß - diese Demut bedeutet, daß wir in der Lage sind, und zwar wir als erste, unsere Arme zu öffnen und den Zerstrittenen einen Platz an unserer Brust und in unseren Herzen zu geben.»

Ein nachdenkliches Schweigen folgte.

Endlich ergriff Pater Belisario das Wort.

«Unser Giacomo ist ein spitzfindiger Kasuist und Schmeichler; ich bitte euch, in den Enzyklopädien nachzusehen, welche der Kirchenväter so genannt wurden. Jedenfalls hat er ein wichtiges Problem aufgezeigt, mit dem wir uns früher oder später auseinandersetzen müssen.» Er richtete seinen Blick auf den Präsidenten. «Aber kehren wir zum Ausgangspunkt der Diskussion zurück. Ob es euch nun recht ist oder nicht, mein Rat lautet: wir sollten über die Aufnahme von Airam Vincipane abstimmen.»

«Ich bin einverstanden», sagte der Präsident. «Da niemand etwas einzuwenden hat, können wir anfangen. Angesichts der besonderen Situation wird eine geheime Abstimmung erfolgen.»

Pater Belisario stellte die Urne zurecht, die kleine Holzkiste mit dem Loch im Deckel, während die Mitglieder ihre Kugeln bereithielten.

Der Präsident erteilte Giacomo das Wort. Es war seine Aufgabe, den Aufnahmeantrag zu erläutern.

«Das ist schnell erledigt. Seine Fehler: sie sind die Fehler von uns allen. Seine Tugenden: er ist der beste von uns allen. Ich muß wohl nichts weiter hinzufügen.»

Die Brüder warfen einer nach dem anderen die Kugeln ihrer Wahl in das Holzkästchen, Giacomo als letzter.

Sichtlich aufgeregt nahm er seinen Platz wieder ein. Ihm war so bange zumute, als warte er nach einer schwierigen Prüfung auf das Ergebnis.

Mit einer gewissen Feierlichkeit holte Pater Belisario den Behälter für die Kugeln aus der Urne. Er sah in das kleine Kästchen hinein und mit unergründlicher Miene stellte er es mitten auf den Tisch, so daß alle das Ergebnis sehen konnten. Ein erschütterndes Ergebnis.

«Sieben Stimmen dagegen und keine Stimme dafür», verkündete der Mönch gleichmütig.

Giacomo schoß empor und warf dabei seinen Stuhl um. «Sieben schwarze Kugeln! Das ist unmöglich. Ich habe die weiße Kugel genommen, das schwöre ich euch!» Sein verstörtes Gesicht war zum Fürchten.

«Das ist noch nie dagewesen», sagte der Präsident. «Ich habe auch eine weiße Kugel hineingeworfen.»

Die anderen beeilten sich, das gleiche zu versichern. «Ich glaube euch nicht», brüllte Giacomo. «Ihr wart schon vor der Abstimmung dagegen.»

Aufgeregt schrien alle durcheinander, bis Pater Belisario mit erhobenen Armen für Ruhe sorgte.

Er hatte noch nichts vom Schwung und von der Geistesgegenwart des Predigers eingebüßt.

«Giacomo spricht von Feindseligkeit und Vorurteilen, und er hat sicher nicht unrecht, obwohl er einen Fehler gemacht hat, als er um jeden Preis die Kandidatur seines Freundes erzwingen wollte, in einem Gewaltakt, der mehr nach Hochmut als nach Großmut aussieht.» Er machte eine Pause und beobachtete die jungen Männer durch den zusammengekniffenen Augenspalt. «Jedenfalls dürfen wir nicht vergessen, daß Vorurteile und vorgefaßte Meinungen uns merkwürdige Streiche spielen und sogar unsere Sinne verwirren können.»

«Warum machen wir nicht die Probe?» schlug der Präsident vor. «Wir holen die Kugeln heraus, die wir nicht in die Urne geworfen haben. Dann sehen wir ja, ob sie schwarz oder weiß sind.»

«Ich bin dagegen», erwiderte heftig ein anderer. «Die Abstimmung muß geheim bleiben.»

Giacomo legte seine zweite Kugel auf den Tisch.

Sie war weiß.

Der junge Mann schaute sie entsetzt an und warf sie weit von sich. Dann fegte er mit einer brüsken Handbewegung das Kästchen mit den schwarzen Kugeln vom Tisch.

«Ich habe mich nicht getäuscht - ich habe eine weiße Kugel eingeworfen, weiß wie Schnee», sagte er scharf. «Das ist ein hundsmiserabler Zirkustrick, eine Nummer auf dem Niveau eines Borghi.» Es wurde ihm klar, daß seine Kameraden die Anspielung nicht verstehen konnten, aber seine Erbitterung ließ nicht nach. «Es interessiert mich nicht, wer sich dieses erbärmliche Spektakel ausgedacht hat. Ich kann euch nur sagen, daß die Liga der Bedrängten mich in gehörige Bedrängnis bringt.»

Mit hochrotem Kopf erwiderte der Präsident: «Zieht sich Achill gekränkt in sein Zelt zurück?»

Statt einer Antwort kehrte Giacomo ihm den Rücken zu.

«Und ausgerechnet du hast dich auf die Demut berufen. Du gibst uns wirklich ein leuchtendes Beispiel.»

Mit demonstrativem Gepolter verließen die Ausschußmitglieder den Raum.

Giacomo öffnete ein Fenster und sah hinaus. Zwischen der alten Abtei und den später errichteten Gebäuden war ein kleiner Mauerspalt offen geblieben, ein Durchgang, durch den man von den Hügeln auf die Stadt hinuntersehen konnte. Ein Lichterteppich, der dort unten zwischen dem gleichförmigen Dunkel von Himmel und Erde schwebte.

Pater Belisario war auf seinem Platz geblieben. Die Ellenbogen hatte er auf den alten Klosterstisch gestützt, und seine Hände, die in dem dichten, über die Wangen reichenden Bart verschwanden, schienen das ganze Gewicht seines Kopfes zu tragen.

«Giacomo.»

Der junge Mann gab weder eine Antwort, noch rührte er sich.

«Komm her. Ich bin dein Hirte und du bist mein liebstes Lamm.»

Giacomo drehte sich um. Sein Gesicht war äußerlich ruhig.

«Wissen Sie, wer sich diesen unwürdigen Trick ausgedacht hat?»

Der Mönch schüttelte den Kopf und senkte die Lider, als ob er einer unendlichen Müdigkeit nachgeben würde. «Meiner Meinung nach hat es keinen Trick gegeben, und niemand hat etwas gegen dich, mein Sohn. Alles, was über unseren Verstand geht, nennen wir ein Geheimnis, das solltest du mittlerweile wissen. Und im Geheimnis manifestieren sich sowohl Zaubereien als auch die Äußerungen des göttlichen Willens.»

«Ehrwürdiger Vater, warum sind auch Sie gegen meinen Freund? Was ist an ihm nicht in Ordnung?»

Pater Belisario öffnete langsam wieder die Augen.

«Das frage ich mich auch, ohne eine Antwort darauf zu finden. Aber es gibt gezeichnete Menschen.»

«Inwiefern gezeichnet?»

«Innerlich gezeichnet. Äußerlich gleichen sie allen anderen und doch unterscheiden sie sich. Ich fühle es, daß dein Freund nicht ist wie du und auch nicht wie deine Mitbrüder.»

Giacomo erinnerte sich an die Kälte, die Helmut Weise an den Tag gelegt hatte, als er Airam kennenlernte. Dennoch erwiderte er trocken: «Ich habe nichts dergleichen festgestellt, und diese Geschichte, daß er anders sei, überzeugt mich keineswegs.»

Pater Belisario stand mit einiger Mühe auf.

«Ziehen wir einen Schlußstrich unter die Angelegenheit. Und erzähl deinem Freund nichts davon.»

«Die Wahrheit verbergen ist dasselbe wie lügen.»

Der Mönch ging zur Tür. Er sah nicht nur müde aus, seine ganze Gestalt wirkte kleiner und schmächtiger.

«Komm, begleite mich.»

Giacomo folgte ihm durch die Einsiedelei, aber der Pater führte ihn nicht zu den Zellen, sondern blieb bei der alten Tür stehen, hinter der die Stufen zur Krypta hinunter begannen.

«Keiner von deinen Brüdern ist je hier gewesen.»

Neben der düsteren Tür hing ein Heiligenbild, eine Madonna, die im Lauf der Zeit sehr nachgedunkelt war. Darunter flackerte die lebhafte Flamme einer kleinen Kerze.

Der Mönch nahm das Licht - «Aber vielleicht brauchen wir es gar nicht» - und beschien damit den Riegel, der über dem Türschloß lag.

«Wo ist der Schlüssel?» fragte Giacomo.

«Ich habe ihn hier, aber er ist überflüssig. Das Schloß wurde aufgebrochen.»

«Aufgebrochen? Von wem?»

«Das weiß ich nicht. Ich habe es neulich nachts bemerkt.»

Giacomo kam aus dem Staunen nicht heraus.

«Haben Sie die Polizei benachrichtigt?»

Pater Belisario seufzte. «Das ist kein Fall für die Polizei. Und ich schließe auch aus, daß es jemand von der Liga war.» Er lächelte. «Du zum Beispiel warst noch in Amerika.» Giacomo wollte das Schloß näher betrachten. Er schob die lange Eisenzunge beiseite, die über dem Schlüsselloch hing. Es waren keine Spuren von Gewaltanwendung erkennbar.

«Vielleicht hatte er einen Schlüssel.»

«Unmöglich. Es existiert nur mein Schlüssel, und an den ist niemand herangekommen.» Er drückte die Tür auf, die sich mühelos, ohne Quietschen in den Angeln, öffnen ließ. «Dieses Mal hat er es geschafft, aber er hatte es schon vorher versucht, mindestens einmal, vor einiger Zeit. Da bin ich ganz sicher.»

«Aber wer immer es gewesen sein mag, warum hat er es

getan? Was hat er gesucht?»

«Nun, gehen wir hinunter.»

Giacomo ließ den Mönch vorangehen, dann stieg er hinter ihm, vorsichtig mit den Fußspitzen tastend, die engen, ausgetretenen Stufen hinunter. Endlich befanden sie sich in der Krypta. Giacomo sah die Kammern des Beinhauses und versuchte instinktiv, sich fernzuhalten. «Keine Angst, sie sind leer.»

«Aber ich habe keine Angst, Pater Belisario.»

«Komm weiter.»

Die modrige, stickige Luft und die Feuchtigkeit schnürten einem die Kehle zu. Eine fette Ratte drückte sich an der Wand entlang und floh in die Dunkelheit.

Der Mönch schritt sicher voran. Schließlich blieb er vor einem Marmorskophag stehen, der keinerlei Eingravierungen aufwies.

«Hier ruht Pater Felicino. Er wollte in der Einsiedelei bleiben, wo er praktisch sein ganzes Leben verbracht hatte.»

«Wann ist er gestorben?»

«Vor vielen Jahren, an Altersschwäche.» Mit ungeahnten Kräften rückte Pater Belisario nun an der Platte, die auf dem Sarkophag lag. «Aha, das Grab wurde entweihet, und der Leichnam auch. Giacomo, hilf mir bitte, den Deckel wegzuschieben. Er hat ein ganz ordentliches Gewicht.»

Sie hoben die Marmorplatte herunter und lehnten sie an die Wand. Dann öffnete Pater Belisario den eigentlichen Sarg.

Des Skelett des Dominikaners, das mit einer weißen Kutte verhüllt war, schien an mehreren Stellen verrenkt. Der Schädel lag neben einem Arm.

Giacomo wurde von einem solchen Schauder ergriffen, daß er ein paar Schritte zurücktreten mußte. Pater Belisario nahm es gar nicht wahr und sprach weiter, als ob Giacomo noch neben

ihm stünde.

«Siehst du die leichte Erhöhung, da, wo der Kopf ruhte? Darunter ist eine Nische, man kann mit der Hand hineinfassen. Dort hat der Dieb gefunden, was er suchte.»

«Was war das?»

«Ein Pergament mit einer Handschrift, die Pater Felicino mit ins Grab nehmen wollte.»

«Sie muß sehr wertvoll gewesen sein.»

«Ich habe sie nie gelesen, aber... das nachher. Nachher sprechen wir darüber.»

Beide bekreuzigten sich, und der Mönch sprach ein kurzes Gebet. Nachdem sie sich nochmals bekreuzigt hatten, verschlossen sie das Grab wieder ordnungsgemäß.

Beim Zurückgehen bemerkte Giacomo die niedrige Tür mit den festen Beschlägen, durch die man in die Zelle gelangte, wo der kleine Mönch Azughir gefangensaß.

«Was ist hinter dieser Tür?»

«Eine Art Rumpelkammer», antwortete der Pater schnell. «Ich bin einmal hineingegangen, weil ich hoffte, dort einen alten Weinkeller zu entdecken. Aber von wegen: keine einzige Flasche.»

In seinem Studierzimmer, gleich neben der Zelle, in der er schlief, öffnete Pater Belisario eine Kiste voller Bücher und Schriftstücke und kramte darin. Er zog ein schmieriges, zerfetztes Heft heraus und schwenkte es vor Giacomo in der Luft.

«Hier ist es. Ich hatte es unter den wenigen Papieren von Pater Felicino gefunden. Mit dem Schreiben stand er ein wenig auf Kriegsfuß. Das hat er kurz vor seinem Tod geschrieben, und man sieht es. Du mußt wissen, daß er schon beinahe neunzig war.»

«Darf ich es lesen?» fragte Giacomo und nahm das Heft.

«Natürlich. Setz dich auf den Schemel da, die Blätter dort kannst du in eine Ecke legen. Ich will dir sagen, wie es war. Er hatte beschlossen, die Handschrift verschwinden zu lassen, sie zu verstecken. Dann hat er sich gedacht, er sollte doch etwas davon der Nachwelt überliefern.»

«Und er hat den Inhalt in dieses Heft übertragen.»

«Er hat versucht, ihn zu übertragen. Aber lies selbst, am besten laut, wenn es dir nichts ausmacht.»

Giacomo schlug das Heft auf der ersten Seite auf. Die Schrift stammte von einer unsicheren Hand; sie war groß und plump, mit spitzen, aufrechten Buchstaben. Vieles war durchgestrichen, und es wimmelte nur so vor Rechtschreibfehlern.

Giacomo begann zu lesen, während Pater Belisario neben ihm saß und mit geschlossenen Augen lauschte.

Dies ist die genaue und richtige Abschrift eines wertvollen Pergamentes von der Hand unseres Ehrwürdigen Vaters Pater Giovannini, Abt von San Sebastiano. Der Grund für die Abschrift liegt in der heilbringenden Formel, die in jenem Manuskripte enthalten ist; eine Formel, die ich, von unserem Ordensgeneral expressis verbis bestätigter Sachkundiger in allen den Teufel sowie die teuflischen Dinge betreffenden Fragen, mit reinem Gewissen und aus christlicher Nächstenliebe nicht auf ewig in meinem Haupte begraben kann, nun, da sich die Stunde meines Hinscheidens nähert.

«Und dann folgt der Text der Handschrift», sagte Giacomo.

«Vorwärts, du mußt das Ganze lesen.»

Gegen Ende des Jahres 1489 kehrte in unsere Abtei eine kleine Gruppe von Rittern ein. Ihr Führer war der Fürst Ignazio di Colleferro, ein überaus gebildeter Edelmann und dazu äußerst bemerkenswert aus allerlei Gründen, die zu erforschen ich Gelegenheit hatte während der Gespräche, die wir am Feuer führten, denn wegen der rauen Witterung war sein Aufenthalt in Bologna recht lang.

Er wurde 1359 geboren; folglich war er genau einhundertunddreißig Jahre alt. Meine berechtigten Zweifel konnte er indes zerstreuen, als er mit vielen Einzelheiten bewies, daß er während dieser langen Zeitspanne bestimmten Ereignissen beigewohnt und verschiedene Menschen persönlich gekannt hatte.

Am erstaunlichsten aber war, daß er aussah, als sei er dreißig Jahre. So alt sei er gewesen, erklärte er mir, als er 1389 zum Großmeister eines Ordens gewählt worden war, den man ausgelöscht hatte, welcher aber lebendiger und mächtiger war denn je und im Geheimen ständig wuchs. Ein Orden, dessen Name nicht genannt werden darf, wie auch der Name des amtierenden Großmeisters vertraulich bleiben muß.

Er war sehr stolz auf sich und zögerte nicht, mir den Grund dafür anzuvertrauen. Er hatte für seinen Orden eine sehr bedeutende Aufgabe erfüllt und befand sich nun auf dem Heimweg. Er hatte nämlich einen geheimen Ort errichten lassen - ob eine Kultstätte, ein Oratorium, eine Kapelle oder sogar eine Kirche, vermag ich nicht zu sagen - und gleichzeitig an jenem Ort ungeheure Schätze versteckt, die dem Orden gehören.

Dann fragte er mich, ob ich unter seinem Gepäck einen kleinen Käfig bemerkt habe, mit einem schweren schwarzen Tuch darüber, auf dem ein rotes Kreuz eingestickt sei. Ich hatte ihn wohl gesehen und mir gedacht, ein Falke säße darin oder ein anderer für die Jagd abgerichteter Raubvogel.

Der Fürst lächelte und sagte, daß er mir ein Wunder, eine bizarre Laune der Natur zeigen würde. Und tatsächlich sah ich mit größter Verwunderung, daß sich in dem Käfig ein Mensch befand. Die lebende Miniatur eines Menschen, ein Homunkulus: ein winziger Mönch, der von Kopf bis Fuß in einer grauen Kutte steckte.

Sein Dämonenname war Azughir, denn um einen Dämonen

handelte es sich, und vor dieser - wie soll man sagen - Metamorphose war er der Schatzmeister des Ordens gewesen.

Als ich mich erholt hatte, entdeckte ich, daß der Boden des Käfigs aus einem runden Labyrinth bestand. Aber das war nur eine vorläufige Unterbringung für die Reise.

Dann vertraute mir der vornehme Herr an, was mich so brennend interessierte.

Der Bau der geheimen Kultstätte war sehr rasch vonstatten gegangen, um die Gefahr des Bekanntwerdens geringzuhalten. Von den Ranghöchsten des Ordens waren nur der Großmeister und der Schatzmeister, eben Azughir, bei den Arbeiten dabei. Aber in dem Fürsten erwachte Mißtrauen gegen den Schatzmeister. Er hatte ihn nämlich dabei überrascht, als er merkwürdige Messungen vornahm, und konnte sich des Eindrucks - oder vielmehr des begründeten Verdachts - nicht erwehren, daß der Ordensbruder eine Methode ersonnen hatte, um sich jede Einzelheit der Konstruktion einzuprägen.

Nach Abschluß der Bauarbeiten erhob sich das Problem, wie man verhindern sollte, daß die Arbeiter etwas davon weitererzählten. Das klassische Verfahren wäre gewesen, sie umzubringen, aber der Fürst fand einen Trank, der sie das Gedächtnis teilweise verlieren ließ. So konnten sich die Männer nicht an die Arbeit erinnern, die sie verrichtet hatten.

Der Trank wirkte aber nicht bei Azughir. Daher beschloß der Fürst, die Wirkung des Labyrinths auszunutzen, das als eine Art Filter am Eingang gedacht war: ein Säulengang, vervielfacht durch eine Reihe von Spiegeln, bildete den langen, gewundenen Durchgang zum heiligen Ort.

Azughir trat in das Labyrinth, und der Fürst ließ durch einen Kunstgriff Eingang und Ausgang verschwinden. Und da das Innere des Labyrinths kein Ziel war, sondern nur ein

Durchgang, wurde es zu einem ewigen Korridor, ohne Anfang und Ende.

Lange Zeit wanderte Azughir rastlos durch diese Welt aus Marmor, die sich bis zum Wahnsinn wiederholte, begrenzt und doch unendlich. Nur der Wechsel von Tag und Nacht war durch kleine Dachluken bemerkbar.

Erst verlor Azughir seinen Orientierungssinn, dann sein Zeitgefühl, und schließlich wußte er auch nicht mehr, wer er war und wie er hieß. Der Fürst, der ihn heimlich beobachtete, sah, wie er immer kleiner wurde, als ob das Nachlassen seines Gedächtnisses mit einer Verringerung seiner Körpergröße einherginge.

Als sein Gedächtnis von allen Erinnerungen frei war, hatte Azughir nur noch die Größe eines Spatzen, so daß der Fürst ihn beinahe übersehen hätte. Daraufhin wurde er in den Käfig gesperrt.

Als der Moment der Abreise gekommen war, schlossen der Fürst und ich - die wir inzwischen Freunde und Brüder in Gott geworden waren - ein feierliches Abkommen, das strengstens eingehalten werden muß, um schreckliche Folgen zu verhindern. Zu diesem Zweck enthüllte mir der Fürst die rettende Formel, die ich im folgenden wortgetreu aufzeichne.

An diesem Punkt verrieten nur noch einige unverständliche Zeichen, daß der Schreiber hatte fortfahren wollen. Dann endete die Abschrift, die Pater Felicino von dem Manuskript angefertigt hatte. Offensichtlich hatte der Tod ihn unterbrochen.

Die Lektüre hatte Giacomo in verschiedenen Dingen bestätigt.

Ignazio di Colleferro war der unbekannte Edelmann mit dem eingestickten Labyrinth auf der Brust, den Bartolomeo Veneto porträtiert hatte; er war der erste geheime Großmeister des verbotenen Templerordens; er hatte den mysteriösen dritten Tempel bauen lassen (die ‹Kultstätte›, wie die Handschrift

sagte).

All diese Dinge hatte Giacomo, wie er sich eingestehen mußte, schon in Rom von dem unsympathischen Jeremy White gehört.

Er drehte sich zu Pater Belisario um, der noch ganz in Gedanken versunken war.

«Was könnte das feierliche Abkommen sein zwischen Abt Giovannini und dem Fürsten Colleferro?»

«Vermutlich betraf es Azughir.»

«Also Sie, Pater Belisario, wußten nicht, wo die Handschrift versteckt war.»

«Pater Felicino war ein seltsamer Mensch. Er hätte sie in den Klosterräumen verstecken können oder sonstwo. Ehrlich gesagt habe ich sie nicht einmal gesucht. Erst neulich nachts ist mir klargeworden, daß sie in seinem Grab war, unter dem Kopf.»

«Vielleicht hat er genau das gemeint, als er schrieb *für immer in meinem Haupte begraben*. Ich hätte schon gern die Formel gelesen und erfahren, wozu sie diente.»

Pater Belisario legte das Heft in die Kiste zurück, dann brachte er Giacomo zur Tür.

«Das sind längst vergangene Dinge. Wir sollten sie unter dem Staub der Geschichte ruhen lassen.»

«Aber derjenige, der die Handschrift gestohlen hat, beabsichtigt sicher auch, sie zu verwenden», behauptete Giacomo, bevor er ins Dunkel hinausging. «A propos, was ist wohl aus Azughir geworden?»

«Ich weiß es nicht», log der alte Pater geistesgegenwärtig. «Sicher aber ist er nicht gestorben, er ist ja ein Teufel.»

Am nächsten Morgen traf Giacomo seinen Freund am üblichen Platz im Cafe der Giardini Margherita. Um diese Zeit (es war noch vor neun) war die auf den See hinausragende

hölzerne Plattform noch menschenleer. Die Luft war sauber und wurde von einer leichten Brise angenehm belebt.

Airam tat so, als hätte er Giacomas Erscheinen nicht bemerkt. Der jedoch durchschaute ihn.

«Ciao», sagte Giacomo. «Was machst du?»

«Ach, du bist's. Du siehst doch, ich lerne. Es ist bereits Juni, und ich will wenigstens eine Prüfung ablegen.»

«Hör mir bloß auf. Ich glaube, ich überspringe die Prüfungstermine im Sommer.»

«Wie schön für dich, daß du Besseres zu tun hast.»

«Das habe ich nicht behauptet. Darf ich mich setzen?»

Airam lächelte, aber nur aus Höflichkeit. «Seit wann hast du es nötig, mich zu fragen?»

«Was nimmst du?»

«Noch einen Kaffee, bitte.»

Giacomo ging zur Theke und bestellte, dann nahm er seinem Freund gegenüber Platz.

Beide trugen helle Anzüge, Giacomo mit Schal, Airam mit Krawatte: wie immer war ihre Kleidung von leicht exzentrischer Eleganz. Airam schien völlig auf das Buch konzentriert, das er vor sich hatte. «Airam...»

«Eine Sekunde, laß mich den Abschnitt noch zu Ende lesen.»

«Ich muß mit dir sprechen.» Airam hob den Blick zu seinem Freund. «Ursprünglich wollte ich es dir verschweigen, aber das kann ich nicht.»

«Etwas Ernstes?»

Giacomo zögerte kurz. «Das mußt du selbst beurteilen.»

«Nur Mut, sprich. Ich bin auf das Schlimmste gefaßt.»

«Gestern... gestern abend habe ich deine Aufnahme in die Liga vorgeschlagen.»

«Und es ist schiefgegangen», sagte Airam prompt. Er setzte

ein ostentatives Lächeln auf, das ruhig wirken sollte.

«Woher weißt du das? Wer hat dir das erzählt?»

«Dein Gesicht, mein Freund.»

Airam schaute wieder auf das Buch, während sich sein Gesicht verdüsterte. Giacomo war kalkweiß geworden. Er versuchte verzweifelt, als erster das drückende Schweigen zu brechen, aber er fand keine Worte.

«Verzeih, Giacomo, aber ich kann mich nicht genau erinnern.» Airams Stimme klang vor Erregung ganz brüchig. «Habe ich dich vielleicht darum gebeten?»

«Nein, aber...» Giacomo machte eine Geste, daß er noch etwas sagen wollte, eine Geste, die der andere geflissentlich übersah.

«Gut. Da fällt mir ein Stein vom Herzen.» Unvermittelt und heftig brach Airams Zorn los. «Wenn ich dich also nicht darum gebeten habe, warum hast du es dann getan?»

«Das will ich dir erklären.»

«Du kannst mir nur eines erklären, und das würde selbst ein Idiot verstehen: du empfindest für mich unsägliches Mitleid.»

«Kein Mitleid, sondern Freundschaft.»

«Es ist viel schwieriger, ein guter Freund zu sein als ein Feind. Du bist doch gebildet und intelligent, vielleicht kannst du mir dieses Rätsel lösen: ich lebe wie du, ich ziehe mich an wie du, ich studiere wie du, ich spreche wie du - und doch sind wir verschieden. Liegt es am Geburtsort, an der Haarfarbe? Wenn du dazu in der Lage bist, dann erklär mir diesen unsichtbaren, unerträglichen Rassismus. Tut mir leid, mir fällt kein anderer Begriff, keine andere Definition ein.» Airam holte einen Moment lang tief Luft, dann fuhr er unerbittlich fort. «Was deine Liga anlangt, solltest du wissen, daß die wirklich Bedrängten lieber für sich bleiben, und sei es nur, um in aller Ruhe ihre Rache vorzubereiten.»

Giacomo blieb gelassen, zumindest äußerlich. «Du irrst dich gewaltig, Airam. Ich habe dir schon öfter gesagt, du sollst nicht jedes Problem zu existentiellen Dimensionen aufblasen», sagte er eisig. «Gestern abend habe ich lediglich geglaubt, einem Wunsch von dir zu entsprechen.»

«Meinen Wünschen kann ich allein entsprechen, dazu brauche ich niemanden. Darf ich aber, nur aus Neugierde, wissen, warum...?»

Giacomo verwarf die Idee sofort wieder, ihm die unglaubliche Geschichte zu erzählen von den weißen Kugeln, die schwarz geworden waren und umgekehrt. Er beschränkte sich lieber auf ein Schulterzucken. «Bei einer geheimen Abstimmung muß niemand seine Entscheidung begründen, nur das Gewissen zählt.»

«Ich war also nicht erwünscht, und damit basta.»

Während des nun folgenden Schweigens tranken sie von ihren Getränken - Kaffee und Tee -, die noch so unberührt vor ihnen standen, wie sie der Kellner serviert hatte.

Dann sagte Airam: «In letzter Zeit hatte ich Gelegenheit, über vieles nachzudenken. Wir sind gemeinsam in Amerika gewesen und haben einschneidende Erfahrungen gemacht, die uns wahrscheinlich verändert haben. Mir geht es jedenfalls so, und dir sicher auch. Vielleicht sind wir dadurch reifer geworden, aber sicher belastet das auch unser Verhältnis. Ich weiß nicht recht, vielleicht glaube ich noch an unsere Freundschaft, aber im Moment bitte ich dich um eines: wir wollen uns nicht mehr sehen, es sei denn, wir treffen uns zufällig.»

Ganz automatisch hatte Giacomo sich erhoben.

«Das willst du wirklich?»

Airam schloß die Augen und nickte.

XIII

Der Wagen - ein schwerer Mercedes - durchquerte die Innenstadt und steuerte die nördlichen Viertel von Stuttgart an. Er fuhr durch eine von Grün gesäumte Straße, die zum Killesberg hinaufführte, und bog schließlich in den Feuerbacher Weg ein, die exklusivste und ruhigste Straße in diesem alten und eleganten Wohngebiet.

Neben dem Eingang der Villa hing an dem Gitterzaun, der den weitläufigen, parkähnlichen Garten umgab, ein Messingschild mit der Aufschrift: *Zentrum für transzendentale Studien - Von-Seite-Stiftung*.

Der Mercedes rollte durch das Gittertor in den kühlen Park und hielt vor einem großen Gebäude, das aus der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts stammte.

Während der Chauffeur (mit Mütze und Gamaschen) um das Auto herumeilte, um Giacomo den Wagenschlag zu öffnen, erschien an der Tür der Villa ein großer, schlanker Mann, der ihn mit einem Lächeln empfing.

Helmut Weise.

Er war außerordentlich korrekt gekleidet, ganz in schwarz, und sein hellblondes Haar leuchtete im klaren Licht des frühen Nachmittags. Es war Ende August.

Die beiden Freunde umarmten sich unten an der niedrigen Treppe, die sich über die ganze Breite der Vorderfront erstreckte.

«Endlich, Giacomo. Nach den vielen Verschiebungen hatte ich befürchtet, du würdest überhaupt nicht mehr kommen. Seit Ende Juni warte ich auf dich.»

«Nur zwei Monate Verspätung», scherzte Giacomo. «Was sind schon zwei Monate?»

Einen Moment lang schweifte Helmut's Blick in die Ferne. «Stimmt. Was sind schon zwei Monate?» Dann hakte er seinen Freund unter und ging mit ihm zum Park hinüber. «Ich nehme an, du hast Ferien gemacht. Wo warst du?»

«Ferien?» erwiderte Giacomo mit einem Lachen und überließ sich ganz der Fröhlichkeit, die er verspürte. «Stell dir vor, in letzter Minute mußte ich noch innerhalb von drei Wochen eine Prüfung vorbereiten. Rat mal, wie es ging?»

«Glatt, würde ich wetten.»

«Mit Auszeichnung.»

«Herzlichen Glückwunsch. Und danach?»

«Danach? Lassen wir das. Ich mußte mich um Streitereien innerhalb der Liga kümmern. Gräßliche Streitereien. Der Kampf um die Macht kennt kein Pardon, vor nichts und niemandem.»

Helmut drehte sich herum und zeigte auf das Gebäude.

«Darf ich dir das Zentrum für transzentrale Studien vorstellen?»

«Ich weiß, daß du der Leiter bist. Aber was steckt dahinter?»

«Eine Menge. Zum Beispiel die Möglichkeit einer annähernd genauen Voraussage über die Weltordnung in der nächsten Zukunft.»

«Aha. In deinem goldenen Käfig züchtest du also eine Generation von neuen Historikern. Und was wird geschehen? Oder ist das ein Geheimnis?»

Auch Helmut schien von Giacomas Unbeschwertheit angesteckt. Mit einem Lächeln äußerte er seine allerdings keineswegs beruhigenden Vorstellungen.

«Die Geschichte wird sich wieder einmal plötzlich aufzäumen, mit einer ihrer unvorhersehbaren Erschütterungen.»

«Unvorhersehbar - aber nicht für deine Wissenschaftler», erwiderte Giacomo, dem manche der apokalyptischen Visionen von Pater Belisario einfielen.

«Kurz gesagt, die alte Demokratie befindet sich im Niedergang und wird die Stoßkraft des Nationalismus nicht auffangen können, ebensowenig die des Rassismus und des religiösen Fanatismus, den neuen Hauptakteuren in dem uralten Kampf.»

«Dem Kampf um die Macht.» Giacomo, der den Worten seines Freundes mit künstlicher Zerknirschtheit zugehört hatte, lächelte nun wieder. «Lieber Helmut, wenn es stimmt, daß sich das Große im Kleinen widerspiegelt, dann kann auch meine Liga ein Forschungsfeld für Historiker sein.»

«Was ist denn geschehen? Hat sich die Liga in Luft aufgelöst?»

«Eine lächerliche Geschichte», sagte Giacomo und spazierte weiter, auf den sicheren Arm seines Freundes gestützt. «Der amtierende Präsident - ein guter Arzt im bürgerlichen Leben - hat sich zum Wortführer einer kleinen Gruppe innerhalb der Liga gemacht.»

«Der weniger erfolgreichen, weniger privilegierten Mitglieder, nicht wahr?»

«Jetzt fang du bitte nicht auch noch damit an! Jedenfalls ritt der Präsident auf diesem Streitpunkt herum und behauptete, daß die Liga einen zu elitären Charakter habe und deshalb ungeeignet sei, die Ansprüche der wahrhaft Bedrängten zu vertreten. Daraufhin gab es so viele endlose Debatten, daß die Liga einem Jakobinerklub glich. Am Ende ist der leitende Ausschuß geschlossen zurückgetreten.»

«Und der Pater hält endlich die Macht in Händen.»

Einen Moment lang dachte Giacomo ernsthaft über die Bemerkung nach.

«Glaubst du wirklich, daß...?» Aber dann verwarf er den Gedanken gleich wieder. «Im Gegenteil. Der arme Mann macht sich große Sorgen. Die Liga ist sein Werk, sie war sein Wille.»

Sie betraten die Villa. Die Villa von Seite (so ihr Name) war das Domizil des Barons von Seite gewesen. Nun diente sie als Gästehaus für Wissenschaftler aus der ganzen Welt, die hier zwei bis sechs Monate verbringen konnten. Die Länge ihres Aufenthalts hing von Stipendien ab, die der Verwaltungsrat der Stiftung zur Verfügung stellte. Die Stipendiaten arbeiteten auf dem Gebiet der Philosophie, Geschichte und Theologie, vor allem über gewisse Aspekte der Esoterik und der Geheimlehren.

Im Innern herrschte Stille, und nur selten begegnete man einem der Gäste.

Der Baron hatte seinerzeit eine kleine Wohnung für sich reserviert, in der jetzt Helmut lebte. Niemand betrat je diese Räume im ersten Stock, die auf das Wäldchen im hinteren Teil des Anwesens hinausgingen. Es handelte sich um wenige Zimmer und eine umfangreiche Bibliothek, in der man auch gemütlich sitzen konnte. Eines der Schlafzimmer war bereits für Giacomo gerichtet.

Nach dem Abendessen wechselten sie in die Bibliothek hinüber. Bevor er sich in einem Sessel niederließ, wollte Giacomo noch einen Blick auf die Bücher werfen, mit denen die Wände förmlich tapeziert waren. Zu seiner Überraschung stellte er fest, daß die Autoren (Philosophen, Historiker, Romanciers, Dichter) allesamt Deutsche waren. Von Kant bis Hegel, von Grimmelshausen bis Goethe - keiner fehlte. Es gab auch viele Biographien und Partituren von Musikern aus dem deutschen Sprachraum, die besonders im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert ihrer Musik eine universelle Prägung verliehen hatten.

«Wer war Baron von Seite?»

«Ein Verleger, aber vor allem ein Büchernarr», antwortete Helmut. Dann schien er sich zu konzentrieren und fuhr fort: «Er hatte ein einzigartiges Verhältnis zu Büchern, als ob er aus den Büchern ein Lebenselixier schöpfe. Er war ein

Ausnahmemensch... sagt man.»

Eine wortlose Frage stieg in Giacomo auf, die aber unausgesprochen blieb: «Warum Ausnahme?»

Helmut zögerte. Er wollte reden und gleichzeitig doch nicht, und dazu mußte er die richtigen Worte finden.

«Er war wie durchgeistigt, eine fast immaterielle Erscheinung.» Angeregt von dem Interesse, das er bei seinem Freund geweckt hatte, sprach er mit einem gewissen Eifer weiter. «Er war sehr vermögend, aber niemand konnte sagen, wo der ganze Reichtum herkam. Er ist im Einwohnerregister nicht verzeichnet, und man kennt seine Eltern nicht. Als er 1866 starb, war er um die dreißig.»

«Man könnte meinen, du hättest ihn persönlich gekannt.»

Helmut deutete ein Lächeln an.

«Wenn man hier lebt, spürt man seine Gegenwart.»

«Stimmt, das kommt mir auch so vor. Er war wohl nicht verheiratet.»

«Doch. Seine Frau, Baronin Paula, ist zu Beginn des Ersten Weltkriegs gestorben. Sie hat auch die Stiftung und das Studienzentrum gegründet.»

Unterdessen hatte Helmut ein paar Blätter aus einer Schublade seines Schreibtisches geholt. Giacomo hatte sie ihm vor gut einem Monat geschickt. Es waren Photokopien von Airams Brief aus den Ardennen und von dem Tagebuch, das Giacomo in Amerika geführt hatte.

Bevor sie anfingen zu sprechen, sahen sie sich eindringlich an. Sie hatten diesen Augenblick hinausgeschoben, aber nicht, um dem Gespräch auszuweichen, sondern um sich in Ruhe unterhalten zu können.

«Hast du alles gelesen?»

«Und ob. Nicht nur einmal. Ihr habt erstklassige Arbeit geleistet.»

«Findest du?»

Mit einer beschwichtigenden Handbewegung bremste Helmut Giacomas offenkundige Befriedigung.

«Langsam. Bevor wir weitermachen, würde ich gerne feststellen, wer noch an der Geschichte beteiligt ist und wer nicht.»

Giacomo erklärte sich einverstanden.

«Borghi?»

«Er ist ausgeschieden. Eines Tages hat er uns zu verstehen gegeben, er habe kein Interesse mehr, und daraufhin haben wir ihn ausgeschlossen.»

Helmut nickte beifällig.

«Und dein Freund Airam?»

Giacomo mußte sichtlich seine Verlegenheit überwinden.
«Wir treffen uns nicht mehr. Er wollte es so.»

«Warum?»

«Ich habe ihn zutiefst gekränkt.»

«Schade.»

«Warum sagt du das? Du kannst Airam nicht leiden. Hast du etwa deine Meinung geändert?»

«Was hat das damit zu tun?» fragte Helmut mit leicht verärgertem Unterton. «Es ist schade, denn er hätte uns noch nützlich sein können.»

«Nützlich... Ich möchte nicht in dieser Weise von ihm sprechen.»

«Ich verstehe. Du hängst an ihm, trotz allem. Weiß er, daß du hier bist?»

«Ich glaube nicht. Ich habe ihm nichts gesagt.»

«Machen wir weiter. Pater Belisario?»

Die Frage kam für Giacomo völlig unerwartet. «Er hat nichts damit zu tun.»

«Immerhin ist er dein spiritueller Vater. Was weiß er?»

«Du bist auf dem Holzweg, Helmut. Pater Belisario hat andere Sorgen.»

«Also bleiben nur wir beide.»

«Du vergißt White.»

Helmut lächelte. «Du kennst Jeremy White nicht besonders gut. Er interessiert sich für alles Mögliche und ist sehr neugierig, aber nur auf intellektueller Ebene.»

Helmut lehnte sich bequem in seinem Sessel zurück.

«Ich bin auch nicht untätig gewesen. Wie du mich gebeten hastest, war ich in Bonn im Verteidigungsministerium, und ich konnte auch die Archive des Sicherheits-Dienstes und der Gestapo einsehen.»

Giacomo glühte vor Neugier, aber er wollte sich beherrschen.
«Wahrscheinlich hast du nichts Interessantes gefunden.»

«O doch. Aber du solltest selbst urteilen.» Helmut lächelte voller Vorfreude auf die Entdeckungen, von denen er gleich berichten würde. «An jenem 28. Dezember stand tatsächlich eine Einheit der Deutschen am östlichen Rand der Schäferheide. Und diese fünfunddreißig Soldaten haben ein gesamtes amerikanisches Bataillon regelrecht vernichtet. Dafür haben sie auch alle das Eiserne Kreuz erhalten... zum ehrenden Angedenken. Denn sie sind alle ums Leben gekommen.»

«Aber dieses Gefecht war nicht die Ursache.» Giacomo war vor Aufregung ganz blaß geworden.

«In der Tat sind sie ein paar Tage später in einem anderen Gefecht gefallen. Das ist in anderer Hinsicht interessant. Sie gehörten zum Volkssturm, waren fünfzehn bis sechzehn Jahre alt und stammten alle aus adligen Familien. Sagt dir das nichts?»

«Nein, zumindest nicht im Augenblick.»

Helmut's Augen drückten starke Entschlossenheit aus.

«Lieber Giacomo, ich habe nicht nachgegeben. Das Wort

Livland, das in unserem Rätsel mehrfach vorkommt, hat mir zu einer Eingebung verhelfen. Es hat mir einen Weg gezeigt, den ich gemeinsam mit dir beschreiten möchte, um zu sehen, wo er hinführt. Heute habe ich eine Adresse erhalten, und morgen werden wir hinfahren, wenn du möchtest.»

«Ich würde auch sofort aufbrechen.»

Der Mercedes erreichte das Stadtgebiet von Altona bei Hamburg. Am Eingang einer bescheidenen, etwas heruntergekommenen Privatklinik stiegen Helmut und Giacomo aus.

Ein Aufzug brachte sie zum zweiten Stock, wo sie die Angaben zu Flur und Zimmernummer von einer älteren Krankenschwester mit Strickzeug erfuhren.

Lothar Winkel, schon über achtzig Jahre alt, erwartete sie im Bett. Er war von untersetzter Statur und weitgehend kahl. Die vielen Kissen in seinem Rücken konnten nur zum Teil das unverwechselbare Zittern mildern, das die Parkinsonsche Krankheit verursacht. Aus seinen grauen Augen sprachen Angst und Mißtrauen.

Die dünne und klagende Stimme paßte nicht recht zu seiner Gestalt.

«Ich habe mich bereit erklärt, Sie zu empfangen, vorausgesetzt, es dauert nicht lange. In meinem Alter darf ich mich nicht überanstrengen.»

Die Präliminarien waren schnell erledigt. Im übrigen hatte Helmut durch einen Mittelsmann schon die nötigen Vorkehrungen getroffen. Giacomo war Student und mußte eine Untersuchung zu den Ritterorden in der heutigen Zeit durchführen.

Aber Winkels Interesse konzentrierte sich auf Helmut.

«So, Herr Doktor Weise, Sie sind also der Leiter des

berühmten Studienzentrums in Stuttgart.»

«Ja, Meister.»

«Helmut Weise», murmelte der alte Mann vor sich hin, geschmeichelt von dem Titel, mit dem der andere ihn angeredet hatte. Er lächelte. «Wissen Sie, lieber Weise, kaum waren Sie zur Tür herein, habe ich mir gesagt: den kenne ich.»

«Vielleicht sind wir uns schon einmal begegnet.»

«Bedenken Sie, daß ich von den dreißiger Jahren spreche. Da waren Sie noch nicht einmal geboren.»

«Das ist aber genau der Zeitraum, für den wir uns interessieren, Meister.»

Das Zittern des Kopfes und der Hände hatte zugenommen, bei Parkinson ein typisches Zeichen dafür, daß auch die Angst größer geworden war.

«Was wollen Sie wissen?»

«Im Jahr 1936 haben Sie beschlossen, den Livlandorden zu gründen oder vielmehr neu zu gründen.»

«Erbe des Schwertbrüderordens, 1204 in Riga gegründet und 1237 als livländischer Zweig in den Deutschen Orden eingegliedert», präzisierte Winkel. Da seine Besucher keine Reaktion zeigten, sprach er weiter. «Wie Sie sicher wissen, beschloß die Weimarer Republik zu Beginn der zwanziger Jahre, jede Art von Ordensbund abzuschaffen. Damals gab es noch die Deutschritter - nur wenige, um ehrlich zu sein - und auch dieser Orden wurde aufgelöst.»

«Sprechen Sie weiter, Meister.»

Die Augen des alten Mannes schweiften in die Ferne, zum Fenster hinaus, durch das man Bäume in einem kleinen Garten erkennen konnte.

«1936 lebte ich hier in Hamburg, meiner Geburtsstadt. Ich war sechsundzwanzig und verbrachte meine Zeit damit, Geschichten und Legenden über das Mittelalter zu lesen. Mein

Kopf war vollgestopft mit den Abenteuern dieser Helden, halb Mönche, halb Krieger, die sich überall im Heiligen Land wie in Europa, in Christi Namen schlugten.»

«Und so kamen Sie auf die Idee, einen Orden zu gründen», sagte Helmut mit einem kleinen Lächeln, das zu einem Lachen anwuchs. «Was für eine phantastische Idee, wenn man bedenkt, daß Sie nicht aus einer adligen Familie stammten, sondern mit Stoffen handelten.»

Der Alte wußte nicht recht, wie er sich verhalten sollte. Er orientierte sich an Helmut, wandte sich aber an Giacomo.

«Nicht wahr, Sie schreiben diese Dinge nicht.»

«Sie haben mein Wort, Herr Winkel.»

«Das will sowieso niemand wissen.» Der Alte ließ sich wieder von Helmuts Heiterkeit anstecken. «Ich war in der Partei, und die Partei genehmigte meinen Vorschlag. Die Sektion für Propaganda, die später zu Goebbels Propagandaministerium werden sollte, fand an meiner Idee großen Gefallen. Außerdem hatte die päpstliche Legation keine Einwände. Die hatte sie damals nie.»

Helmut schien sich nach wie vor zu amüsieren.

«Und so hat sich der gerade aus der Taufe gehobene Orden gleich an die Arbeit gemacht und Juden denunziert.»

«Zwangsläufig, lieber Freund. Wir mußten Jesus Christus rächen, den doch die Juden verraten hatten.»

«Wieviele... Ritter zählte der Orden?»

«Ach, ich kann meine Investitur zum Großmeister nicht vergessen. Wir waren in Berlin, damals befand sich unser Sitz dort, in einem Gebäude nahe der Reichskanzlei. Zu Hause bewahre ich immer noch die schwarze Tunika und den weißen Umhang auf. Dann wurde mir auf einem karmesinroten Kissen das Schwert gereicht, das Symbol meiner Macht.» Der alte Mann, der sich bei seinen Erinnerungen aufgerichtet hatte,

wurde plötzlich ernst und sank in die Kissen zurück. «Es waren sehr viele, aber sie gefielen mir nicht. Meine Männer gefielen mir nicht, es waren zum größten Teil ungehobelte Kerle und Säufer. Ich, der Großmeister, stand an der Spitze einer Horde von zügellosen und primitiven Kriminellen. Sogar ehemalige Sträflinge waren darunter.» Unter den halbgeschlossenen Lidern blitzte Stolz auf. «So ging es recht und schlecht weiter, aber 1939 beschloß ich, eine Wende herbeizuführen. Ich sprach mit meinem Freund Linkmann darüber, den ich zum Bannerträger des Ordens erhoben hatte und der gleichzeitig Oberst bei der SS war. Mein Vorhaben gefiel ihm, und er stimmte zu. Ein ehrgeiziges Vorhaben, das genau auf einer Linie lag mit den grandiosen Ideen, die damals im Dritten Reich in den Köpfen spukten. Es entsprach auch den politischen und militärischen Plänen, die eine Expansion nach Osten vorsahen, eben in das Gebiet des alten Livland.»

«Worum handelte es sich?» fragte Giacomo.

«Es sollte eine Schule ausschließlich für Kinder und Jugendliche aus der Aristokratie gegründet werden. Ich wollte echte arische Ritter aufziehen, die eines Livlandordens würdig waren.»

«Ist Ihnen das gelungen?»

«Sicher. Die Schule wurde in Berlin eröffnet, und ich selbst war der Leiter.»

«Dann kam der Krieg, aber Ihre Schule wurde nicht geschlossen», sagte Helmut.

«Warum an diese schrecklichen, traurigen Jahre zurückdenken?» klagte der alte Mann.

«Nur Mut, Meister, wir wollen wissen, was aus Ihrem Orden geworden ist und wie es den jungen Rittern erging»

«Kadetten hießen sie, und es erging ihnen wie allen Helden.»

«Wieviele Kadetten hatten Sie 1944 in der Schule?»

«Dreißig, fünfunddreißig. Sie waren zwischen fünfzehn und sechzehn.»

«Weshalb sind sie Helden geworden?»

«Schon gut, ich habe alles im Gedächtnis behalten.» Er schloß die Augen, um sich besser erinnern zu können. «Im Oktober 1944 ließ Linkmann mich in sein Büro im Hauptquartier kommen und enthüllte mir, daß sich unser Heer auf eine Gegenoffensive vorbereite, die über den Ausgang des Krieges entscheiden werde.»

«Das war der Plan, der den Namen *Winternebel* trug, nicht wahr?» Der Alte nickte.

«Aber was wollte Linkmann von Ihnen?»

«Ich will versuchen, es zu erklären. Ich weiß nicht, ob Ihnen bekannt ist, daß viele der hohen Tiere von damals - vor allem Göring und Hitler selbst - sich weniger auf ihre Generäle verließen als vielmehr auf Horoskope so wie Magier, Hellseher und Kartenleser. Kurz und gut, Linkmann wollte den Orden der Armee zur Verstärkung an die Front schicken.»

«Was sollten die fünfunddreißig Jungen denn ausrichten?»

«Ich habe mich nicht klar genug ausgedrückt. Linkmann glaubte fest daran, daß ich die Fähigkeit hätte, übernatürliche Kräfte zu beschwören und einzusetzen. Das stimmte nicht, aber ich ließ ihn in dem Glauben, weil ich mich vor ihm fürchtete. Die Schule wurde geschlossen und die Kadetten dem Volkssturm zugeteilt. Sie bildeten die Sondereinheit *Livland*, und ich selbst hatte das Kommando übernommen. Ich wußte, daß das der sichere Tod war, aber ich hatte keine andere Wahl. Im Dezember schickten sie uns an die Front, in die Hölle der Ardennenschlacht. Eine Hölle aus Nebel und Schnee.»

Völlig unvermittelt fragte Helmut: «Was geschah am 28. Dezember?»

«Am 28. Dezember erreichten meine Gebete endlich den

Himmel, und vom Himmel kam ein Wunder. Ich sehe noch jede Einzelheit vor mir...» Die Erregung, die nun in der Erinnerung wieder auflebte, ließ ihn stocken. «An jenem Nachmittag - es war schon dunkel - lag die Einheit hinter einem kleinen Wasserlauf, der die Schäferheide durchquert...»

«Wir kennen das Gebiet», erklärte Helmut, um Verzögerungen zu vermeiden.

«Plötzlich entdeckten wir, daß hundert Meter vor uns die Amerikaner im Wald standen.»

Giacomo fragte dazwischen: «Wieviele? Ein Bataillon?»

«Ungefähr tausend Mann. Kaum hatten sie uns gesehen, beschlossen sie, uns anzugreifen, und ihre Geschütze begannen zu feuern.»

«Und da geschah das Wunder», sagte Helmut.

Die Augen des alten Mannes füllten sich mit Tränen, das Zittern hatte fast aufgehört. «Auf den Wald, in dem die Amerikaner standen, senkte sich etwas Ungeheuerliches, wie ein riesiges Schiff mit einem Kiel aus Erdreich und Wurzeln. Ich kann es heute noch nicht fassen. Es war einer der Hügel von Rom, der Aventin.»

«Das Templerschiff», sagte Helmut ruhig. Dann ergänzte er lächelnd: «Eine recht bekannte Legende.»

Der Alte schüttelte den Kopf. «Es ist keine Legende, Herr Doktor Weise, Sie müssen mir glauben.»

Giacomo räusperte sich. «Und was geschah dann?»

«Kurz danach hob das Schiff so geräuschlos ab, wie es gekommen war. Der Wald war völlig plattgedrückt, und die amerikanischen Soldaten waren verschwunden. Meine Einheit wurde von der Front abkommandiert, und ich fuhr ihnen nach Berlin voraus.» Um seinen Mund legte sich ein bitterer Zug. «Ich erzählte alles Linkmann, mit dem Ergebnis, daß die beiden Lastwagen, die meine Jungs transportierten, auf belgischem

Gebiet von der SS angegriffen und zerstört wurden. Man täuschte einen Partisanenangriff vor. Die Kadetten kamen alle ums Leben und wurden im nachhinein dekoriert. Linkmann hatte entschieden, daß das Wunder keine Zeugen haben durfte. Der Feind sollte in dem Glauben gelassen werden, man habe eine neue, mörderische Waffe erprobt. Mir gelang die Flucht. Ich kehrte nach Hamburg zurück, wo ich mich bis Kriegsende versteckt hielt.»

«Dieses Wunder... haben Sie mit jemandem darüber gesprochen?» wollte Giacomo wissen.

«Ja, ich habe es versucht. Aber niemand hat mir geglaubt. Zeitweise wurde ich sogar in die Nervenklinik eingewiesen, und noch heute hält man mich für verrückt.»

Helmut und Giacomo verabschiedeten sich von dem Greis. Vor der Klinik stiegen sie wieder in den Mercedes. «Auf dem Gipfel ihres Ruhmes hatten die Templer auf dem Aventin einen wichtigen Stützpunkt», erläuterte Helmut. «Eine Legende sagt, der ganze Hügel sei ein gigantisches Schiff.»

Giacomo hörte mit angehaltenem Atem zu. Helmut sprach weiter.

«Ein Templerschiff, das eines Nachts im dritten Jahrtausend die Anker lichten und zum Heiligen Land aufbrechen wird, um es der Christenheit zurückzugeben. Jedenfalls hat ein italienischer Wissenschaftler, der Architekt und Stadtplaner Tafuni, kürzlich in einem Aufsatz über Piranesi gewisse stichhaltige Argumente für die Legende geliefert.» Helmut machte eine Pause, um sich zu konzentrieren. «Du mußt versuchen, mir zu folgen. Der südliche Teil des Aventin, der sich bis zum Tiber hinunter erstreckt und eine Art V bildet, könnte der Bug eines Segelschiffes sein. Das Portal von Santa Maria del Priorato ist der Eingang zu den Deckaufbauten. Die Gärten beim Eingang bilden das Gewirr des Tauwerks. Die Wälle des Parks, der die Kirche umgibt, werden als die Reling

des Oberdecks betrachtet, und die Obelisken, die auf dem Platz vor Santa Maria stehen, sind schließlich die Masten.»

«Das ist schon eine eindrucksvolle und einleuchtende Beschreibung», sagte Giacomo. «Ich habe mich gerade gefragt, warum das Schiff ein ganzes Bataillon, tausend Mann, so weit weg getragen hat, bis in die Vereinigten Staaten.»

«Es waren amerikanische Soldaten.»

«Ja, aber warum ausgerechnet nach Livland? Eine mögliche Antwort könnte sein, daß die Spur verwischt werden sollte. Es mußte einfach so aussehen, als ob das Schiff zum Livlandorden gehörte. Schließlich standen ja den Amerikanern die Kadetten des Livlandordens gegenüber.»

«Mag sein», räumte Helmut ein. «Aber deine Erklärung wirft nur noch mehr Probleme auf. So frage ich mich nach dem Grund für diese falsche Fährte, und weshalb das Schiff eingegriffen hat, um einem Schwindler wie Lothar Winkel zu helfen. Und warum hat es sich gegen die Amerikaner feindselig gezeigt? Warum ist es nicht neutral in Rom geblieben?»

Giacomo zuckte mit den Schultern, ohne zu antworten.

«Vielleicht gehen unsere Überlegungen in eine scheinbar richtige, in Wirklichkeit jedoch falsche Richtung, müssen wir einen anderen Weg suchen, einem anderen Strang folgen.»

XIV

Spät in der Nacht kamen sie in Stuttgart an.

Sie gingen in die Bibliothek. Helmut öffnete einen massigen Schrank und holte daraus ein Manuskript hervor, das in einer alten Lederhülle steckte.

Er reichte es Giacomo.

Das nicht sehr umfangreiche Manuskript trug keinen Titel. Die Blätter, rauh und unterschiedlich dick, waren lang und schmal und an den unregelmäßigen Rändern ausgefranst. Die Tinte war stellenweise verblaßt und kaum erkennbar. Was Giacomo aber am meisten verblüffte, war die Schrift. Trotz der Schnörkel und Verzierungen kam in den gotischen Lettern Helmuts Handschrift zum Vorschein, die Giacomo gut kannte.

«Hast du das geschrieben?» fragte er, obwohl die Antwort offenkundig war.

In der Tat bestätigte Helmut es ihm.

Giacomo legte das Manuskript auf den Schreibtisch, dessen altmodische Lampe einen sanften Lichtschein verbreitete. Er schlug es auf, aber bevor er sich der Lektüre widmete, sah er sich um, ob sein Freund dableiben würde.

Helmut war gegangen.

Neun Ritter
zogen ins Morgenland.

Neun Ritter
verließen ihre Mütter,
verließen ihre Frauen,
dabei hatten sie so viele Kinder.
Dreiunddreißigtausend,

dreiunddreißigtausend Ritter.
Feuer frißt das Gold,
doch das Schicksal ist launisch.
Mit dem Gold
kaufen die Ritter den Tod.
Dreiunddreißigtausend:
so viele werden es sein
in tausend Jahren,
wenn sie wiederkehren.

Dieser Kinderreim, ein kleines Gedicht im provenzalischen Stil, ertönte in allen Ecken des weitläufigen Klosters. Es war überall zu hören, denn es wurde von hohen und durchdringenden Kinderstimmen gesungen.

Diese Bauernkinder, ein recht ansehnlicher Haufen, rannten und schwärmteten den ganzen Tag durcheinander wie eine Schar Flöhe. Zwar durchbrachen ihre Stimmen die Ruhe und Stille, die unserer Ordensregel so teuer waren, aber die Fröhlichkeit und die Lebensfreude, die diese munteren kleinen Kerlchen verbreiteten, erweichte schließlich auch die Griesgrämigsten von uns.

Sie hatten keinerlei Respekt, weder vor der Würde des Ortes, noch vor den Momenten der Verinnerlichung, in denen wir uns gemeinsam der Lobpreisung Gottes widmeten: im Chordienst (*opus Dei*) und in der Heiligen Lesung (*lectio divina*). So konnte es geschehen, wenn wir in den Chor versunken waren, die Augen zum Hochaltar gerichtet, der in gewisser Entfernung auf der anderen Seite des Kirchenschiffs nahe der Apsis stand, und wir beim Singen weniger auf die Worte als auf die Vollkommenheit der Polyphonie achteten, denn wir hatten es schon auf sechs Stimmen gebracht - da konnte es also geschehen, daß von links, wo die Schulräume lagen, oder von

rechts, vom Kreuzgang, das kleine Lied der Kinder sich mit unserem Gesang vermischt. In diesen Fällen war es nicht selten, daß unsere Stimmen, unter dem resignierten Stillschweigen des Dirigenten, das dünne Liedchen kraftvoll verstärkten, und diese Mischung, das muß man zugeben, hinterließ einen nachhaltigen Eindruck. Und gelegentlich fiel noch ein Chor mit ein, dessen Stimmen zwar weniger zahlreich, aber sehr harmonisch waren: die Novizen sangen in der winzigen Kapelle mit, die hinter der Apsis lag und zu ihrer Klostergemeinschaft gehörte.

Das mag eine Vorstellung geben von dem Frieden und der Heiterkeit im Kloster Hirschau, das auch Abtei am kleinen Berg genannt wurde und bei der kleinen Stadt Calw, unweit von Stuttgart, lag. Diese idyllische Miniatur mit Figuren und Stimmen trägt die Jahreszahl 1312, das letzte dieser wenigen, unvergleichlich glücklichen Jahre.

Es war im Jahre 1308 - ich war fünfunddreißig Jahre alt -, als ich mich im Winter, von Frankreich kommend, auf schmalen Saumpfaden durch die hohen Vogesen kämpfen mußte. Von meinem früheren Rang als Ordensritter war mir fast nichts geblieben. Ein Maultier an Stelle eines Pferdes, ein wertloses Schwert, weder Rüstung noch Wappen. Ich trug eine Kutte von unbestimmbarer Farbe, mit Rissen und Flicken übersät, und an den Füßen durchlöcherte Schuhe, die zusammen mit einem Paar zerfetzter Hosen Schnee und Schlamm trotzen mußten. Obendrein hatte ich keine Nahrung mehr.

In dieser Lage blieb mir nur ein Luxus, nämlich mir vorzustellen, welches Ende mich wohl erwartete, wobei die Auswahl der Möglichkeiten begrenzt war: verhungern oder erfrieren. Mein letzter Rückhalt war das Gebet, dem ich mich wahrscheinlich deshalb so sehr widmete, so daß die leise begonnene Empfehlung meiner Seele zu Gott die Lautstärke eines aufgeregten Schreiens erreichte.

Heute glaube ich zu wissen, daß ein gebrülltes Gebet weit

mehr wert ist als ein stummes. Und so reichten denn meine Stoßgebete, die sicher meilenweit durch den Wald hallten, an das Ohr zweier Ritter, die daraufhin den Weg abschnitten und alsbald zu mir hergeritten kamen.

Das waren wirklich zwei Ritter. Die schwarze Tunika und der weiße Umhang, auf dem ein rotes Schwert und darüber ein Kreuz eingestickt waren, wies sie als Angehörige des Schwertbrüderordens aus.

Wie ich später erfuhr, wurde ich ohnmächtig und fiel von meinem Maultier.

Als ich wieder zu mir kam, lag ich in einem großen Zelt. Ich schlich zum Eingang und sah hinaus. Ich befand mich in einem prächtigen Heerlager: prächtig wegen der großen Zahl von Zelten und wegen des Trosses, der alle Schätze der Welt zu enthalten schien. Ritter und Schildknappen, einfache Mönche und Knechte liefen durcheinander.

Vielleicht hatte ich Glück gehabt. Ich wiederholte mir diesen Satz immer wieder, als plötzlich der Mann eintrat, der wohl der Anführer sein mußte. Er war groß und kräftig. Ein rötlicher Bart, der in das dichte Haupthaar überging, bedeckte sein Gesicht, aus dem Seelenadel und Herzensgüte sprachen. Er hatte ungefähr mein Alter.

«Ich bin Thaddäus von Kurland», sagte er und ließ sich auf dem Bärenfell nieder, wo ich bereits lag. «Hast du genug gegessen? Aber freilich, du hast es nicht einmal gemerkt.»

«Ich hatte es bitter nötig, zu essen und zu schlafen. Mein Name ist Helmut. Ich bin aus Stuttgart, aber ich komme von Paris her. Ich bin auf der Flucht.»

Er schaute mich und meine armselige Kleidung mit musternden Blicken an.

«Auf der Flucht? Vor wem oder was fliehst du?»

Ich stieß einen langen tiefen Seufzer aus. «Dir kann ich es ja

sagen. Ich bin ein Ritter des Templerordens.»

Wie ich vorausgesehen hatte, war Thaddäus von meiner Enthüllung tief betroffen. Er neigte ehrerbietig den Kopf und sagte: «Wir haben manchmal schon das Privileg genossen, an eurer Seite zu kämpfen, aber vor allem, wie du sicher weißt, leben wir seit der Gründung unseres Ordens vor hundert Jahren nach euren Regeln. Deshalb ist es eine Ehre und eine Freude, dich hier unter uns zu haben. Du kannst auf unsere aufrichtige und brüderliche Freundschaft zählen.»

Ich zeigte meine Wertschätzung mit geziemender Knappheit.

«Letztes Jahr hat Philipp der Schöne, König von Frankreich und unser Schuldner, über Nacht entschieden, uns zu vernichten», erklärte ich finster. «Im August, nachdem er auf verschiedenste Arten Pression ausgeübt hatte, konnte der König vom Papst schließlich die Erlaubnis einholen, Ermittlungen gegen uns anzustellen. Er beschuldigte uns der Ketzerei, der Blasphemie, der Zauberei und anderer Schändlichkeiten.» Ich sah, daß Thaddäus mit großen Augen zuhörte, und sprach weiter. «Doch damit nicht genug. Um den Papst in die Enge zu treiben, beschloß Philipp einen Überraschungsangriff. Am 13. Oktober befahl er, alle französischen Templer - zwei Drittel unserer Mitglieder - in Haft zu nehmen, vom Großmeister bis zum einfachen Ritter, und er eröffnete ein Gerichtsverfahren gegen den Orden. Die blutig gefolterten Führer haben gestanden, für alle erdenklichen Schandtaten verantwortlich zu sein.»

Thaddäus konnte es nicht glauben. «Aber was hat Clemens V. unternommen? Der Papst hat doch immer seine schützende Hand über euch gehalten.»

«Im ersten Moment versuchte er, die Prozesse unter seine Gerichtsbarkeit zu bekommen, aber dann erlaubte er, daß sie den französischen Diözesangerichten übergeben wurden, die den Anordnungen des Königs folgen. Da hat eine regelrechte Hatz

auf uns eingesetzt. Viele Brüder sind unter der Folter gestorben und sehr viele auf dem Scheiterhaufen.»

«Und das ist alles wahr?»

«Es ist ein Alptraum, von dem ich mich nicht freimachen kann», sagte ich und sah vor mich hin. Dann bäumte mein Stolz sich in mir auf. «Als wir zu Beginn des Jahrhunderts als letzte das Heilige Land verließen, hatte der Orden dreißigtausend Ritter und war Eigentümer von halb Paris. Unsere Banken verliehen ihr Geld an Fürsten und Kardinale. Wir besaßen eine Flotte, die uns den Handel mit der gesamten Levante erlaubte, und blühende Provinzen in ganz Europa. Unsere Einkünfte überstiegen damals hundert Millionen im Jahr und übertrafen die der vermögendsten und mächtigsten Reiche.»

«Das erklärt den Grund für euren Untergang.»

«Furcht, Neid und Habgier: die alten Triebkräfte der Geschichte. Ich brauche dir nicht erst zu sagen, daß unsere Güter von eben denjenigen eingezogen wurden, die uns kaltblütig ausrotten wollten. Und weißt du, wer einen Teil davon erhalten hat? Der italienische Johanniterorden.»

«Eure Erzrivalen.»

«Es geht noch weiter. Vor der Katastrophe kursierten Gerüchte in Paris, die uns hätten warnen müssen. Der König beabsichtigte, eine religiöse und zivile Neuordnung zu schaffen für die Unmengen von Rittern der unterschiedlichsten Orden, die niemandem unterstanden, sondern frei und unabhängig durch Europa streiften. Wir wären direkt betroffen gewesen von dem Vorschlag, den der König dem Papst unterbreitete: die beiden stärksten Orden, Templer und Johanniter, sollten zu einem großen Orden zusammengefaßt werden. Der König hatte schon einen Namen dafür gefunden, Ritter von Jerusalem, und ließ durchblicken, daß er das Amt des Großmeisters einem Mitglied des Königshauses zugeschlagen hatte.»

Thaddäus wurde nachdenklich und lächelte schwach.

«Eine merkwürdige Geschichte, die mich allerdings an unsere eigene erinnert.»

«Ich sehe, daß ihr Schwerbrüder seid. Aber wurde euer Orden nicht aufgelöst?»

«Ja. Vor langer Zeit, 1237, wurden wir dem Deutschen Orden einverleibt. Einen Anschein von Eigenständigkeit hat man uns zugestanden, und wir nannten uns Livlandorden, zum Gedenken an unser Ursprungsland. Aber in Wirklichkeit wurden wir ein livländischer Zweig des Deutschen Ordens, ein sehr in sich geschlossener Orden, wie du weißt, der dem deutschen Adel vorbehalten ist.»

«Nun», versuchte ich einen Scherz, «ihr Balten seid also gewissermaßen die armen Verwandten der stolzen Preußen.»

«Genau», sagte Thaddäus. Doch dann hob er selbstbewußt den Kopf und schlug sich mit der Faust gegen die Brust. «Weder ich noch meine Ritter haben diese demütigende Eingliederung jemals anerkannt.»

«Deine Ritter?»

«Verzeih, daß ich es dir noch nicht sagte. Ich bin der Prior, und mir unterstehen dreißig Ritter. Eigentlich sind wir, mich eingerechnet, zweiunddreißig.» Er sah mich eindringlich an. «Dreiunddreißig, wenn du dich uns anschließen möchtest.»

«Dein Angebot ist für mich eine große Hilfe.»

«Es versteht sich, daß ich nicht von dir verlange, ein Schwerbruder zu werden. Auch du darfst deinem Orden treu bleiben, selbst wenn es ihn nicht mehr gibt.»

Mir wurden die Augen feucht. «Thaddäus, ich muß beichten.»

«Ich rufe den Kaplan.»

«Nein. Du sollst mir die Beichte abnehmen.» Ich seufzte schwer. «Du sollst wissen, daß ich, als die Ereignisse in Paris losgingen, gerade in Haft saß und auf meine Verhandlung vor dem Ordenskapitel wartete.»

«Weshalb?»

«Eine schmachvolle Sünde. Aber ich muß es dir beichten, denn ich will mein Gewissen erleichtern. Ich habe gestohlen.» Sein verständnisvoller Blick gab mir die Kraft zum Weitersprechen. «Ich habe ein wertvolles Kruzifix gestohlen und beim Tarotspiel verloren.» Thaddäus dachte nach, aber nur kurz. «Hat man dir schon im Beichtstuhl die Absolution erteilt?»

«Ja.»

«Wenn Gott es so beschlossen hat, werde ich sicher nichts daran ändern. Lieber Freund, du bekommst meine Absolution.»

Zur Besiegelung seiner Worte goß er mir Wein ein und trank selbst ebenfalls.

Wir umarmten uns.

Dann gab Thaddäus mir einen kurzen Bericht von den Geschehnissen, die ihn ins Elsaß geführt hatten.

Am Ende der heiligen Kriege, um das Jahr 1290, waren fast alle Kreuzritter wieder nach Europa aufgebrochen. Thaddäus und seine Schwertbrüder aber waren statt dessen einer recht ungewöhnlichen Tätigkeit nachgegangen. Ohne Rücksicht auf die jeweilige Flagge fuhren sie auf Handelsschiffen mit und verteidigten diese gegen Angriffe von Piraten. Im Jahre 1308 nun, inzwischen reich geworden, wollten sie wieder in die Heimat zurückkehren.

«Wohin seid ihr unterwegs?» fragte ich. «Das Baltikum wird vom Deutschen Orden beherrscht, und ich kann mir nicht vorstellen, daß ihr ihnen gerne begegnen möchtet.»

Thaddäus grinste. «Ich werde mich hüten. Ich möchte mich im Süden niederlassen, in der Nähe deiner Heimatstadt.»

«Ich bin zwar in Stuttgart geboren, aber ich kenne es nicht. Ich war noch sehr klein, als mein Vater die Familie verließ, um in Palästina zu kämpfen, und mich mit sich nahm.»

«Bleib doch bei uns, Helmut. Wir richten uns in einem

ruhigen Kloster ein und widmen uns der Kontemplation und gottgefälligen Werken.»

«Willst du ein Kloster erobern?»

Thaddäus mußte lachen. «Nein, ich will es kaufen. Ich habe erfahren, daß in der Gegend von Calw eines zu haben ist.»

«Kloster Hirschau?»

«Richtig. Ich habe unseren Schatzmeister zu Verhandlungen hingeschickt. Er müßte in diesen Tagen zurückkommen.»

Auch ich mußte lachen. Die Idee war absonderlich, aber verlockend.

Das Kloster war erst vierhundert Jahre alt, und mit all den Bauernhöfen und Werkstätten, den Scheunen und Viehställen war die Anlage größer als ein richtiges Dorf. Der gerissene Schatzmeister konnte es zu einem wahrhaft lächerlichen Preis von dem alten Kluniazenserabt erwerben, der sich nicht mehr in der Lage sah, es weiterzuführen, nachdem ihm wegen Krankheiten und Austritten nur eine Handvoll Mönche geblieben waren. Kaum war das Geschäft abgeschlossen, machte er sich eilig auf den Weg nach Fulda, wo in einem reichen Konvent eine sichere Zufluchtsstätte auf ihn wartete.

Einen Monat später nahmen wir unser Kloster in Besitz.

Nach Osten, hinter dem Kreuzgang und dem Refektorium, an das sich Scheunen und Ställe anschlossen und wo die Gehege für Gänse, Truthähne, Hühner und Schweine kamen und die flachen Gebäude, die den Bauern als Wohnungen und den Handwerkern (Schuster, Schmiede, Gerber, Goldschmiede und Sattler) auch als Werkstätten dienten, stieg das Gelände zu einem sanften Hügel an. Daher auch der Name Abtei am kleinen Berg.

Thaddäus beschloß sofort, oben auf dem Hügel eine Kapelle zu errichten, die gleichzeitig als Wachtposten und befestigte Stellung dienen konnte. Aber das Vorhaben wurde immer

wieder aufgeschoben, bis es im Lauf der Zeit in Vergessenheit geriet.

Das Kloster war groß und bequem, und vom Dormitorium bis zum Kapitelsaal, vom Refektorium bis zum Raum für gemeinsame Arbeiten, von der Bibliothek bis zum Lesesaal fehlte es uns an nichts. Es gab eine Krankenstation mit einer Unterkunft für den Arzt und einem reichhaltigen Heilkräutervorrat, ein Hospiz für Bedürftige, und gleich hinter der kleinen Kirche, die eine exakte Nachbildung der großen war (natürlich ohne die beiden Türme, die den Eingang zur Klosterkirche flankierten), schloß sich der Konvent der Novizen an - auch er mit einem winzigen Kreuzgang in der Mitte - und daneben der wohlgeordnete und reizvolle Friedhof. Die Schule erwähnte ich schon zu Beginn meiner Erzählung.

Wir Ritter machten es uns recht behaglich, und sowohl bei der Einrichtung der Räume als auch bei unserer Kleidung gönnten wir uns manche Annehmlichkeiten und einen gewissen Luxus. Das Keuschheitsgelübde blieb bestehen, aber hier und da erlaubten wir uns auch einen Blick nach den Bauernmädchen.

Wir hielten uns an die Vorschrift, das Kloster zu vergrößern, und so kamen als Novizen junge Männer aus Stuttgart und Tübingen zu uns, aber auch aus weiter entfernten Orten wie Heidelberg, Ulm und Freiburg.

Die schwarze Tunika (auch ich hatte sie nun anstatt der weißen Tunika der Templer angelegt) war immer frisch gewaschen, während wir Rüstungen, Lanzen und Schwerter in den Schränken verstaut hatten. Von den Soldaten, die wir ursprünglich gewesen waren, wandelten wir uns langsam zu Feudalherren, die noch einen fernen Anklang an das Mönchsleben bewahrten. Zu reichen Feudalherren: in unserer Schatzkammer, die an die Wohnräume des Priors grenzte, quollen die Geldschränke über vor Geld, Pretiosen und dem vielen Gold.

Außer den spärlichen Nachrichten, die auf mündlichem Wege zu uns gelangten, lagen Europa und die ganze Welt für uns hinter dem ruhigen Horizont verborgen, der das Kloster umgab.

Im Winter vom Jahre 1312 auf das Jahr 1313 hatte Thaddäus von Kurland, unser Prior, plötzlich eine Vision und er beschloß, nun sei der Moment gekommen, die Kapelle zu errichten. Das Kapitel trat mehrmals zusammen und beriet sich viele Stunden. Am Ende entschied man, daß die täglichen Gottesdienste wie immer in der Klosterkirche abgehalten werden sollten, während in der neuen Kapelle besondere Zeremonien und Feiern stattfinden würden.

Eines Tages waren der Prior und ich zusammen mit dem Baumeister und ein paar Novizen auf dem Hügel, um Abmessungen vorzunehmen. Plötzlich begann Thaddäus, geräuschvoll mit der Nase die Luft einzuziehen, und fragte mich: «Bruder, riechst du auch diesen furchtbaren Schwefelgestank?»

«Sicher rieche ich den», antwortete ich, während ich zum Kloster und zu den Werkstätten hinunterspähte, um zu schauen, ob aus einem der Kamine Rauch aufstieg. Doch es war nichts zu sehen.

Da bemerkten wir eine seltsame Gestalt, die uns, auf einen Stein gekauert, offensichtlich beobachtete. Einen Augenblick zuvor war dort niemand gewesen.

Es war ein sehr großer und sehr hagerer Mann. Unter einem Schaffellmantel, der ihn vor der schneidenden Kälte schützte, trug er eine schwarze Kutte, die über Hände und Füße hing. Eine übergroße Kapuze bedeckte den Kopf und tauchte das Gesicht in Schatten; ein Gesicht, das, abgesehen von den blitzenden Augen, die rötlich wie Kohlen zu glühen schienen, keinerlei deutliche Gesichtszüge aufwies.

Ich hätte schwören können, daß die schwarze Kutte nur eine leere Hülle war oder ein Skelett umgab. Aber ich versuchte,

diesen makabren Gedanken schnell zu verscheuchen.

Wir standen alle stumm und starr da. Ein eisiger Schauder, der kalte Hauch des Entsetzens durchfuhr uns bis auf die Knochen. Der Schwefelgestank war verflogen, aber die Luft war nun schwer wie Blei.

Der schwarze Mönch (ich wüßte nicht, wie ich ihn anders nennen sollte) begann mit einer schaurig klingenden Stimme zu sprechen: «Schwertbrüder, wie?»

Thaddäus schien den Sarkasmus, der im Ton des Fremden lag, nicht zu bemerken. «Und wer bist du?»

Unter den beiden glühenden Kohlen wurde in dem dunklen Gesicht ein dünner Spalt mit langen, gelblichen Zähnen sichtbar. «Ein Kreuzträger. Behauptet nur nicht, du seiest noch nie einem begegnet.»

Vergebens suchte Thaddäus auf den Kleidern des Mönchs nach einem Kreuz, einem Kruzifix oder einer anderen Devotionalie. Er zog nachdenklich die Brauen zusammen und versuchte, sich zu erinnern. «Ich dachte, eure Sekte sei vor langer Zeit schon wegen Ketzerei exkommuniziert worden.»

«Benediktinische Verleumdungen aus dem achten Jahrhundert. Die Sekte hat sich selbst aufgelöst.»

Ich fragte nach der Ketzerei, aber die feurigen Augen fixierten bereits die langen Hanfstricke, die wir für die Messungen verwendeten. «Was macht ihr da?»

Thaddäus antwortete: «Wir wollen eine große Kapelle bauen.»

«Genügt euch die Klosterkirche nicht? Wer an Gott glaubt, braucht nicht so viele Kirchen.» Lachend sprach er weiter. «Heutzutage haben Gottes Diener nichts Besseres zu tun, als Kirchen zu errichten und niederzureißen, Kirchen zu weißen und zu entweißen, in der Meinung, mit diesem Eifer ihren Glauben beweisen zu können. Aber Gott gewinnt dabei nichts, denn die

entweihten Kirchen sind in der Überzahl.»

«Und wer gewinnt dann?»

«Jemand anders.» Wie er so sprach, streckte der seltsame Mönch seinen langen, knorriegen Zeigefinger aus dem Ärmel und zeigte nach unten und nach oben. «Jemand, der, ohne einen Finger zu krümmen oder einen Heller auszugeben, seine Kirchen bereits fertig vorfindet.» Ein heiseres, höhnisches Lachen begleitete seine letzten Worte.

Unvermittelt stellte ich ihm die Frage, die mir schon eine Weile auf der Zunge lag: «Glaubst du an Gott?»

Der Mönch wurde ernst. «Sicherlich mit derselben Inbrunst wie du, Bruder. Ich glaube ganz fürchterlich an ihn, sonst hätte meine Existenz überhaupt keinen Sinn.» Diese Sätze hallten in unseren Herzen wider wie die dumpfen Schläge einer Glocke aus Stein. Der Mönch änderte seinen Ton. «Ich sehe viel Land und Vieh. Habt ihr auch Gold?»

«Warum?»

«Bald werdet ihr viel davon brauchen. Vielleicht genügt dann nicht einmal alles Gold, das ihr besitzt.» Der Mönch stand auf. Seine dürre Gestalt hob sich schwarz gegen das weiße Licht des Himmels ab.

Verwirrt trat Thaddäus auf ihn zu. «Sprich deutlicher. Was meinst du damit?»

«Das Auge kann nicht erkennen, was im Buch des Schicksals steht, aber der Verstand weiß, daß sich das Glücksrad dreht.» Die glühenden Augen starrten Thaddäus an. «Du bist der Prior, befolge deshalb, was ich dir sage: laß ab von deinen Bauplänen, und du wirst dir nicht nur die Kosten ersparen, sondern auch den Schmerz, dein Streben in Trümmern liegen zu sehen.»

Der Mönch machte sich auf den Weg, aber Thaddäus rief ihm hinterher: «Wo willst du hin? Laß uns weiterreden.»

Der andere drehte sich nicht um.

«Ich muß morgen in Fulda sein.»

Fassungslos rief ich: «In Fulda? Aber das ist noch hinter Würzburg, am anderen Ende der Welt.»

Auch Thaddäus bestätigte, wie aberwitzig dieses Vorhaben war: «Bis morgen würdest du nicht einmal dann hinkommen, wenn du Engelsflügel hättest.»

Der Mönch drehte sich gerade so weit zu uns herum, daß wir sein Lächeln sehen konnten. Das Lächeln einer Hyäne. «Nicht nur Engel haben Flügel. Was ist mit den Vögeln?» zeigte er zum Himmel. «In Fulda gibt es einen schönen Konvent. Dorthin hat sich der alte Abt zurückgezogen, der euch den kleinen Berg verkauft hat. Morgen muß er mir eine alte Schuld begleichen. Ihr versteht: die letzte Rate ist die wichtigste.»

Er näherte sein schwarzes Haupt Thaddäus' rotbärtigem Gesicht und fing plötzlich an zu trällern: «Neun Ritter zogen ins Morgenland. Neun Ritter...» Er unterbrach sich. «Das kennst du doch, oder?»

Thaddäus warf mir einen verstörten Blick zu. Der andere sprach mit leiser Stimme weiter: «Hör gut zu, Schwertbruder: leg das Geld beiseite, besonders das Gold. Alles, was du hast, falls das überhaupt reicht.»

Er bückte sich über einen Flecken nackter Erde und zeichnete mit den Fingern einige Ziffern, die zu einem Dreieck angeordnet waren:

333

33

3

Dann ging er den kleinen Berg auf der vom Kloster abgewandten Seite hinunter. Wir blieben vor dem mysteriösen Dreieck stehen und betrachteten es.

«Ich verstehe gar nichts», sagte Thaddäus. «Und du?»

Ich schüttelte den Kopf. «Nein, und ich kann mich auch nicht daran erinnern, wo ich dem Mönch schon einmal begegnet bin.»

In diesem Moment rief uns die Glocke ins Kloster. Bevor wir uns auf den Weg machen, versuchte Thaddäus, mit dem Fuß das Dreieck zu verwischen. Aber die Zahlen blieben stehen, als seien sie in Fels gemeißelt.

Der schwarze Mönch dagegen war verschwunden. Einige Zeit später erfuhren wir, daß der frühere Abt von Hirschau genau an dem Tag gestorben war, an dem der schwarze Mönch ihn hatte treffen wollen. Die Nachricht beeindruckte mich nicht, denn ich hatte es nicht anders erwartet.

Thaddäus sah in einem alten Kodex nach, der in der Bibliothek aufbewahrt wurde, und stellte fest, welcher Ketzerei sich die Sekte der Kreuzträger schuldig gemacht hatte. Im achten Jahrhundert hatten sie beschlossen, ihren Namen in Luziferianer zu ändern, und waren deshalb exkommuniziert worden.

Unterdessen verebbte die Erregung und sogar die unangenehme Erinnerung an die merkwürdige Begegnung, ebenso schnell wie übrigens auch der Plan, die Kapelle zu errichten. In unserem prächtigen Kloster lebten wir selig wie die Mäuse in der Kornkammer.

Am 12. April 1313 waren wir im «Paradies» versammelt, einem halbrunden Raum hinter dem Hochaltar. Wir waren noch beim Chordienst zur Vesperstunde, als mit schnellen kleinen Schritten ein blutjunger Kaplan aus der Sakristei links vom Altar hervorkam, sich zerknirscht dem Prior näherte und ihm kurz etwas ins Ohr flüsterte.

Thaddäus verließ seinen Platz und gab mir einen Wink, ihn zu begleiten. Rasch durcheilten wir die dunkle Sakristei und den engen Korridor, der von der Kirche zu den Räumen des Priors führte.

Es lag kein Hauch von Schwefel in der Luft, dennoch war er da. Die langen Hände über die wärmende Glut eines Kohlebeckens gestreckt, saß der schwarze Mönch ruhig da und wartete auf uns. Mit einem höhnischen Grinsen kniff er die roten Augen zusammen.

«Du siehst nicht sehr erstaunt aus, Prior. Du hast dir wohl schon gedacht, daß wir uns wieder begegnen würden, sei ehrlich.»

Thaddäus gestand es ihm ein.

«Warum bist du gekommen?»

«Weil nur ich dir helfen kann.» Er drehte sich herum und befahl mir, hinauszugehen. Thaddäus bedeutete mir, ich solle gehorchen. Als ich auf der Schwelle war, sprach er mich nochmals an: «Du, Ritter, ich habe dich schon einmal gesehen. Aber wo?»

Ich würdigte ihn keiner Antwort und verließ den Raum, als ich von dem infernalischen Lärm eines furchtbaren Unwetters, das genau in diesem Moment losbrach, geradezu umgestoßen wurde.

Obwohl die entfesselten Naturgewalten mit unglaublicher Heftigkeit tobten, fiel dennoch kein Tropfen Wasser.

Später wurde das Kloster zur Kulisse für eine phantastische Szene. Zahllose Blitze durchzuckten die mondlose Nacht, und schauerliche Donnerschläge erschütterten die Luft, während sich eine Prozession von Fackeln am Hochaltar vorbei von der Wohnung des Priors zum Kreuzgang bewegte.

Der Schatz, der in den Geldschränken des Priorats lagerte, war aufgeteilt und in viele kleine Säckchen verpackt worden. Jeder Bruder trug eines zu einem unbenutzten Brunnen im Innenhof des Kreuzgangs und warf es hinein. Der schwarze Mönch hatte sich kaum sichtbar neben dem Brunnen aufgestellt, um den Ablauf aufmerksam zu überwachen. Nur seine vor Gier geweiteten Augen waren zu erkennen.

Zweimal mußte der Weg gemacht werden. Beim zweiten Mal hatte ich gerade meine Last hinabgeworfen, als mich eine Hand am Arm packte und so fest zudrückte, daß es schmerzte. Es war der schwarze Mönch.

«Das ist doch wohl der Gipfel», sagte er und zog mich auf die Seite. «Du hast also den Mut, mich zu hintergehen? Du willst ausgerechnet mich bestehlen?»

Er hatte recht.

«Wie groß ist deine Beute?»

«Hundert Goldstücke.» Bei diesen Worten zog ich ein Ledersäckchen aus den Falten meiner Tunika und ließ es verächtlich in den Brunnen fallen.

Der feurige Blick maß mich von Kopf bis Fuß.

«Aber ja, jetzt erkenne ich dich wieder. Nur ein Templer konnte so dreist und unverschämt sein. Paris: eine Schenke in Montmartre. Du hast ein sehr wertvolles Kruzifix verspielt, das du deinen Brüdern gestohlen hattest. Und ich habe es gewonnen, erinnerst du dich?»

Ich blieb gleichmütig, während er mir ein gelbes, sarkastisches Lächeln schenkte.

«Ich muß mir überlegen, wie ich dich bestrafen kann.»

«Denk dir ruhig eine Strafe aus, aber laß dir gesagt sein, daß ich keine Angst habe.»

«Endgültige Strafen können zwar gerecht sein, aber sie machen keinen Spaß. Und weißt du, warum? Sie bringen einen um das Vergnügen, den Verurteilten bei seinen vergeblichen Rettungsversuchen zu beobachten. Geh jetzt.»

Ich mischte mich wieder unter meine Brüder, die mittlerweile den Brunnen mit einem eisernen Deckel verschlossen hatten und sich mit ihren Fackeln im Kreuzgang drängten.

In der nun folgenden Stille ertönten düster die Worte des schwarzen Mönchs.

«Der Pakt wird respektiert werden, und wer gegeben hat, wird bekommen. Einstweilen möge sich euer Schicksal erfüllen.»

Kaum hatte er die Worte ausgesprochen, verschwand er in die dunkle Nacht, während sich auf wundersame Weise Himmel und Erde wieder beruhigten. Thaddäus erinnerte uns an das, was wir noch zu tun hatten.

Wir schickten die Novizen fort, das heißt, wir mußten sie aus ihrem Konvent verjagen. Wir weckten die Bauern und Handwerker und forderten sie auf, das Kloster zu verlassen, obwohl keiner weggehen wollte. Schließlich entließen wir die Schildknappen, die einfachen Mönche und die Bediensteten.

Den Rest der Nacht verbrachten wir im Chor, auf Knien in Gebet und Meditation versunken, während ein junger Kaplan - der letzte, der geblieben war - am Eingang der Kirche Wache hielt.

Im Morgengrauen, als sich das Licht des 13. April ankündigte, kam der Kaplan herein und gab das verabredete Zeichen. Dann bekreuzigte er sich und verschwand irgendwo zwischen den Altären.

Kurz darauf schrie draußen eine laute Stimme: «Verfluchte Schwertbrüder, kommt raus! Wir wollen nicht die Kirche entweihen!»

Wir gingen hinaus und traten vor das Portal.

In einiger Entfernung hatten sich in doppelter Reihe mehr als hundert Mann zu Pferde aufgestellt. Über ihren Rüstungen trugen sie weiße Umhänge, auf denen das gedrungene Kreuz des Deutschen Ordens ins Auge fiel.

Hinter ihnen verfolgten etwa fünfzig Mönche - Spitalbrüder, die zum Orden gehörten, aber nicht kämpften - stumm und eingeschüchtert das Geschehen.

Der feindliche Anführer, ein Bannerträger, betrachtete uns mit einem geringschätzigen Lächeln, das aber eine gewisse

Verwunderung nicht verbergen konnte. Wir trugen keine Abzeichen, waren zu Fuß und unbewaffnet; sie waren viermal so viele, beritten und bis an die Zähne bewaffnet. Vielleicht war es ein Schwindel, eine Falle.

Ich flüsterte Thaddäus ins Ohr: «Warum kämpfen wir nicht gegen sie?»

Ein kaum wahrnehmbares Kopfschütteln war die Antwort.

Der Bannerträger besah sich die Kirchenfassade.

«Eine schöne Kirche, aber sie gehört euch nicht.»

«Wir haben sie gekauft», erwiderte Thaddäus hochmütig.

Der feindliche Ritter lachte. «Und mit welchem Geld?»

«Mit unserem eigenen.»

«Lügner, Ketzer, Diebe!» schrie der Bannerträger und brachte damit etwas Bewegung in seine Truppe. Dann änderte er ganz plötzlich seinen Tonfall: «Warum tragt ihr keine Waffen? Früher einmal haben die Schwertbrüder ihre Haut teuer verkauft, so heißt es wenigstens. Ich kann mir denken, daß ihr einen Prozeß erwartet.» Er schüttelte den Kopf, und sein Blick verfinsterte sich. «Die Zeiten der Prozesse sind vorbei. Wir sind hergekommen, um die unanfechtbare Strafe zu vollziehen, die Exkommunizierten und Verrätern gebührt.»

«Wir erkennen eure Autorität nicht an.»

«Wir wollen euer Leben und euren Besitz.» Ohne sich umzudrehen, zeigte er mit dem Daumen auf die Mönche hinter ihm. «Das werden die neuen Herren von Kloster Hirschau sein. Unsere Spitalbrüder sind nicht nur brave, gottesfürchtige Mönche, sondern auch erfahrene Ärzte und Krankenpfleger. Hier wird ein bedeutendes Krankenasyl entstehen. Ich hoffe, daß die livländischen Brüder, obwohl sie Verräter und Gotteslästerer sind, die von unserem heiligen Orden veranlaßten barmherzigen Werke zu schätzen wissen.»

«Ja, solange eure Werke dem Willen Gottes entspringen und

nicht der Rache und der Habgier», war die Antwort von Thaddäus.

«Du bist ein feiger Schwätzer, Prior, und ich will mir das Vergnügen machen, dich mit meinem Schwert zur Hölle zu schicken.»

«Du bist derjenige, der zuviel spricht. Wenn das dein Ratschluß ist, so führe ihn aus.»

Noch einmal konnte der Bannerträger den Zorn beherrschen, der ihn innerlich verzehrte und der sich in der Unruhe seines Pferdes äußerte.

«Einen Moment noch. Erst will ich euren Schatz.»

«Hier gibt es keinen Schatz.»

«Wie denn, Thaddäus von Kurland, willst du mir weismachen, du hättest das Armutsgelübde wiederentdeckt?»

«Wir haben keine Schätze.»

«Das werden wir ja sehen», sagte der Bannerträger und blickte sich nach seinen Rittern um, die vor Angriffslust förmlich bebten. Thaddäus hob eine Hand.

«Was zum Teufel willst du?» brüllte der Anführer.

«Ich bitte dich nur für mich und meine Brüder um ein würdiges Begräbnis.»

Der andere zog ein unschlüssiges Gesicht.

«Ein Kloster wie dieses wird doch einen Friedhof haben.»

«Der ist klein, dort gibt es keinen Platz mehr.»

«Kurzum, was verlangst du?»

«Unter der Kirche befinden sich in einer großen Krypta leere Grabnischen. Sie werden für Ritter unseres Ranges angemessen sein.»

«Was heißt hier Rang?»

«Wenn es anders gekommen wäre, dann würden wir jetzt gemeinsam gegen Polen und Russen kämpfen», versuchte

Thaddäus, den andern milde zu stimmen.

«Na gut. Die Mönche werden das übernehmen.» Ein letzter Verdacht fuhr ihm durch den Kopf. «Sind hier alle versammelt? Nur dreißig Mann?»

«In den Häusern dort verstecken sich noch mehr Menschen. Aber das sind Bauern, und ich hoffe, ihr werdet sie verschonen.»

«Genug jetzt!» rief der Bannerträger und ließ das Visier herunter. Er riß das Schwert aus der Scheide und gab seinen Leuten das ungeduldig erwartete Signal. «Tod den Ketzern!»

Das Massaker fand vor der Kirche statt, innerhalb weniger Minuten und ohne viel Lärm. Nur die Verwünschungen der blutgierigen und besudelten Schlächter waren zu hören. Bevor das Schwert eines Riesen mir die Brust durchbohrte, sah ich, wie Thaddäus von einem Axthieb in den Nacken getötet wurde. Der Bannerträger selbst hatte ihm den Hieb versetzt.

Ein paar Stunden blieben wir liegen, wo uns der Tod ereilt hatte. Nachdem die Ritter vergeblich nach dem Schatz gesucht hatten, brachen sie am Nachmittag wieder auf. Sie waren berauscht von Blut und Wein, aber keineswegs in guter Stimmung. Dem Zorn, der sie umtrieb, hatten sie nicht Luft machen können, da es in Wirklichkeit zu keinem richtigen Kampf gekommen war.

Die Mönche der Spitalbrüderschaft waren geblieben. Unter Führung ihres Priors - ein gewisser Pater Wolfgang - trugen sie unsere Leichen zusammen und brachten sie in die Krypta. Wir wurden gewaschen, und man legte uns saubere Gewänder an. Sie vergaßen auch nicht, jedem von uns sein Schwert auf die reglose Brust zu legen. Sie schoben uns in die Grabnischen, die nicht sehr tief, aber breit genug waren, um die ausgestreckten Körper aufzunehmen. Auch an Blumen und wohlriechenden Essenzen wurde nicht gespart. Nachdem sie noch ein feierliches *De profundis* gesungen hatten, verließen sie uns schließlich.

An dieser Stelle ist vielleicht eine Digression angebracht, was

nicht heißtt, daß ich etwa um die Sache herumreden will. Manch einer wird sich fragen, wie ich weiterhin schreiben kann, obwohl ich doch tot bin. Sich das sogenannte Jenseits vorzustellen, ist eine müßige Sache, aber auch die Objektivität, wie die Lebenden sie sich denken, gibt es nicht. Abgesehen also von der Tatsache, daß es nicht an Zeit fehlt, da die schlimmste aller primitiven Notwendigkeiten, die Arbeit, ein für alle Mal ihr Recht verloren hat, bitte ich, mir zu glauben, daß dort die idealen Bedingungen für die Tätigkeit des Schreibens herrschen. Indirekt zeigt das auch das Schicksal von Männern der Feder: wo immer sie sich in der jenseitigen Welt befinden (die manichäische Zweiteilung Hölle / Paradies wollen wir hier beiseite lassen), fahren sie fort zu schreiben. Ich meine damit, daß ihre Schriften sich immerfort wandeln, entsprechend den Erlebnissen und Stimmungen der Leser im Säkulum. Das aber würde nicht geschehen, so scheint mir, wenn jene Schriften unveränderlich wären, *objektiv*, und deshalb ein immer gleiches und eindeutiges Ergebnis lieferten. Was mich betrifft, so gestehe ich, wenn der Herr mich nicht zu seinem Soldaten und Mönch berufen hätte, so wäre ich wahrscheinlich den verlockenden Zauberkräften der Schreibkunst erlegen. Aber da diese Ambitionen oft trügerisch sind, überlasse ich sie anderen und begnüge mich damit, mich in meinen Mußestunden demütig als Chronist und Kopist zu betätigen.

Im Kloster am kleinen Berg ging das Leben seinen gewohnten Gang weiter, als ob sich nichts geändert hätte. Die Bauern nahmen die neuen Herren ohne Murren hin. Ihre Lage änderte sich freilich nicht. Tag für Tag mußten sie vom ersten bis zum letzten Lichtstrahl arbeiten.

Die Mönche machten sich mit großem Eifer ans Werk. Offensichtlich glaubten sie an ihre Mission. Sie erweiterten die Räume der Krankenstation und richteten eine Quarantänestation und einen Chirurgiesaal ein. Außerdem legten sie in einem Teil des Gemüsegartens ein Beet mit Heilpflanzen an, um ihren

Kräutervorrat zu ergänzen. Angefangen bei ihrem Prior Pater Wolfgang, einem Sachsen, waren fast alle noch jung.

Wir Toten lagen aufgebahrt in unseren Grabnischen. Die Mönche, die ab und zu in die Krypta herunterkamen, um uns Blumen zu bringen, stellten fest, daß die Wunden, die wir erlitten hatten, sich wieder schlossen und daß unsere Körper keine Spuren von Verwesung zeigten. So wurden wir Gegenstand medizinischen Interesses und am Rande auch religiöser Verehrung.

Am 16. März 1314 - knapp ein Jahr nach unserem Tod - erwachten wir wieder.

Mitten in der Nacht stiegen die Schwertbrüder aus ihren Nischen und zählten beim Schein der Kerze, die in der Krypta flackerte, ihre Häupter.

Zweiunddreißig statt dreiunddreißig: einer fehlte.

Ich fehlte.

Ich hörte das Geflüster meiner Brüder, aber ich konnte nicht einmal atmen. Thaddäus kam zu mir, bat mich aufzustehen, befahl es mir und rüttelte mich. Meine Augen ließen sich nicht öffnen, aber mit ungeheurer Anstrengung gelang es mir, den Kopf verneinend zu bewegen.

Thaddäus ließ von mir ab und ging mit den anderen weg. Die Toten besitzen die Fähigkeit, das Tun der Lebenden zu beobachten, ohne daß diese etwas merken, und so konnte ich wenigstens verfolgen, was geschah.

Die Ritter durchquerten die Kirche und drangen in das Dormitorium ein, wo die Mönche nachts ruhten. Sie wurden im Schlaf niedergemetzelt, kein Schrei oder Klagenton war zu hören. Sie starben - dieser Eindruck ist mir ganz gegenwärtig - wie Lämmer auf dem Opfertisch. Ein Opfer, um das Schicksal des Schwertbrüderordens günstig zu beeinflussen.

In der Nacht noch schafften meine Brüder die Leichen fort.

Sie legten sie nicht in die Krypta, sondern pferchten sie auf dem Friedhof zusammen. Während die Mehrzahl diese undankbare Aufgabe erledigte, ging Thaddäus mit ein paar anderen zum Kreuzgang und öffnete den Brunnen. Der Schatzmeister ließ sich rittlings auf einem Eimer sitzend hinab und suchte den Grund ab. Das Wasser stand kaum mehr als fußhoch; so konnte er leicht feststellen, daß der in die Säckchen verpackte Schatz spurlos verschwunden war. Als der Schatzmeister das Signal gab, um wieder hinaufgezogen zu werden, dröhnte ein schreckliches Lachen durch das ganze Kloster.

Die zweiunddreißig Ritter zogen die Kutten der Spitalbrüder an, und Thaddäus übernahm die Rolle von Pater Wolfgang. Im Grunde gab es nun, sofern nicht tief in ihren Herzen und ihren Gedanken etwas zurückblieb, keine Schwertbrüder mehr.

Während am nächsten Morgen die Bauern so taten, als hätten sie von dem neuerlichen Wechsel nichts bemerkt, stimmten meine Brüder ein herrliches *Te deum* an.

Ich *wußte*, daß just in diesem Augenblick mein Großmeister Jakob von Molay in Paris erhobenen Hauptes den Scheiterhaufen für Ketzer bestieg.

Für unbestimmte Zeit blieb ich tot in der Grabnische des Klosters liegen. Meine Brüder und ihre Nachfolger vergaßen mich. Nicht aber der schwarze Mönch. Eines Tages kam er in die Krypta und weckte mich.

«Ich sagte dir ja, daß ich dich nicht für die Ewigkeit bestrafen würde.»

«Wie lange hat mein Tod gedauert?»

Er zeigte sein häßliches Lächeln. «Nicht lang. Das wirst du selbst sehen, wenn du hier herauskommst.»

«Du läßt mich gehen, weil du glaubst, ich könnte dir nützlich sein.»

«So ist es. Du sollst dein Geschick als Dieb in meinen Dienst

stellen.»

«Da würde ich mich nicht darauf verlassen, wenn ich an deiner Stelle wäre.»

«Wirst du es wagen, mich nochmals zu bestehlen?»

«Durchaus möglich.»

«Diebisch und dreist», sagte er, und die Worte gingen in seinem heiseren Lachen unter. «Na, wir werden sehen. Ich liebe solche Herausforderungen.»

«Ich auch. Wann spielen wir die nächste Partie Tarot?»

«So wie damals in Paris? Weißt du, daß du beinahe gewonnen hättest? Aber du hast verloren!» Ein spöttisches Grinsen. Die roten Augen loderten. «Wir werden wieder spielen. Wenn ich Zeit und Lust habe und wenn du einen Einsatz bringst.»

«Und wenn ich gewinne?»

«Das schlag dir aus dem Kopf. Das ist eine Möglichkeit, die nicht existiert.»

«Ja, aber wenn ich doch gewinne?»

Er sah mich lange und durchdringend an.

«Dein Pech. Du wärst frei, aber es würde dir nichts nützen. Wenn du einmal den Sieg gekostet hast, wirst du immer weiterspielen wollen, um wieder zu gewinnen. Um mehr zu gewinnen, immer mehr. Und du wirst wieder verlieren und dann wieder stehlen müssen. So geht es ohne Ende. Es ist eine Qual, die ich nur zu gut kenne. Je mehr Gold ich zusammenraffen kann, desto mehr will ich haben.»

Damit verschwand er. Der Schwefelgestank in meiner Nase aber bewies mir, daß ich unter die Lebenden zurückgekehrt war.

Dies geschah im Jahre 1865.

Mitten auf der Seite brach das Manuskript ab.

Giacomo hatte rote Augen, aber in seinem Kopf, der zu

Beginn des Lesens in Verwirrung geraten war, herrschte nun eine klare und heitere Ruhe.

Er fand es natürlich, geradezu logisch, was er erfahren hatte, und war zutiefst dankbar für das Privileg, das ihm gewährt worden war. Er fühlte sich jetzt um so enger mit Helmut verbunden, mit jeder Faser seines Wesens, wie zwei verruchte Komplizen.

Er hob den Blick zum Fenster; draußen war es noch dunkel. Aber hinter den Scheiben sah er Gesichter entstehen, die allmählich deutliche Züge annahmen: seine Mutter, Anna, Betty.

Nach wenigen Sekunden lösten sich die Erscheinungen auf.

Eine Halluzination? Ein Vorbote des Schlafs?

In diesem Moment fiel Giacomo auf, daß er nicht allein war. Jemand saß in einem der Sessel, die in einer Ecke der Bibliothek zusammengestellt waren. Ein Schatten in der beginnenden Dämmerung.

Es war eine alte Dame, die ein langes und altmodisches, schwarzes Kleid trug. Eine zierliche Gestalt mit weißen Haaren, die ein noch immer wunderschönes Gesicht einrahmten.

Sie sahen sich lange an. Giacomo erwartete, daß auch sie sich auflösen würde. Statt dessen aber begann die Frau zu sprechen.

«Ich bin Baronin Paula von Seite», sagte sie mit sanfter, doch fester Stimme. «Haben Sie das Manuskript gelesen?»

Giacomo nickte.

«Lesen Sie weiter. Blättern Sie um.»

Giacomo blätterte die Seite um und sah, daß der Text weiterging. Aber es war nicht mehr Helmuts Schrift, und auch die benutzte Schreibflüssigkeit hatte sich geändert. Statt sepia war es nun blaue Tinte.

«Wer hat diesen Teil geschrieben? Sie, Baronin?»

«Ja. Das Manuskript schien verloren. Ich habe es in einem alten Archiv meines Mannes gefunden, nachdem ich

beschlossen hatte, die Stiftung, die seinen Namen trägt, zu gründen.»

Giacomo rieb sich die Augen und machte sich wieder an die Lektüre.

XV

Im Jahre 1865 stellte mein Mann, Baron Rudolf von Seite, Helmut Weise als persönlichen Sekretär und Verwalter ein. Er war ungefähr vierzig Jahre alt und fiel durch die Eleganz seiner Manieren und seiner Kleidung auf. Vielleicht aus diesem Grund, vielleicht aber auch aufgrund seiner lebhaften Intelligenz gelang es ihm rasch, sich unsere Achtung und unser Vertrauen zu erwerben.

Auch Pater Otto, ein rastlos tätiger Mönch von etwa fünfzig Jahren, der geistige und moralische Beistand meines Mannes, hatte Helmut liebgewonnen - man kann sagen, auf den ersten Blick.

Zwischen Pater Otto von Königsberg und dem Baron bestanden auch andere Beziehungen. Mein Mann, ein Verleger von seltenen und kostbaren Werken, ließ seine Bücher im Kloster Hirschau drucken, dessen Prior Pater Otto war.

Das alte Kloster hatte im Laufe der Zeit viele Veränderungen erlebt. Der Teil, den früher die Werkstätten der Handwerker eingenommen hatten, war nun eine Druckerei - im Besitz des Barons -, mit allem Notwendigen ausgerüstet und in der ganzen Umgebung bekannt. Die Krypta unter der Kirche diente als Abstellkammer und Bücherlager. Die Mönche selbst, ungefähr dreißig an der Zahl, die sich früher Spitalbrüder genannt hatten, waren allesamt Drucker und Setzer.

Mein Mann hatte einen sanften und friedliebenden Charakter. Seine Zeit und sein Leben widmete er einem großen Ideal: dem Ideal, das die Kultur, vor allem die deutsche Kultur, als Führer sah auf dem Weg zum Sieg der edelsten menschlichen Werte über die Stumpfheit und die

Barbarei, welche jene vermeintlich hochzivilisierten Nationen befallen hatten, die in dieser Zeit entstanden oder sich konsolidierten. Über dieses für ihn lebenswichtige Thema führte er lange Gespräche mit Pater Otto, der im wesentlichen seine Meinung teilte, aber nie die Schlußbemerkung unterließ, daß die Kultur ohne die Eingebung und somit ohne den Vorrang des Glaubens nicht viel wert sei. Rudolf war zwar Agnostiker, dennoch sehr empfänglich für geistliche Beeinflussungen. Daher konnten die wenigen, aber hartnäckig vorgetragenen Ideen von Pater Otto in gewisser Weise eine Bresche schlagen, leider.

Ich sage leider angesichts der Ereignisse, die dann rasch aufeinander folgten.

Helmut erwies sich als kluger Verwalter. In kurzer Zeit brachte er die Buchführung in Ordnung und stellte eine Bilanz der Gewinne und Verluste auf (für meinen Mann und mich ein unmögliches Unterfangen). Als es jedoch soweit war, daß er sich über die finanzielle Lage unterrichten lassen sollte, zog Rudolf sich mit einer Entschuldigung in seine persönlichen Räume zurück, die im ersten Stock der Villa lagen, so daß Helmut die Zahlen nur mir und Pater Otto vorlegen konnte.

Beunruhigende Zahlen. Der Verlag machte Verluste; dazu kamen die irrsinnigen Ausgaben, mit denen der Baron durch den Kauf von seltenen und äußerst kostspieligen Büchern und Manuskripten seiner Bibliophilie frönte - ganz zu schweigen vom Unterhalt der Villa und ihrem Heer von Bediensteten.

Unser Reichtum drohte, auf beängstigende Weise, sich in ein Trugbild zu verwandeln. Helmut beendete die Darlegung seiner Zahlen mit den Worten, man müsse dringend alle verfügbaren Mittel zusammenziehen und diese in ein neues, einträgliches Geschäft investieren. Aber in welches?

Während ich erschrocken und verwirrt war, reagierte Pater

Otto freudig erregt, als ob sich ihm endlich eine Gelegenheit böte, auf die er nur gewartet habe und die er sich nicht entgehen lassen wolle. Er lief fieberhaft in meinem Salon auf und ab und sagte, Grundbesitz als Form der Geldanlage sei ohnehin im Niedergang begriffen, das Kind des Grundbesitzes aber, das Kapital, könne eine ideale Braut in der Industrie finden. Eine vollkommene und von Gott gesegnete Verbindung. Zum Abschluß seiner Betrachtungen verkündete er, im entschiedenen Ton eines Familienoberhauptes, man möge es ihm überlassen, den Baron zu überzeugen.

Helmut gelang es, noch vor dem Mönch von meinem Mann empfangen zu werden. Rudolf hörte ihm zerstreut zu; sein Interesse regte sich erst bei der Metapher vom Kapital als Kind des Grundbesitzes. Mit einer ausholenden Geste zeigte er auf die Bücher, mit denen die Bibliothek vollgestopft war, und vertraute Helmut an, daß diese Bücher ihn geboren, ihn hervorgebracht hätten und daß er die Verkörperung der deutschen Idee sei.

Handelte es sich um ein Delirium, um ein Anzeichen für die geistige Labilität meines Mannes?

Pater Otto zögerte nicht, mit festem Griff die Zügel in die Hand zu nehmen.

Die Maschinen der Druckerei wurden verkauft, und am Stadtrand von Stuttgart entstand eine Fabrikhalle, die zur Herstellung von Waffen eingerichtet wurde. Die Waffenfabrik von Seite war eine Investition, aus der man enormen Profit ziehen konnte.

Helmut fiel auf, daß diese finanziellen Transaktionen einiges an Geldmitteln freigesetzt hatten. Pater Otto wies ihn an, niemandem etwas darüber zu sagen und für das Geld die entsprechende Menge Gold zu kaufen. Der Verwalter führte die Anordnungen aus und versteckte das in zwei Säckchen

verpackte Gold in seinem Zimmer.

Nun legte sich der Staub allmählich wieder, den Pater Otto aufgewirbelt hatte, und ließ das Gewebe einer feingesponnenen Intrige erkennen.

Die Geschichte von Kloster Hirschau, dem Kloster am kleinen Berg, besagt, daß hier die letzten Ritter des Schwertbrüderordens ihre Bleibe hatten, die letzten der *fratres militiae Christi*, die es nicht hatten dulden wollen, Livlandritter zu werden und damit vom Deutschen Orden abhängig zu sein. Seit er Novize war, träumte Pater Otto davon, den ruhmreichen Schwertbrüderorden wiederzubeleben, notfalls im Verborgenen. Insgeheim hatte er sich diesem Orden geweiht, auch wenn er die bescheidene Kutte der Spitalbrüder trug.

Er wurde dann Prior und glaubte, dadurch sei er der Verwirklichung seines Traumes einen wichtigen Schritt nähergekommen. Der entscheidende Schritt jedoch war die Ernennung eines Oberhauptes, eines Großmeisters des Ordens (das war nicht einmal dem legendären Prior Thaddäus von Kurland gelungen). Die Wahl von Pater Otto war einfach: der Baron von Seite wurde dazu bestimmt.

Mein Mann, der einem starken Willen nur mit Passivität begegnete, ließ sich überreden, das Amt anzunehmen. Warum auch nicht? Letztlich entsprangen die Ideale der Schwertbrüder dem ewigen Schoß des deutschen Geistes.

Mit einer gewissen Feierlichkeit und großer Befriedigung teilte Pater Otto mir und Helmut die Entscheidung des Barons mit. Ich faßte das Ganze als die Entgegennahme einer ehrenden Auszeichnung auf, während Helmut kein Wort dazu sagte, aber blaß wurde und sich setzen mußte, um nicht auf dem Teppich des Salons zusammenzubrechen.

Als wir allein waren, erholte sich Helmut wieder und sein Unwohlsein verwandelte sich in heftige Aufregung. Er

beschwor mich, ihn anzuhören, und sagte, mein Mann sei das nichtsahnende Opfer eines schändlichen Abkommens und mein Leben sei in Gefahr.

Ich beruhigte ihn und bat ihn um eine Erklärung.

Helmut sagte, daß der Erwählte, der zur Führung des Ordens bestimmt sei, grundlegende Voraussetzungen erfüllen müsse, die von Orden zu Orden verschieden seien. Für die Schwertbrüder nannte er zwei: der Erwählte müsse Gold herbeischaffen, und jede Frau, die ihn liebe, müsse geopfert werden.

Beim Gedanken an meinen Mann mußte ich beinahe lachen. Rudolf wäre niemals imstande gewesen, mich zu töten. Das räumte Helmut auch ein, aber er gab zurück, daß jemand anderes dafür sorgen würde und daß ich mich vor dem Prior von Hirschau in acht nehmen müsse.

Ich hörte immer ungläubiger zu. Pater Otto war für mich ein gottesfürchtiger Mann.

Helmut wiederholte, ich solle mißtrauisch sein. Er sah mich zärtlich an und war so kühn, meine Hand mit seinen beiden Händen zu fassen. Dann verriet er mir, daß die Investitur unmittelbar bevorstehe und bis zu diesem Augenblick mein Leben in Gefahr sei.

Nun bekam ich doch Angst. Wie konnte ich mich retten? Ich mußte mich auf Helmut verlassen. Er würde sich etwas ausdenken.

Es war Mitte Oktober im Jahre 1866. Zu dieser Zeit begann der reißende Strudel von Ereignissen.

Wenige Tage später ging ein Unwetter über Stuttgart nieder, das mit seiner anhaltenden Wasserflut an ein biblisches Strafgericht gemahnte. Die Blitze schienen sich geradezu auf die Villa zu stürzen.

Helmut war von großer Unruhe erfaßt. Er fuhr zum

Kloster, kam aber eilig wieder zurück. Kaum war er aus der Kutsche gestiegen, kam er zu mir geeilt und forderte mich auf, ihm zu folgen. Im strömenden Regen und unter zuckenden Blitzen liefen wir in den Park. Unter einer Zypresse blieben wir stehen. Wie zuvor verabredet, legte ich mich hier ins Gras. Helmut lief zur Villa und kam mit ein paar Bediensteten zurück. Ich lag leblos da. Man brachte mich in mein Bett.

Rudolf erschien in Begleitung von Helmut bei mir. Er sagte kein Wort und weinte nicht, sondern zog sich in die Bibliothek zurück, zu seinen Büchern.

Als Pater Otto eintraf, hatte man mich schon in einem offenen Sarg aufgebahrt. Er zeigte sich betrübt und wollte die Ursache meines Todes wissen. Helmut sagte, daß ein Blitz mich zwar nicht direkt getroffen, wohl aber mein Herz zum Stillstand gebracht habe. Er sprach einen raschen Segen und entfernte sich wieder, nachdem er Helmut vielsagend zugenickt hatte.

In einer langen Kutte, die Kapuze tief über den Kopf gezogen, war ich bei der Zeremonie zugegen, die am nächsten Tag stattfand.

Das Unwetter dauerte noch an. Die Kutsche hielt neben der Kirche, vor den Räumen der Druckerei. Helmut und der Baron stiegen aus. Mein Mann trat in die Druckerei, und als er sie so leer und verlassen liegen sah, schüttelte er den Kopf, ohne sich Mühe zu geben, seinen Schmerz zu verbergen.

Am Eingang der Kirche wartete Pater Otto, der zur Feier des Tages die schwarze Tunika trug und den weißen Umhang mit dem Emblem des Schwertbrüderordens. Mein Mann ging gedankenverloren durch die Kirche, ohne niederzuknien oder sich zu bekreuzigen.

Die Einkleidung erfolgte in der Wohnung des Priors. Rudolf kam im goldgesäumten Umhang des Großmeisters

heraus. Sein dünner Bart, der Kinn und Wangen bedeckte, schien ergraut. Gefolgt vom Prior und von Helmut stieg er die gewundenen Stufen hinab, die zur Krypta führten.

Dort unten bot sich eine gespenstische Szene.

An zwei Wänden reihten sich endlose Bücherstapel aneinander. Die dritte Wand bestand aus den rechteckigen Augenhöhlen der leeren Grabnischen. Vor der vierten Wand stand ein schmuckloser Altar, auf dem ein riesiges Schwert mit einem Kreuz darüber ins Auge fiel.

Ringsherum waren Fackeln an den Wänden angebracht, unter denen die Mönche Aufstellung bezogen hatten. Auch sie waren wie die früheren Ordensritter gekleidet. Und es schien, als ob sich in ihren Schatten die Umrisse von noch einmal so vielen Rittern verbargen.

Während Helmut etwas abseits stehenblieb, traten mein Mann und Pater Otto zum Altar, auf dem ein wertvolles, mittelalterliches Schwert funkelte.

Eine heisere Stimme hallte durch das Gewölbe der Krypta und befahl, noch zu warten.

Im nächsten Moment erschien, mit dem Rücken zum Altar, eine große Gestalt. Sie war in einen schwarzen Umhang gehüllt. Das Gesicht war nicht zu erkennen, da eine weite Kapuze darüber hing. Ein penetranter Geruch nach Schwefel erfüllte die Krypta.

Pater Otto stammelte eine Art Gruß. Der schwarze Mönch wies mit dem Zeigefinger auf meinen Mann, der ihn fassungslos ansah, und verhöhnte ihn mit der Frage, ob er ein Mensch oder eine Marionette sei. Dann verwandelte sich sein Spott in Zorn auf Pater Otto. Wie konnte der Erwählte zum Großmeister geweiht werden, solange seine Frau noch am Leben war?

Pater Otto suchte Helmut's Blick. Dieser trat vor und bestätigte mit fester Stimme, daß ich noch lebe. Der schwarze

Mönch wandte sich mit einem wutverzerrten Lächeln an Helmut, nannte ihn einen dreisten Dieb und sagte, daß er ihn schon gesucht habe. Im Brunnen des Kreuzgangs sei nicht ein einziger Krümel Gold gewesen. Ob Helmut etwas davon wisse?

Pater Otto wollte sich rechtfertigen und sagte, er habe Helmut damit beauftragt, die Säckchen im Brunnen zu versenken. Der schwarze Mönch würdigte ihn keines Blickes und antwortete, er solle den Dieb sprechen lassen.

Helmut suchte keinerlei Ausflüchte, sondern erklärte einfach, er habe das Geld verspielt. Der schwarze Mönch schüttelte den Kopf und konnte sich ein Lachen nicht verbeißen. In gewisser Weise amüsierten ihn Helmuts Mut und Unverfrorenheit.

Die beiden lieferten sich ein seltsames Wortgefecht. Helmut fragte, was für eine Strafe er zu erwarten habe, und der andere erwiderte, es fiele ihm schwer, eine passende Bestrafung zu finden. Ob ihm vielleicht die Phantasie ausginge, spottete Helmut. Der schwarze Mönch antwortete, er wolle erst seine Aufgabe bei dieser Zeremonie zu Ende bringen. Es war aber klar, daß er darauf brannte, sich zu rächen.

Helmut lief zu meinem Mann und versuchte, ihn aus der Erstarrung aufzurütteln, hinter der er sich verschanzt hatte. Er beschwore ihn, zu fliehen und zu seinen Büchern zurückzukehren.

Mein Mann gab kalt zur Antwort, daß auch die Bücher in der Krypta seine Bücher waren.

Die Ereignisse folgten immer rascher aufeinander, und mehr als an die Worte erinnere ich mich an den Ablauf dieser unglaublichen Geschehnisse.

Pater Otto schritt zum Altar, nahm das Kissen, auf dem das Schwert lag und näherte sich Rudolf. Helmut wollte dem

Baron zu Hilfe eilen, aber zwei Mönche hielten ihn fest.

Rudolf zögerte; dann, wie hypnotisiert vom Blitzen des Schwertes, streckte er eine Hand danach aus und hob es hoch.

Sofort fing das Schwert an zu brennen. Der schwarze Mönch bemerkte spitz und selbstzufrieden, dadurch sei bewiesen, was er vorausgesagt habe, daß nämlich der Baron nicht der Erwählte sei.

Mittlerweile hatten die Flammen meinen Mann ergriffen und verzehrten ihn, als sei er ein Stück Papier. Der schwarze Mönch wunderte sich: war Baron von Seite nur aus Papier gewesen?

In der Tat waren ein paar umherwehende Fetzen Papier alles, was nach wenigen Augenblicken von Rudolf übrig blieb. Aber das Schwert, das zu Boden gefallen war, brannte weiter. Das Feuer schlängelte sich eilig in alle vier Richtungen und bildete ein Kreuz, dessen Arme sich rasch verlängerten.

Die Flammen entzündeten die Bücher und die Wände der Krypta. Die Mönche folgten ihrem Prior, aber anstatt zu fliehen, legten sie sich in die Grabnischen.

Helmut war unbeweglich stehengeblieben. Der schwarze Mönch rief ihn. Ein Feuerschleier hatte sich erhoben und trennte die zwei voneinander.

Ich glaube, ich sollte die Worte, die sie wechselten, hier wiedergeben.

«Ich will versuchen, dich an deinem wunden Punkt zu treffen», sagte der schwarze Mönch süßlich. «Du bist ein Dieb, aber du bist noch immer ein Tempelritter, und unter den Gelübden deiner Ordensregel verpflichtet dich eines: mit deiner ganzen Person für das Überleben des Ordens zu kämpfen.»

«Des größten aller Orden und aller Zeiten.» In Helmut's

stolzen Worten lag Fanatismus.

«Das kann ich dir bestätigen.» Es entstand eine Pause. Der rötliche Blick des schwarzen Mönchs wurde immer eindringlicher. «Du kennst die Zahlen. Die letzte steht für ein Treffen, bei dem du nicht fehlen darfst.»

«Sowenig wie du.»

«Ja, aber mein Preis wird so hoch sein wie nie zuvor. Ich will den Schatz des dritten Tempels. Den Schatz, den Ignazio di Colleferro selbst vor mir verstecken konnte. Weißt du, wo er liegt?»

«Nein.»

«Dann such ihn. Du hast mehr als hundert Jahre Zeit, um ihn zu finden.» Er wich allmählich zurück, ohne sich um die Flammen zu kümmern, die ihn umzüngelten. Von weitem rief er lachend: «An jenem Tag wirst du mich nicht mehr bestehlen.»

Die Krypta sah aus wie ein riesiges Kohlebecken. Das Gebälk, das die Kirche trug, begann zu bersten.

In der Villa traf ich Helmut, der seine wenigen Habseligkeiten in eine Reisetasche packte. Er händigte mir die beiden Säckchen aus, die das Gold enthielten. Er sagte, es gehöre mir, und er hoffe, ich werde guten Gebrauch davon machen.

Weshalb hatte er sein Leben aufs Spiel gesetzt? Er antwortete, daß er, was er getan habe, auch für sich selbst getan habe: der wahre deutsche Geist solle Bücher produzieren, keine Waffen.

Wir sahen hinaus. Der Regen hatte aufgehört, und der Park glänzte frisch in seinen Herbstfarben.

Er küßte meine Hand und verließ die Villa.

Was empfand ich für ihn? Liebe? Zuneigung? Ich weiß es nicht.

Den Tod meines Mannes habe ich nicht betrauert. Für mich hatte er nie wirklich existiert.

Die Waffenfabrik wurde nicht in Betrieb genommen. An ihrer Stelle ließ ich eine neue Druckerei einrichten. Eine Entscheidung, die mir besonders tröstlich war, als 1914 in Europa der Krieg ausbrach.

Giacomo wachte auf, als ihn jemand am Arm berührte. Automatisch schaute er zur Baronin in die Ecke der Bibliothek hinüber. Sie war nicht mehr da, und auch das Manuskript lag nicht mehr auf dem Schreibtisch. Die Sonnenstrahlen und das Licht der Schreibtischlampe, die immer noch brannte, blendeten ihn zuerst. Schließlich konnte er Helmut's lächelndes Gesicht erkennen.

Giacomo erwiderte sein Lächeln und stand auf. Die beiden Freunde sahen sich an, und in einer Umarmung unterdrückten sie die Gefühlswallung, die sie beide überkommen hatte.

Von Kloster Hirschau waren nur ein paar Ruinen übriggeblieben, die aus Gras und dichtem Gestrüpp aufragten. Die Spuren des Brandes waren noch sichtbar. Helmut und Giacomo betrachteten schweigend die tragischen Überreste, dann gingen sie zum kleinen Berg.

Auf dem Gipfel des Hügels blieb Helmut stehen und zeigte Giacomo das Zahlendreieck, das von der Hand des schwarzen Mönchs stammte und das die Jahrhunderte überdauert hatte. Sie setzten sich, um es aus der Nähe anzusehen.

«Weißt du nun, was es bedeutet?» fragte Giacomo.

Helmut nickte. «In den Zahlen der Schwertbrüder verbergen sich die Zahlen der Templer.»

Giacomo folgte seinen Erklärungen eher aufmerksam als erstaunt. Alles beruhte auf den vier Grundrechenarten.

1 - ADDITION.

«Jede Seite des Dreiecks ergibt 9. Das ist die Anzahl der Ritter, die den Templerorden in Jerusalem gründeten.»

«Die neun Ritter der Ballade, die neun Arme des Kandelabers», bemerkte Giacomo.

«333 - soviele Tage vergingen zwischen der Ermordung der Schwertbrüder und ihrer Rückkehr ins Leben. 33 ist die Anzahl dieser Ritter. 3 Versuche gab es, den Orden wiederzubeleben. Erinnerst du dich? Thaddäus von Kurland, Otto von Königsberg und Lothar Winkel.»

«Auch Winkel?»

«Auch er, sicher. Aber die 3 hat noch eine andere Bedeutung. Du wirst gleich sehen.»

2 - MULTIPLIKATION.

«Man multipliziert den ersten Faktor mit dem zweiten, gemäß der Regel von Thaies, die besagt, daß der magische Wert einer Multiplikation in den letzten drei Ziffern ihres Produktes liegt, in der Reihenfolge ihres Erscheinens.»

$$333 \times 33 = \dots 989$$

«Was bedeutet das?»

«Das ist eine Jahreszahl. Dieses Jahr, 1989», sagte Helmut. «Nun multiplizieren wir den zweiten Faktor mit sich selbst.»

$$33 \times 33 = \dots 089$$

«Eine andere Jahreszahl: 1089.»

«Das ist das Jahr, in dem sich Hugo de Payns, der Gründer des Templerordens, Gott weihte.»

3 - SUBTRAKTION.

«Das erste Produkt minus dem zweiten.»

1989 - 1089 - 900

«Neunhundertjahre», stellte Giacomo fest.

4 - DIVISION.

«Das letzte Produkt geteilt durch 3.»

900 : 3 = 300

«Drei - das sind die geheimen Großmeister, die den Templern nach ihrer Vernichtung zugestanden wurden», erläuterte Helmut und sah über die Wiesen und Felder, die sich auf dieser Seite bis zum Horizont erstreckten. «Alle dreihundert Jahre einer, seit 1089.»

«1389, 1689, 1989», wiederholte Giacomo, jede Silbe betonend. «Der erste war Fürst Ignazio aus Rom, der den geheimen dritten Tempel erbauen ließ.»

Helmut nickte und drehte den Kopf herum, um seinen Freund anzusehen.

«Das habe ich von White erfahren», sagte Giacomo. «Aber der Fürst wird auch in einer Handschrift erwähnt, die sich in Bologna in der Einsiedelei San Sebastiano befand. Anscheinend ist es ihm gelungen, einen Teufel gefangenzuhalten.»

«Ich habe schon davon gehört. Aber warum sagst du, die Handschrift *befand* sich in der Einsiedelei?»

«Vor kurzem ist sie gestohlen worden.» Dann fragte Giacomo: «Wer ist der zweite Großmeister?»

«Ein Spanier: Alfonso de Sevilla.»

«Der 1689 gewählt wurde. Welcher Preis wurde für die Wahl der beiden ersten bezahlt?»

«Das weiß ich nicht. Aber nach seiner Auflösung hat der Orden viele Güter gerettet, die den Überlebenden anvertraut wurden.»

«Ich dachte, persönlicher Reichtum sei eine der Voraussetzungen, um zum Großmeister gewählt zu werden.»

«Keineswegs. Der Erwählte kann auch bettelarm sein. Die wichtigste Bedingung ist, daß es keine gefühlsmäßigen Bindungen zu Frauen gibt.»

Giacomo schauderte, als ihm die seltsame Übereinstimmung klar wurde. Auch er hatte keine Beziehungen zu Frauen: die Frauen waren sozusagen aus seinem Leben herausgerissen worden.

Er erholte sich rasch wieder und sagte: «Alfonso de Sevilla dürfte noch am Leben sein.»

«Auf jeden Fall lebt er nicht mehr lange. Innerhalb dieses Jahres muß der Orden einen neuen Großmeister bekommen. Frag mich nicht, wer der Erwählte sein wird, ich weiß es nicht.» Ihre Blicke kreuzten sich, und mit einem schiefen Lächeln fügte Helmut hinzu: «Ich weiß nicht einmal, ob der Orden überhaupt einen neuen Großmeister bekommt.»

«Mir scheint, das liegt bei dir. Glaubst du, es gelingt dir, den dritten Tempel zu finden?»

«Mit jedem Tag, der vergeht, verringern sich meine Hoffnungen.»

«Gerade du... Ich meine, warum hat man gerade dir diese Aufgabe übertragen?»

«Ich kann es mir denken, lieber Freund. Vielleicht weil ich

von allen Rittern der schlechteste war. Ein Dieb, der nie Reue gezeigt hat.»

Auf dem kleinen Berg ging ein leichter Wind, der das Haar der beiden Freunde zerzauste. Giacomas unerschöpfliche, fast kindliche Neugier regte sich erneut.

«Was geschieht, wenn kein dritter Großmeister gewählt wird?»

«Die Vereinbarung, die der Großmeister Jakob von Molay 1413 traf, bevor er auf dem Scheiterhaufen als Ketzer verbrannt wurde...»

«Warum ein Pakt mit den Mächten des Bösen?»

Helmut lächelte, ohne Giacomo anzusehen.

«Mächte des Bösen, Mächte des Guten... Das Leben ist nicht so simpel wie im Katechismus. Wenn du auf der Flucht bist, klopfst du an jede Tür, um dich zu retten. Die erste, die sich öffnet und dich aufnimmt, ist die richtige. Was zählt, ist das Ziel, und es kann vorkommen, daß man auf dem Weg zu Gott ein Stück in Begleitung des Teufels zurücklegt.» Geduldig nahm Helmut den Faden wieder auf: «Die Vereinbarung sieht vor, daß der letzte Großmeister am Ende seiner Herrschaft den Templerorden aufs neue erstehen läßt. Und seine Ritter werden der von Kriegen erschütterten Welt den Frieden bringen.» In seinen fast farblosen Augen schimmerte ein ironisches Leuchten auf. «Ich weiß nicht, ob es gerade so kommen wird. Wenn es keinen dritten Großmeister gibt, kann es auch keine Wiederkehr geben, und über die Tempelritter wird sich der Mantel des Vergessens senken.»

Sie stiegen den Hügel wieder zum Kloster hinunter. Schweigend hing jeder seinen Gedanken nach.

Helmut zog sich in sein Zimmer zurück, um ein paar Verwaltungsarbeiten zu erledigen. Erst gegen Abend kam Giacomo zu ihm. Helmut, der an einem kleinen Schreibtisch saß und noch arbeitete, forderte ihn auf, sich zu setzen; er sei gleich

soweit.

Giacomo war zum ersten Mal in Helmuts Schlafzimmer, einem schlichten, nur mit dem Nötigsten ausgestatteten Raum. An den Wänden hingen Bilder. Giacomo schaute sie sich an, obwohl das Licht schon dämmrig war.

Plötzlich machte sein Herz einen Sprung.

Das Bild war mittelgroß, das Porträt eines Mannes.

Derselbe Edelmann, den Bartolomeo Veneto 1511 gemalt hatte. Um das Bild genauer zu betrachten, nahm Giacomo es von der Wand und ging damit zum Fenster. Der Edelmann war auch hier als Brustbild dargestellt; er trug ein prächtiges Gewand, allerdings ohne Stickereien. Auch war auf der Brust kein rundes Labyrinth zu erkennen, und auf den Ärmeln fehlten die salomonischen Knoten. Das Bild war nicht signiert, aber es trug die Jahreszahl 1489. Eine Jahreszahl, die Giacomo sofort mit den Angaben in Verbindung brachte, die auf der Rückseite der merkwürdigen Zeichnung bei ihm zu Hause standen, und mit der, die in der Handschrift von Abt Giovannini im Kloster San Sebastiane genannt wurde.

Giacomo spürte, wie ihm die Aufregung die Kehle zuschnürte.

«Weißt du, wer der Mann auf diesem Bild ist?»

Helmut hob kurz den Blick und sagte ruhig: «Ignazio von Rom. Wenigstens hat es den Anschein.»

Giacomo erinnerte sich, daß Jeremy White bei ihrem Spaziergang über den Aventin erzählt hatte, er suche ein anderes Porträt des Großmeisters. Das hier mußte es sein.

«Hat White es gesehen?»

«Nein. Bestimmt nicht.»

«Seit wann hast du es? Gehört es dir?»

Helmut legte den Stift weg und sah neugierig seinen Freund und das Bild an.

«Es hing immer schon da. Nein, warte: das war der Baron. Er hat es dort aufhängen lassen. Aber was bedeutet das alles?»

«Helmut, vielleicht haben wir es geschafft... Wer hat es deiner Meinung nach gemalt?»

«Ich glaube, es stammt aus Nürnberg, aus der Werkstatt von Wolgemut, wo auch der junge Dürer gearbeitet hat.»

«Dieses Bild ist aber im Freien gemalt worden.»

«Woher weißt du das?»

«Der Hintergrund!» rief Giacomo erregt. «Komm her und schau dir den Hintergrund an.»

Helmut trat an seine Seite, und gemeinsam betrachteten sie das Bild.

Hinter der linken Schulter des Fürsten Ignazio sah man in der Ferne, perspektivisch dargestellt, einen Ausschnitt einer kargen Landschaft. Ein rundes Gebäude, wohl eine schlichte, ländliche Kapelle mit einem Kreuz auf dem Dach, erhob sich zwischen zwei großen Bäumen, die über das Gebüsch der umliegenden Heide emporragten.

«Damals war es üblich, daß die Maler ihre Porträts mit solchen frei erfundenen Landschaften verzierten.»

«Nein, Helmut, diese Landschaft ist authentisch. Das ist eine Landschaft in den Ardennen. Und diese Bäume hier sind Eichen: die beiden Eichen, zwischen denen die Familie Maak ihren Hof errichtet hat.»

Verwirrt machte Helmut Licht und kehrte zu dem Bild zurück. Giacomo konnte sich nicht davon losreißen.

«Die Schäferheide und die beiden Eichen... Helmut, wir müssen in die Ardennen fahren.»

Sein Freund stand aber nicht mehr neben ihm. Er war zum Telefon geeilt, um in Bologna anzurufen.

Am Mittwoch, dem 6. September, erreichten Helmut und Giacomo nach einem Zwischenhalt in Straßburg Bastogne und stiegen im Hotel Maas ab. Sie waren mit dem Mercedes gefahren und hatten sich am Steuer abgewechselt.

Einige Stunden später traf Airam mit dem Autobus Brüssel-Luxemburg ein. Nach einem Anruf von Helmut und einem von Giacomo hatte Pater Belisario Airam aufgesucht. Er hatte nicht lange reden müssen, um Airam zu einer Reise nach Belgien zu bewegen. Dieser hatte sich in eine unerträgliche Isolation gebracht und wartete nur auf einen Vorwand, um den Kontakt zu seinem Freund wieder aufzunehmen. Außerdem hatte es ihn erleichtert, daß in Pater Belisarios Verhalten keine Spur von Feindseligkeit spürbar gewesen war.

Giacomo und Helmut warteten an der Haltestelle auf ihn. Als Airam sie sah, konnte er seine Freude, sein Glück nicht länger im Zaum halten und rannte ihnen entgegen. Er ließ den Koffer fallen und warf sich in Giacomas schützende Arme. Auch Helmut stand nicht zurück und empfing Airam wie einen alten Freund. Er zeigte dies auf seine Weise, mit einem langen Händedruck.

Den Rest des Tages verbrachten sie zu dritt mit langen Gesprächen - bis in die späte Nacht. Airam wurde, wenn auch nur bruchstückhaft, über die Ereignisse und Entdeckungen informiert, die er noch nicht kannte. In dem Maße, wie sich das Gewirr der Fragen und Antworten, der Berichte und Vermutungen löste, fühlte er sich belohnt, und in ihm wuchs die Idee, sich nützlich zu machen und zur Aufklärung - deren Herannahen sie alle drei ahnten - der Geheimnisse beizutragen, die sie seit Monaten beschäftigten.

Da die Spannung Airam nicht schlafen ließ, stand er als erster auf und weckte die anderen.

Mit dem Auto fuhren sie nach Neufchâteau und von dort aus

gleich weiter zur Schäferheide. Die Sonne war von einem Dunstschleier verhüllt, und Nebelschwaden, stellenweise ziemlich dicht, hingen über der trostlosen Ebene.

Unter Airams Führung näherten sie sich bis auf Sichtweite dem Hof, den die Familie Maak aufgegeben hatte. Das wenige und kümmerliche Grün färbte sich schon gelb.

Sie stießen auf die zersägten Eichenstämmme und verglichen die Photographien: die Aufnahmen von Airam und die Reproduktion des Bildes von dem unbekannten deutschen Meister. Alle wiesen die Besonderheit der beiden Eichen auf.

Es herrschte völlig Stille, und die Erregung, die alle drei erfaßt hatte, war beinahe mit Händen zu greifen. Sie bewegten sich vorsichtig vorwärts und verständigten sich mit Gesten oder knappen, geflüsterten Worten.

Sie kamen überein, daß der Hof genau dort gebaut worden war, wo die Kapelle aus dem fünfzehnten Jahrhundert gestanden hatte. Den Blick auf den Boden gerichtet, gingen sie an dem L entlang, zu dem sich das lange, flache Bauernhaus und die Scheune zusammenfügten. Sie fanden keine Überreste, keine Indizien, keine nützliche Spur.

Wieder studierten sie die Aufnahmen. Giacomo zeigte auf die Scheune.

«Wir sollten dort drinnen suchen. Ich glaube, genau da ist die Mitte zwischen den beiden Eichen.»

In dem riesigen Schuppen lag eine mannshohe Schicht Stroh auf dem Boden. Die drei verloren keine Zeit, sondern machten sich mit großen Heugabeln daran, das Stroh hinauszuschaffen. Da sie ohne Pause arbeiteten, wurde der Haufen rasch kleiner.

Ihre Ungeduld, bis auf den Boden vorzudringen, steigerte sich zu einem quälenden Drang.

Auf einmal ließ Giacomo seine Heugabel fallen. Er bückte sich und fegte mit bloßen Händen das Stroh zur Seite, das nur

noch ein paar Zentimeter hoch lag. Hektisch arbeitete er weiter, bis etliche Quadratmeter freigelegt waren. Dann stand er auf und rief seine Freunde zu sich.

Der Fußboden war mit einem Mosaik aus Fliesen gepflastert, die die Brüchigkeit und fleckige Färbung antiker Ziegel zeigten. Außerdem konnte man innerhalb der Reste eines dichten Säulengangs, der auf Bodenhöhe endete, ganz deutlich Wege erkennen, nicht breiter als ein Meter, mit kurvigem Verlauf.

«Das Labyrinth», entfuhr es Giacomo, während seine Begleiter reglos und betroffen neben ihm standen.

Sie kamen wieder zu sich, als sie bemerkten, daß Giacomo sich erneut gebückt hatte und schon im Begriff war, den ganzen Boden freizulegen.

Das perfekte Rund des Labyrinths hatte einen Durchmesser von mindestens dreißig Metern. Der Kreis lag innerhalb des Vierecks der Scheune, und zwischen den Wänden der Scheune und dem äußeren Rand des Labyrinths sah man die Reste einer dicken Mauer aus alten Ziegeln. Diese Mauer verlief außen um das Labyrinth und war vermutlich alles, was von den runden Mauern der Kapelle geblieben war.

In diesem Augenblick machte Pater Belisario eine erschütternde Entdeckung.

Er hatte eine unruhige Nacht verbracht, so daß er das Aufwachen, wie stets beim ersten Tageslicht, fast als Erleichterung empfunden hatte. Aber die täglichen Pflichten konnten ihn nicht von seinen Gedanken ablenken, die quälend und von einem dunklen, drohenden Vorgefühl getrübt waren.

Am frühen Nachmittag hielt er es nicht mehr aus und beschloß, in die Katakomben der Einsiedelei hinunterzusteigen. Unverzüglich ging er zu der niedrigen Tür, durch die man in Azughirs Zelle gelangte, und fand sie nur angelehnt. Er ließ sich auf die Knie nieder und drang in die fensterlose Zelle ein.

In den labyrinthförmigen Käfig war ein Loch geschlagen worden; die Stäbchen in seinem Inneren, die den Säulengang nachbildeten, waren zum großen Teil abgeknickt oder herausgerissen.

Azughir war entflohen. Oder besser, jemand hatte ihm zur Flucht verholfen.

Jemand, der hinter dem Käfig lag, auf dem Tuch, das vorher darüber gehangen hatte. Der Körper sah schrecklich zugerichtet aus und war fast völlig verkohlt. Das Gesicht ließ sich aber noch erkennen.

Das Gesicht von Borghi.

Der Mann umklammerte mit der Faust ein Stück Pergament. Es war vom Feuer verschont geblieben. Pater Belisario nahm es an sich, entrollte es und stellte fest, daß es die von Abt Giovannini stammende Handschrift war. Sofort wanderten seine Augen zu dem Teil, den Pater Felicino nicht mehr in sein Heft übertragen hatte.

So erfuhr er, welches ‹feierliche Abkommen› der Abt und der Fürst miteinander getroffen hatten.

Der Teufel Azughir bleibt für immer, gefangen in einem dafür vorgesehenen Käfig, von der Welt abgesondert im Kloster. Seine gewissenhafte Obhut werden die Mitbrüder einander weitervererben, in dem stolzen Bewußtsein, ein greifbares Zeichen für den Sieg Gottes über die Mächte der Hölle zu besitzen.

Wenn es Azughir gelingt zu fliehen, fällt der Mönch, der ihn bewacht, der Verdammnis anheim. Sollte er aber für die Flucht in keiner Weise verantwortlich, noch an dieser beteiligt sein, wird er Rettung finden, wenn er sorgfältig die folgende Formel aufsagt, die Leo der Große schuf und andere herausragende Diener Gottes vervollkommneten.

Es folgte eine lange Formel, die aus einer Folge von mysteriösen Worten bestand, überwiegend Eigennamen. Jeder Satz wurde von einem kleinen Kreuz unterbrochen, das anzeigen sollte, daß der Leser sich an dieser Stelle bekreuzigen mußte, bevor er fortfahren durfte.

Beruhigt rollte Pater Belisario das Pergament wieder zusammen und verschob die genaue Lektüre der rettenden Formel auf eine ruhige Stunde. Seine Seele war in Sicherheit. Im Moment bedrängten ihn praktische Probleme.

Zunächst einmal blieb ihm nichts anderes übrig, als die Polizei einzuschalten: die verbrannte Leiche mußte weggeschafft werden. Aber wie sollte er erklären, daß es dazu gekommen war? Mit hoher Wahrscheinlichkeit hatte die Fackel - sie lag erloschen in einer Ecke der Zelle - versehentlich die Kleidung des Unglücklichen in Brand gesetzt. Warum sich Borghi in der Zelle befand, war leichter und plausibler zu begründen: er hatte versucht, wertvolle sakrale Gegenstände zu entwenden. Und der aufgebrochene Käfig? Ein altes Fundstück. Vielleicht hatte es früher einmal einem kleinen Tier als Behausung gedient.

Inzwischen untersuchten die drei Freunde aufmerksam den Boden mit dem Labyrinth.

Airam trat an Giacomas Seite und fragte leise: «Also... soll das der dritte Tempel sein?»

Giacomo schüttelte den Kopf. «Fürst Ignazio hat das Labyrinth bauen lassen, um den Tempel zu sichern.»

«Dann muß der Tempel aber ganz in der Nähe sein.»

Das außerordentliche, unmögliche, doch wie unter einem Zwang herbeigesehnte Ereignis, nach dem sie stundenlang im Hof und dem umliegenden Gelände fahndeten, trat bei Einbruch

der Dämmerung ein, als der Nebel sich schon dicht herabgesenkt hatte.

Helmut war eben noch einmal die Linien des Labyrinths Schritt für Schritt abgelaufen. Von außen war er in das Zentrum gelangt, das aus einem runden Stein von etwa einem Meter Durchmesser bestand.

Mehrmals hatte er den Stein betrachtet, aus der Nähe und aus der Distanz, doch nichts Besonderes war ihm daran aufgefallen. Er wunderte sich, daß er ihm nun anders vorkam. Aber was hatte sich geändert?

Der Stein selbst war immer noch der gleiche - seine Position allerdings hatte sich leicht verschoben. Er ragte ein wenig aus der übrigen Bodenfläche heraus, wie ein Pfropfen, mit dem man die Mitte des Labyrinths verschlossen hatte.

Ohne die anderen, die sonstwo sein konnten, um Hilfe zu bitten, beschloß Helmut, den Stein hochzuheben, den Pfropfen zu entfernen. Das ging problemlos vonstatten. Der Stein war leicht und lag nur lose auf.

Er bedeckte einen dunklen, wahrscheinlich sehr tiefen Hohlraum. «Und wer weiß, wohin die Kammer alles führen mag», murmelte Helmut vor sich hin, während er mit dem Lichtstrahl der Taschenlampe das Dunkel durchforschte, das weder in der Tiefe noch in der Breite Grenzen erkennen ließ.

Es war, als ob das Labyrinth Teil einer Bodendecke, einer Falte oder Kruste sei, die das hier hohle Erdinnere umgab.

Der Tempel, ging es Helmut plötzlich durch den Sinn, der Tempel lag womöglich unter der Erdoberfläche!

Ein heller Lichtschein schoß jäh von unten herauf und ließ ihn zurückweichen. Aus dem Loch loderte eine bläuliche Flamme hervor, die jedoch nicht weiter anwuchs. Ein dumpfes Grollen durchbebte den Untergrund, als ob Ketten ein Räderwerk in Gang setzten. Endlich hörte Helmut die Stimmen von Giacomo und Airam. Er begriff, daß sie weit weg sein mußten und nach

ihm riefen.

Die Flamme erlosch, und Helmut rannte aus der Scheune.

Die Stimmen der beiden jungen Männer kamen von dem Gelände hinter dem Hof, von der Seite des Maak'schen Besitzes, wo sich die ursprüngliche Vegetation ihren Platz zurückeroberthattet.

Helmut konnte die Endphase einer unglaublichen Geburt mitansehen. Der Tempel hatte sich langsam aus der Erde gehoben; seine dunklen Konturen schoben sich gerade vor den milchigweißen Nebel.

Die drei traten näher heran. Das Gebäude entsprach genau dem - später verschwundenen - Bauwerk auf der Zeichnung, die bei Giacomo zu Hause hing. Dieselben terrassenförmig abfallenden Stufen, derselbe Säulengang, dasselbe flache Dach mit dem langen, niedrigen Fries darüber.

Helmut zeigte auf den Tempel und schrie: «Klar! Jetzt ist alles klar! Das Schiff hat eingegriffen, weil das amerikanische Bataillon auf diesem Stück Land sein Lager aufgeschlagen hatte.»

«Genau», pflichtete eine Stimme ihm bei. «Das Schiff ist zur Verteidigung des Tempels eingetroffen. Es bestand die Gefahr, daß profane Hände ihn entweihen könnten.»

In eine karierte Jacke gehüllt und mit einem alten Schlapphut auf dem Kopf tauchte Jeremy White aus dem Nebel auf. Er kam auf sie zu und streckte ihnen die Hand entgegen.

«Ich hoffe, ich störe nicht.»

Er ließ die Hand wieder sinken, die die anderen vor lauter Verblüffung gar nicht gesehen hatten. Aber White legte die größte Unbefangenheit an den Tag.

«Wie geht es, lieber Weise?» Ohne eine Antwort abzuwarten, schob er seine Brille auf die Nasenwurzel zurück und betrachtete den Tempel mit einer Mischung aus Gier und

Befriedigung. «Der dritte Tempel, endlich. So lange schon habe ich ihn gesucht.»

Er betrat die erste Stufe.

«Okay, worauf warten wir? Holen wir den Schatz.»

Schweigend folgten ihm die anderen drei.

Gemessen an der Größe des Bauwerks war der Innenraum verhältnismäßig klein. Er schien leer zu sein und wies keinerlei Symbole auf, weder jüdische noch christliche. Es stand jedoch ein Altar römisch-katholischer Stilrichtung da; aber auch er war vollkommen kahl, mit Ausnahme eines kleinen Gegenstandes, der auf der Marmorplatte funkelte.

Rasch hatte Helmut danach gegriffen. Der Gegenstand sah aus wie eine kleine Schlange; tatsächlich aber handelte es sich um eine dünne und biegsame Krone aus einem Geflecht feinster Glieder.

«Die Großmeisterkrone», erklärte Helmut und steckte sie in die Tasche.

«Aber wo ist der Schatz?» fragte Airam.

«Er ist da. Er muß irgendwo sein», sagte White. Er warf einen Blick zum Altar, und mit zwei großen Schritten seiner langen Beine stand er davor. Mit den Fingernägeln kratzte er über die Platte, dann verkündete er triumphierend: «Marmorstaub, aber darunter ist pures Gold.»

«Bist du sicher?» fragte Helmut.

White erwiderte leicht verärgert: «Gold ist unverwechselbar. Auch ein Kind würde es erkennen.» Er drehte sich um und maß die drei mit kühlem Blick. «Es reicht für alle...» Er unterbrach sich, als er sah, daß Airam eine Bewegung machte. «Etwas dagegen?»

«Lassen Sie die Finger von dem Altar!»

«Bleib, wo du bist, dreckiger Bastard.»

Die Spannung stieg. Helmut, der seit Whites Erscheinen ins

Grübeln gekommen war, beschloß, etwas zu unternehmen.

«Beruhige dich, Jeremy. Versuchen wir, uns zu einigen.»

«Okay, aber ein bißchen flott. Sollen wir durch drei oder durch zwei teilen: die Entscheidung liegt bei dir.»

«Sieh mal, dieses Gold ist eigentlich einem anderen Zweck zugeschlagen...»

White zeigte die Zähne. «Hör auf, Weise. Wenn du dich zurückziehen willst, bitte. Aber glaub ja nicht, daß ich dasselbe tun werde.»

Helmut setzte ein verbindliches Lächeln auf.

«Bist du schon verheiratet, Jeremy?»

«Nein, warum fragst du?»

«Keine Bindungen an Frauen zu haben ist die Grundvoraussetzung.»

«Was für eine Voraussetzung?»

Helmut zögerte, er schien nach den richtigen Worten zu suchen. «Dieses Jahr wird der Templerorden nach dreihundert Jahren wieder einen neuen Großmeister haben. Das könntest du sein.»

«Ich?»

«Ja, du. Wenn du gewählt wirst, stehen dir die Schätze des Ordens zur Verfügung.»

White war nicht länger unschlüssig. Die Eitelkeit gewann die Oberhand. «Aber wer hat die Macht, mich zu wählen?»

«Ich», sagte Helmut und zog rasch die Krone hervor.

«Einverstanden. Die Idee gefällt mir ganz gut.»

White nahm die Krone und setzte sie sich selbstgefällig auf den Kopf. Kaum hatte er sie losgelassen, fiel er wie vom Blitz getroffen um - tot.

«Er war nicht der Erwählte», bemerkte Giacomo kalt.

«Offensichtlich nicht», sagte Helmut und bückte sich, um

dem Toten die Krone wieder abzunehmen. Wo das Gold die Haut berührt hatte, waren Verbrennungen zu sehen. Helmut richtete sich wieder auf.

«Du wußtest es und hast es absichtlich getan», sagte Airam.

Helmut gestand es ein. «Etlichen anderen ist dasselbe zugestoßen. Übergroßer Ehrgeiz ist schon öfter auf diese Weise belohnt worden.»

Ein heiseres Lachen kündigte den schwarzen Mönch an. Aber dieses Mal kam er nicht allein. Er war in Begleitung von Azughir, der nicht mehr das winzige graue Mönchlein im Käfig war.

«Ich habe dich bereits erwartet», sagte Helmut trocken.

«Ich halte alle wichtigen Verabredungen ein», gab der schwarze Mönch zufrieden zurück. «Wirklich einfallsreich, die Idee mit dem versunkenen Tempel. Aber mein Bruder Azughir hat sein Gedächtnis wiedererlangt und mich geführt. Und so bin ich dir diesmal sogar zuvorgekommen.»

«Nimm das Gold. Es gehört dir.»

«Schon erledigt.» Er zeigte auf den Altar. «Kupfer ist das Gold der Toren. Das Gold - dieses Metall, das mich zur Raserei bringt - lag unter dem Altar.» Amüsiert warf er einen raschen Blick auf Helmut. «Sag mir die Wahrheit, du Dieb, wenn du dazu imstande bist. Wolltest du mich auch dieses Mal betrügen?»

«Nein, diesmal nicht.»

Der schwarze Mönch ließ seine feurigen Augen schweifen, wobei er langsam den Kopf schüttelte. «Ich glaube nicht, daß wir uns noch einmal begegnen, zumindest nicht in dieser Welt. Und weißt du, was mir fehlen wird? Unsere Partien am Kartentisch.» Er blickte wieder Helmut an. «Ich halte mich an die Vereinbarungen. Ich habe mein Gold, nun kannst du deinen Großmeister wählen. Hast du ihn noch nicht gefunden?»

Plötzlich lauschte er gespannt. «Hört ihr nicht ein Geräusch?» Die drei verneinten.

«Geht fort von hier, und zwar rasch! Dieser Tempel hat keine Daseinsberechtigung mehr, und bald wird er für immer verschwinden. Der dritte Tempel Salomons - wenn es ihn je geben sollte - wird in Jerusalem erstehen.» Die Worte verhallten noch im Raum, als der schwarze Mönch und Azughir bereits fort waren.

Panik ergriff die drei Freunde: so wie er sich aus der Erde erhoben hatte, konnte der Tempel von einem Moment zum anderen auch wieder versinken.

Sie stürzten ins Freie. Doch eine phantastische Vision am Fuße des Säulengangs bannte sie in Erstarrung.

Eine enorme Masse, schwärzer als die Nacht, türmte sich am Himmel auf und kam mit heftigem Rauschen näher. Wie das Pfeifen des Windes, kurz bevor ein Sturm losbricht.

«Das ist der Aventin», murmelte Helmut. «Das Templerschiff.»

Kaltblütig stellte Giacomo fest, daß er endlich den Sinn der doppelten Zeichnung und der beiden Jahreszahlen begriffen hatte. «Der Tempel ist nicht mehr heilig und Santa Maria del Priorato kommt, um ihn zu zerstören.»

Unterdessen rückte die schwarze Masse, die nun genau über dem Tempel schwebte, bedrohlich näher.

Die drei rannten in verschiedene Richtungen davon.

Die riesige Erdscholle, die den Kiel des Schiffs bildete, senkte sich auf den Tempel herab, bis er verschwunden war. Die Lichter, die Straßen, die Gebäude auf dem Aventin, alles war für wenige Sekunden klar zu erkennen. Dann hob das wundersame Schiff wieder ab, stieg rasch in den Himmel auf und trat seinen Heimweg nach Süden an.

Vom Tempel waren ein paar Reste übrig, die aussahen, als

seien sie nach Jahrhunderten unter dem Erdboden nun an die Oberfläche gelangt.

Als ob auch sie gerade dem Erdinneren entstiegen wären, irrten Giacomo und Helmut durch den Nebel, bis sich sich endlich fanden.

Aber wo war Airam? Ein schwacher Klagelaut verriet, daß er in der Nähe war.

Helmut fand ihn. Als Giacomo hinzutrat, fühlte er, wie ihm schwach wurde.

Airams Körper lag unter einem großen Säulenstumpf begraben.

Helmut und Giacomo schafften es, Airam von dem ungeheuren Gewicht zu befreien, aber sie ließen ihn liegen, wo er war. Die kleinste Bewegung hätte ihn sicherlich den Rest Leben gekostet, der noch in ihm war.

Er atmete noch, aber es war klar, daß ihm nicht mehr geholfen werden konnte. Auf seinem fahlen Gesicht zeichnete sich ein schwaches Lächeln ab. Es gelang ihm sogar, die Augen ein Stück zu öffnen.

«Ciao, gestrenger Meister.»

Giacomo kniete neben seinem Freund nieder. Tränen liefen ihm über die Wangen.

«Komm näher - ich kann dich nicht sehen.»

«Es ist dunkel», sagte Giacomo.

«Ja, es ist sehr dunkel. Aber wo bist du?»

Giacomo strich ihm über die Stirn.

«Ich bin hier, Airam. Ganz nah bei dir.»

«Wir hatten es schön, wir beide. Wir waren die Besten, die Klügsten, die Stärksten. Unser Marathonlauf... wenn wir weiter gelaufen wären, hätte ich gewonnen.»

«Nicht so voreilig, Vincipane. Wir machen nochmal einen.»

«Es ist zu dunkel und zu spät, mein Freund. Freund. Dieses Wort gefällt mir. Bevor ich dich kannte, habe ich es nie benutzt.»

Giacomo hielt Airams eiskalte Finger mit seinen beiden Händen.

«Ich war nicht darauf vorbereitet zu sterben. Du weißt doch immer alles - weißt du, was es bedeutet? Warte! Jetzt sehe ich etwas... Ein blendendes Licht, Palmen und Ölbäume. Aber wo bist du?»

«Ich bin hier.»

«Giacomo, ich bitte dich noch um etwas - etwas ganz Einfaches. Denk manchmal an mich.»

Giacomo brach in hemmungsloses Weinen aus. Airam merkte es nicht. Die Kräfte, die er mit letzter Mühe aufgespart hatte, verließen ihn allmählich. Er schloß die Augen und schüttelte schwach den Kopf.

«Nein, ich will nicht wiedergeboren werden.»

Er bewegte sich nicht mehr.

Helmut war stehengeblieben. Giacomo warf ihm einen hilflosen Blick zu. «Was machen wir jetzt?»

«Wir warten hier, bis die Engel kommen.»

«Die Engel?»

«Munkar und Nakir, die beiden von Allah geschickten Engel, die Airams Leben prüfen», erklärte Helmut nur. «Sie kommen aus der fernen Welt, aus der dein Freund ursprünglich stammt. Eine Welt, an die er, ohne es selbst zu wissen, unlösbar gebunden war.»

Giacomo hörte Helmut zu, ohne ihn zu unterbrechen.

«Die Engel wägen das Gute und das Böse ab, sie beurteilen jede Handlung, aber für die Entscheidung über sein ewiges Schicksal muß Airam warten bis zur Auferstehung und zum Jüngsten Gericht.»

Der Morgen dämmerte schon heran, und der Nebel hatte sich etwas gelichtet, als die Engel erschienen. Schwerelos glitten sie über die Ebene, eingehüllt in lange, weiße Gewänder, die Köpfe mit vielfach gewundenen Tüchern bedeckt.

Helmut und Giacomo entfernten sich, leise und ohne zu sprechen.

XVI

Die Schriftrolle aus dem zwölften Jahrhundert war gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts vom Arabischen ins Italienische übersetzt worden, von einem Zisterziensermönch im Bologneser Kloster San Sebastiano.

Von der arabischen Schriftrolle waren nur Fragmente überliefert, die der Mönch bei der Übersetzung im Manuskript gewissenhaft wiedergegeben hatte, ohne Ergänzungen oder Einfügungen.

Im Namen Gottes des Allmächtigen! Dies ist die wahrhaftige Geschichte der Soldaten Christi und ihres Ordens vom Tempel, welcher wird blühen und wachsen und über die ganze Welt regieren, denn im Gegensatz zu den vergänglichen Reichen und Imperien der Menschen hat er kein Ende, sondern reicht in die Ewigkeit, über und unter der Erde, vom ersten bis zum zweiten Reich.

Was über den Orden hier nicht enthüllt wird, hängt nicht von der *takiya* (Verheimlichung der Gedanken und Gefühle), sondern vom *taklid* (Gehorsam) desjenigen ab, der diese Zeilen verfaßt nach den unerforschlichen Plänen Gottes, desjenigen, der nicht deshalb nicht lügt, weil er nicht lügen kann, sondern weil er nicht lügen will.

... wenn es mir gestattet ist, mich in aller Bescheidenheit jener Worte zu bedienen, welche der große Vater Augustinus über die Zeit aussagt, würde ich also antworten: «Was ist der Orden vom Tempel? Wenn mich niemand danach fragt, weiß ich es wohl; will ich es aber einem Fragenden erklären, so weiß ich es nicht mehr.»

Nur wenigen Auserwählten... die innerste Wahrheit und das wahre Gesicht des Ordens zu kennen; kennen, aber nicht

verbreiten, bis auf das Wenige, das mittels der Befehle an die treuesten Anhänger nach außen dringt.

Es war im Jahre des Herrn 1089, als gewisse Edelleute in der Champagne der Turniere und Gelage, der Jagd, der Weiber und sonstigen Verlockungen des höfischen Lebens überdrüssig wurden und beschlossen, das größte aller Abenteuer zu erleben. Und welches ist dies, wenn nicht jenes, welches ein Leben lang und darüber hinaus härteste Opfer verlangt, aber als Lohn unaussprechliche und unvergleichliche Freuden schenkt?... völlige Hingabe an Gott... das Gelübde eines Müllers oder eines Tischlers kann in seiner Form nicht dem eines Edelmannes gleichen.

Der hochvornehme Ritter Hugo von Payens, ein junger Mann, begabt mit großem Charisma in Rede und Gebahren, schwor in jenem Jahr, sein Schwert Gott zu weihen und einen Orden von Rittern und Mönchen zu gründen. So entstand der Orden der *Christi milites*. Allein es mußten erst noch dreißig Jahre vergehen, bevor er außer der Weihe auch einen endgültigen Namen erhielt und dem Großmeister Hugo, nunmehr ein gestandener Mann von fünfzig Jahren, das Amt offiziell zuerkannt ward, das er sich selbst verliehen.

... erregte Aufsehen im ganzen Europa der Christenheit wegen des siegreichen Ausgangs des Heiligen Krieges gegen die Türken, welchen Papst Urban 1095 beim Konzil von Clermont-Ferrand ausgerufen hatte. Die Türken hatten an Stelle der Araber die Herrschaft im Heiligen Land übernommen und erwiesen sich als weit unduldsamer denn ihre Vorgänger, wodurch die christlichen Pilgerfahrten äußerst gefährlich geworden. Ein Heer von dreißigtausend Kreuzfahrern - unter der Führung von Raimund von Toulouse, Gottfried von Bouillon, Boemund von Tarent und dem päpstlichen Legaten Adhemar - war nach der Einnahme von Nikäa in das Herz Palästinas vorgedrungen und hatte im Juli 1099 Jerusalem erobert, welches gerade ein Jahr zuvor in

die Hände der Araber, unter die Herrschaft des Kalifen von Ägypten, zurückgefallen war.

... Jerusalem aber war in drei Viertel unterteilt: ein muselmanisches, ein jüdisches, ein christliches. Die Christen bewohnten das Heilige Viertel, welches so hieß, weil es neben zahlreichen Kirchen das Heilige Grab enthielt, das im Jahre des Herrn 1010 vom Kalifen Al-Hakim zerstört worden war und vierzig Jahre später auf Kosten der Regierung in Konstantinopel, also des oströmischen Kaisers, wieder aufgebaut ward.

Nach der Eroberung der Stadt zündeten die Kreuzfahrer das muselmanische Viertel an und schickten auch viele Juden in den Tod, welche eine nie nachlassende Feindschaft gegen die Christen offenbarten. Nach sieben Tagen, als die Asche der Verwüstungen noch warm war und sich die Schreie der Gerichteten erhoben, ward Gottfried von Bouillon zum *Defensor Jerosolimitanae ecclesiae* ausgerufen und sein Bruder Balduin zum *Rex Hierusalem latinorum* ernannt. So entstand das Königreich Jerusalem, welches vom östlichen wie vom westlichen Kaiserreich unabhängig war. Diese Ereignisse waren bereits in den Tafeln der Geschichte eingemeißelt, als im Jahre des Herrn 1118 die Edelleute aus der Champagne das Mönchsleben aufgaben, welchem sie sich ausschließlich gewidmet hatten, und, nur mit Waffen und Pferden versehen, ins Heilige Land zogen. Sie waren zwar nur neun an der Zahl, dennoch bildeten sie ein kleines Heer, denn sie waren furchtlos und überaus erfahren in den Kriegskünsten. Der kühne Hugo von Payens war ihr Führer, während der zweite Gottfried von Saint-Omer war, der Bruder von Lambert, dem Dichter des berühmten *Liberfloridus*.

Als sie Konstantinopel erreichten, hielt sie der byzantinische Statthalter für gewöhnliche Kreuzritter und weigerte sich, sie zu empfangen. Für das oströmische Reich

war die Schaffung des Königreichs Jerusalem eine Zuwiderhandlung, eine Verletzung der Verpflichtung, die das Kreuzfahrerheer 1097 auf sich genommen hatte, nämlich sich darauf zu beschränken, der christlichen Bevölkerung die Religionsfreiheit zu garantieren.

Dafür aber nahm der Patriarch von Konstantinopel die fränkischen Ritter gar herzlich auf und gab ihrem Orden seinen Segen. Der Orden vom Tempel - wie er nunmehr genannt - entstand nach dem Beispiel des Ordens der Johanniter, welcher im Heiligen Land wirkte, seit er zwanzig Jahre zuvor, zur Zeit der Eroberung Jerusalems, gegründet worden war.

... eine andere, viel anspruchsvollere Aufgabe aber ward ihnen in einer geheimen Absprache zwischen dem Patriarchen von Konstantinopel und Hugo von Payens übertragen: die Aufgabe, den alten und berühmten Tempel Salomons (daher der Ordensname) wieder aufzubauen und der christlichen Religion zu weihen. Die Wiedererrichtung des Tempels ward von den byzantinischen Patriarchen so sehnlichst gewünscht, weil dieser, wenn er nicht mehr jüdisch, sondern christlich war, ein neuer Mittelpunkt der geistlichen Welt werden und somit auch die Vorherrschaft über die Christenheit von der römischen zur byzantinischen Kirche verlagern konnte. Dann würde sich auch für die Patriarchen des Morgenlandes der Weg zum Papsttum ebnen.

Die neun Ritter machten sich auf nach Jerusalem, und schon während dieser langen Reise bewiesen sie ihre Stärke, indem sie eine mit Leichen gesäumte Spur hinterließen - die Leichen aller Nomaden, die versucht hatten, sie auszuplündern. Der Ruf als unbesiegbare Krieger eilte ihnen voraus und drang bis in den Palast des Königs, weiland Balduin II., Sohn Balduins I. und Neffe Gottfrieds von Bouillon.

Man schrieb das Jahr 1119, und der Lothringer Balduin II.,

der kaum ein Jahr zuvor den Thron bestiegen hatte, bemühte sich, die Grenzen des kleinen Königreiches zu erweitern und zu befestigen, denn es lag eingekleilt zwischen der offenen Küste bei Jaffa und Haifa im Westen, dem byzantinischen Reich im Norden, den Emiraten von Aleppo und Damaskus im Osten und den ägyptischen Kalifaten im Süden. Die Zahl der Untertanen im Königreich mußte rasch wachsen; deshalb sah der König mit größtem Wohlwollen auf die christlichen Einwanderer aus Europa.

Balduin empfing die fränkischen Ritter mit den gebührenden Ehren und wollte ein großes Gelage mit köstlichen Speisen, Wein und Weibern geben. Die Ritter aber lehnten standhaft ab. und Hugo erklärte, sie wollten die strenge Ordensregel nicht brechen, welche sie sich auferlegt hatten: die augustinische Ordensregel, die auf den Tugenden Gehorsam, Armut und Keuschheit aufbaut.

Der König lauschte ihnen voll Bewunderung und Freude; dann fragte er, wo sie den Sitz ihres Ordens einzurichten gedachten.

«Allhier», erwiderte Hugo ohne Zögern.

«In meinem Palast?» fragte der König verwundert.

Hugo nickte und sagte, er wolle sich mit einem Teil des Palastes begnügen.

Angesichts dieser großen Entschlossenheit und Sicherheit stimmte der König zu.

Um das alles recht zu verstehen, muß man aber wissen, daß Balduins Palast genau auf jenem ebenen Platz lag, auf welchem sich einst der Tempel Salomons erhoben hatte; Hugo hatte dies bei seiner Ankunft in Jerusalem gleich erfahren. Also bezogen die Ritter einen Flügel des Palastes, und dieser Flügel wiederum war nichts anderes als die alte Moschee von Al-Aqsa. welche längst nicht mehr der Verehrung Allahs diente.

Die feierliche Zeremonie zur Wahl des Großmeisters fand in der königlichen Kapelle statt. Der Patriarch von Jerusalem war anwesend, aber Balduin, der sich zum Stellvertreter des Papstes ernannt hatte, krönte eigenhändig das Haupt von Hugo von Payens mit der Krone der höchsten Macht, einem einfachen, dünnen Flechtband aus Gold, welches ein Verschluß zusammenhielt. Danach ward die Krone in einen Schrank gelegt, welcher in Zukunft die Güter des Ordens aufnehmen sollte. Hugo ernannte seinerseits den treuen Gottfried zum Seneschall (in der Hierarchie die zweite Autorität nach dem Großmeister).

... Hugo und Gottfried saßen beim Essen. Hinter einem Fenster sah man den berühmten ebenen Platz. Vom Tempel Salomons war, ebenso wie vom zweiten Tempel, den Zorobabel und Herodes erbaut hatten, kaum eine Spur geblieben, eine Mauer und einige wenige Steinplatten des Fußbodens.

Gottfried brach das grüblerische Schweigen und sagte: «Nun haben wir zwei Herren zu dienen, dem Patriarchen von Konstantinopel und dem König von Jerusalem. Haben wir das so gewollt?»

Hugos Gesicht, das wegen der Tracht von Haar und Bart an Christi Antlitz erinnerte, ward von einem Lächeln erhellt. «Ich hege nicht die mindeste Absicht, den Plänen des Patriarchen zu dienen, so wenig, wie für den König Wache zu beziehen. Wir haben Gott allein zu gehorchen.»

Mit einer Geste zu dem Platz hinaus fragte Gottfried: «Also willst du den dritten Tempel nicht bauen?»

Hugo schüttelte den Kopf. «Das hat keine Eile.»

«Wenn du so denkst, warum wolltest du dann, daß unsere Insignien das Schwert und die Maurerkelle seien, dieselben wie bei Zorobabels Handwerkerkriegern? »

«Weil wir sehr viele Kirchen bauen müssen und auch

bauen werden, aber es werden *unsere* Kirchen sein.»

Gottfrieds Augen leuchteten vor Begeisterung. «Wo?»

Begeisterung sprach auch aus Hugos Blick. «Überall werden wir sie bauen, auf der ganzen Welt. Sie werden einander alle gleich sein, auf daß die Menschen sie sofort erkennen. Sie alle werden den runden Grundriß des Heiligen Grabes haben; auch werden sie keine Namen von Heiligen tragen, sondern eine jede von ihnen wird nur *der Tempel* heißen. Dies geschieht, weil wir Mönche sind. Aber wir sind auch Krieger, Gottfried, das dürfen wir nicht vergessen. Deshalb werden unsere Kirchen bestens gerüstete Festungen sein.»

Gottfried, mitgerissen von Hugos phantastischem Vorhaben, freute sich wie ein Kind: «Sie sollen Respekt und Furcht einflößen. Ich kann sie mir vorstellen; ich sehe sie schon vor mir, mit einem trutzigen Mittelbau und einem Turm an jeder Ecke.» Dann aber, als er sich wieder beruhigt hatte, ward er von Zweifeln geplagt. «Mein Bruder, haben wir uns nicht weit entfernt von unseren Träumen vor dreißig Jahren?»

Hugo wandte den Blick ab und ließ ihn über den Horizont schweifen, wo Weinberge und Olivenhaine zu sehen waren.

«Du siehst ja, wie es auf der Welt zugeht. Die Mächtigen sind nur Kaufleute; sie kaufen und verkaufen sich, sie bestechen, lügen und betrügen und bringen einander um. Das aber ist die Mission des Tempels: bereit zu sein, wenn die Welt, und sei es erst in tausend Jahren, Herrscher und Päpste von uns fordert. Es wird an uns sein, dem Universum Gleichgewicht und Gerechtigkeit zu geben.»

Gottfried, der mit offenem Mund den Worten seines Mitbruders gefolgt war, rüttelte sich wieder auf und fragte schüchtern: «Glaubst du, daß das Gottes Wille ist?»

«Und glaubst du denn, daß Gott nicht gerne großartige

Pläne entwirft? Glaubst du, er hätte für etwas Geringeres an unsere Herzen geklopft, an die Herzen der tapfersten Ritter der Welt?» Hugo stand lächelnd auf. «Und jetzt ans Werk, sonst wird unser Heer das kleinste der Welt bleiben.»

... nahmen sie rasch zu an Zahl. Was so viele junge Männer zum Eintritt bewegte, war die mitreißende Kraft dieses Beispiels, sei es in Dingen des Glaubens, sei es in den noch verlockenderen ritterlichen Tugenden. Ihr Ruhm verbreitete sich weit über das Morgenland hinaus. Die Gläubigen, die von ihren Pilgerfahrten heimkehrten, priesen und lobten sie, und in jeder Stadt, in jedem Dorf, war es ein einziges Rühmen von den Taten dieser Krieger, welche sich so ritterlich schlügen, ohne jedwede Arglist, die ersten beim Angriff und die letzten beim Rückzug.

Als erster schenkte Balduin ihnen Ländereien und Vermögen... nach wenigen Jahren waren sie auf niemanden mehr angewiesen; dies aber steigerte ihren nach Unabhängigkeit strebenden Geist und ihren Stolz, welcher oftmals in Hochmut und Dünkel ausartete.

Recht bald begannen die Mißhelligkeiten und Streitfälle mit den Rittern des Johanniterordens. Diese waren neidisch auf den starken Zuwachs an Einfluß und Macht der Tempelritter, welche sich Verdienste, Begünstigungen und Spenden von Königen, Fürsten und Kardinalen zu verschaffen wußten. Die Rivalität zwischen den beiden Orden kam nie zur Ruhe und mündete gar manches Mal in ernstem Blutvergießen.

... breitete sich in ganz Europa aus, unterteilt in neun Provinzen. Neben Paris, dem Ort, wo die Generalkapitel abgehalten wurden und welcher später auch Wohnsitz des Großmeisters war, lagen die anderen Provinzen in Portugal, Kastilien und Leon, Aragon, Mallorca, Deutschland, Italien, Sizilien und Apulien, England und Irland. Diese Gliederung erlaubte eine bessere Verwaltung der landwirtschaftlichen

Erträge und des Geldvermögens, die...

Sie trieben so erfolgreich Handel, daß man sie verdächtigte, den Muselmanen Waffen zu verkaufen. Aber das war, wie anderes auch, eine Verleumündung, die von den mißgünstigen Rittern des Johanniterordens ausgestreut ward.

Was läßt sich zu ihrem Beitrag zu den Heiligen Kriegen sagen? Bei näherer Betrachtung kann man nur leise vermerken, wieviel edles und geweihtes Blut vor allem für Niederlagen vergossen ward. Vielleicht hat der Herr seinen waffentragenden Dienern die Wonnen des Sieges verwehrt, um sie für ihren Hochmut zu strafen... wahrscheinlich aber liegt die Wahrheit in einem Paradoxon beschlossen: Gott wollte sich diese Ritter nicht als Kämpfer weihen, sondern als vermögende Geldleiher und Kaufleute.

... wird man erfahren wollen, welches Schicksal den Gründern des Ordens beschieden war, besonders Hugo von Payens und Gottfried von Saint-Omer.

Des Nachdenkens wert ist das Ende von letzterem, der von seinen eigenen Mitbrüdern getötet ward, weil er mit über sechzig Jahren schwer gegen das Keuschheitsgebot verstoßen hatte. Zwar war ihm das halbe Generalkapitel gewogen, den Ausschlag aber für die Strafe gab die - gerechte, obzwar von Tränen begleitete - Entscheidung des Großmeisters Hugo.

... rund um ein Berberzelt drängte sich am helllichten Tag eine buntgemischte, schreiende Menge. Es waren Ägypter, Türken, Juden und Palästinenser, ebenso zahlreiche Christen, darunter sich etliche Johanniter befanden. Alle waren erregt und stritten sich um die Möglichkeit, durch einen Spalt zu sehen, was innen im Zelt vorging. Diese staunenden und gierigen Augen wollten keine Sekunde eines außergewöhnlichen Schauspiels verlieren: Vollkommen bloß und nackt wohnte der Seneschall Gottfried einer arabischen Frau bei, einer Dirne, deren einziger bedeckter Körperteil das

Gesicht war.

Einige Templer kamen hinzu; sie trieben die Zuschauer, die sich inzwischen zu einem Menschenauflauf gemehrt, auseinander und drangen in das Zelt ein. Die Frau ward den fanatischen «Hütern des Islam» übergeben, welche sie sofort steinigten. Gottfried aber ward festgenommen.

Schwer hatte er gefehlt; er hatte Unzucht getrieben, dazu mit einer Ungläubigen. Aber bei der Untersuchung kam eine verwirrende Einzelheit zu Tage. Es stellte sich nämlich heraus, daß Gottfried selbst, bevor er das Zelt mit der darinnen wartenden Frau betrat, die Menschen zum Zusehen aufgefordert hatte. Warum?

Gottfried hüllte sich in stolzes Schweigen; manch einer glaubte, er habe mit diesem aufsehenerregenden Beispiel jenes gehässige Gerücht zerstreuen wollen, welches - selbstredend von den Johannitern geschürt - besagte, die Templer seien der Sodomie verfallen. Eine schändliche Beschuldigung, von böswilligen Zungen vorgebracht, der sich die Toren anschlossen.

Was den Großmeister aber angeht, so ist sein Ende eines Heiligen oder eines Propheten würdig. Er hatte ein ehrwürdiges Alter erreicht, auch wenn er noch wie fünfzig aussah. Eines Tages ward er gesehen, wie er sich zu Fuß aus dem Heerlager von Akka entfernte, gebeugt unter dem Gewicht seines riesigen Schwertes, welches wie ein Kreuz auf seinen Schultern lag. Er trug weder Schuhwerk noch Rüstung, nur seine schneeweisse Kutte. Man wollte ihn begleiten, der Alte aber lehnte ab. Seine Gestalt ward immer kleiner, bis sie hinter den hohen Dünern verschwand, woselbst die Sandwüste begann.

Drei oder neun Tage später - Genaues ist nicht bekannt -, während unter den Mitbrüdern die Sorge um ihn wuchs, fanden sich stillschweigend und aus eigenem Antrieb Männer

aller Religionen zusammen. Sie bildeten eine Kolonne und setzten sich in Marsch, wobei sie Gebete sprachen, Psalmen sangen und Koranverse rezitierten. Einige Tempelritter bestiegen ihre Pferde und ritten der seltsamen Prozession nach. Wohin wollten sie? Eine Antwort gab es nicht.

Die Pilger zogen in die Wüste, und ohne Wege oder Spuren, nur von der Stimme des Glaubens geleitet, erreichten sie ihr Ziel.

Eine stattliche Männergestalt stand da, hochaufgerichtet, breitbeinig und mit den Händen auf das in den Sand gerammte Schwert gestützt.

... sie blieben vor dieser Erscheinung stehen, welche auf sie gewartet zu haben schien. Ein jeder erkannte darin Hugo von Payens; allein man begriff, daß dieser zu reglos war, um noch am Leben, jedoch zu lebendig, um eine Statue zu sein.

... geschah das Wunder. Vom Mittelmeer strich eine leichte Brise herbei, welche die grausame Hitze etwas linderte. Obzwar dieser Luftzug die feierliche Gestalt des alten Großmeisters nur sanft streifte, ließ er diese allmählich zu Staub zerfallen; er zerrieb und pulverisierte sie, als sei sie aus Sand. Die Gesichtszüge und die Konturen wurden unkenntlich, und die Gestalt, um die eine feine Hülle aus Goldstaub schwebte, bröckelte ab und ward weniger, bis sie ganz zerfiel.

Übrig blieb, funkelnnd und aufrecht, das große Schwert, das im Sand steckte.

Die Pilger knieten nieder. Diese Waffe war der Verehrung durch jede Religion würdig. Es war das Schwert der Kreuzfahrer, das Schwert Israels, das Schwert des Islams. Eine tiefbewegte Prozession brachte es nach Akka, und lange Zeit ward es als ein Symbol des Friedens und der Brüderlichkeit aller Menschen verehrt...

Dies ist die Wahrheit aller Wahrheiten, auch wenn sie von

einem libanesischen Abtrünnigen bezeugt wird. Meine christlichen Herren haben meinen Namen geändert, aber ich spüre, daß ich mich dem Zorn meiner Brüder nicht werde entziehen können. Ich hoffe, daß mich nicht blinde Rache trifft, sondern daß mir die *chahadat* (Martyrium) bewilligt wird. Für mich und meine Nachkommen. Im Namen Abrahams, des Vaters aller Gläubigen.

Der untätigste Diener Airam Gagnepain

Gagnepain. Im Italienischen wurde daraus Vincipane.

Giacomo seufzte und schloß das Manuskript.

Kurz danach kamen Helmut und Pater Belisario. Giacomo ging mit ihnen hinaus. Es war der 1. November, Allerheiligen.

Zur selben Zeit fand in Sevilla unter großen Feierlichkeiten die Beisetzung des Architekten Juan Romerio statt, der im Alter von neunundsechzig Jahren friedlich gestorben war. Das Alter, das er hatte, als er 1689 zum geheimen Großmeister der Tempelritter gewählt worden war, als Nachfolger des Fürsten Ignazio von Rom.

Giacomo trat von der Säulenhalde des Kreuzgangs in den freien Innenhof. Ob es an dem hereinflutenden Sonnenlicht lag, daß ihm dieser Hof heute größer als sonst erschien?

Vor ihm stand die Abordnung der Liga, ungefähr fünfzig junge Männer.

Merkwürdigerweise hatten sie sich wie ein militärischer Verband aufgestellt. Aber noch mehr wunderte sich Giacomo, als er sah, daß alle kleine weiße Masken über den Augen trugen. Das geschah zum ersten Mal, und die Symbolik war leicht zu verstehen: die brüderliche Gleichheit der Bedrängten sollte so dargestellt werden.

Die jungen Männer stimmten einen Chor an; danach nahmen sie die Masken ab und jubelten Giacomo zu, ihrem neuen

Anführer. Sie nannten ihn nicht Präsident, sondern Kommandant. Auch das war eine Neuerung.

Giacomo war gerührt und sagte ein paar Dankesworte, verzichtete aber darauf, die Rede zu verlesen, die er für diesen Anlaß geschrieben hatte. Hinter seinem Rücken, im Schatten des Säulengangs, lächelten Helmut und Pater Belisario.

Endlich lösten die Reihen sich auf, und die Brüder liefen zu Giacomo, um ihn zu umarmen. Sie hoben ihn auf die Schultern, und mit großem Hallo und Geschrei trugen sie ihn einmal um den Kreuzgang.

Am nächsten Morgen trafen sich Pater Belisario und Helmut in dem magazinähnlichen Arbeitszimmer des Dominikaners. Helmut, der kurz vor der Abreise stand, trug eine Reisetasche bei sich.

Die beiden sprachen ein Gebet zum Tage Allerseelen, dann öffnete Pater Belisario ein grobgeschnitztes Büfett und zog ein Pergament daraus hervor.

«Das ist die Handschrift von Abt Giovannini, in der die rettende Formel niedergeschrieben ist. Weißt du, daß ich sie noch nicht aufgesagt habe? Sie ist zu weitschweifig und langweilig.»

«Langweilig?» Helmut erschrak. «Damit ist nicht zu spaßen. Azughir ist dir entkommen, und nur diese Formel kann deine Seele retten.»

«Meinst du?»

Pater Belisario riß ein Streichholz an und hielt es an das Pergament, während ein herausforderndes Leuchten in seinen Augen stand.

«Was hast du vor? Bist du verrückt geworden?»

Der Mönch entzündete das Pergament. Das alte Papier verbrannte in Sekundenschnelle.

«Ich will einen Versuch machen. Ich will sehen, ob nicht - wie ich glaube - unsere Handlungen, unsere Werke und der Geist, der sie uns eingibt, ebensoviel wert sind wie alle Zaubersprüche. So prüft man den Glauben, lieber Helmut. Wenn ich unrecht habe, bin ich bereit, zur Hölle zu fahren.»

«Du bist schon jetzt in der Hölle», sagte Helmut eisig.

«Sachte. Die Abrechnung erfolgt, wenn ich meine Seele zurückgeben muß. Ich bin wirklich neugierig, *wem* ich sie zurückgeben werde.» Pater Belisario wirkte selbstsicher, ja sogar fröhlich. Mit sichtlicher Befriedigung rieb er sich die Hände und warf Helmut einen Blick zu. «Hast du nicht gesagt, ich bin schon in der Hölle? Wenn das so ist, will ich gern der *Advocatus Diaboli* sein.»

Helmut sah ihn immer verdutzter an.

«Worauf wartest du? Hol die Krone heraus. Ich weiß doch, daß du es nicht erwarten kannst, um sie zu spielen.»

Helmut lächelte. «Eine Partie Tarot? Kannst du denn spielen?»

Pater Belisario nickte.

«Und wenn ich gewinne?»

«Du wirst nicht gewinnen», sagte der Pater.

«Aber wenn ich doch gewinne?»

«Dann gelten die alten Regeln. Wenn du gewinnst, willst du weiterspielen und verlierst wieder. Ich gebe.»

Nach kurzem Zögern legte Helmut achselzuckend die Krone auf den Tisch, die schon das Haupt des großen Hugo von Payens geziert hatte.

Das Spiel war schnell aus. Pater Belisario, der Gewinner, nahm die Krone in die Hand und betrachtete sie zufrieden im hellen Licht. Dann ordnete er sie, um sie sich selber aufzusetzen.

«Genug jetzt mit diesem albernen Spiel», sagte Helmut und hielt ihn am Handgelenk fest. «Willst du vom Schlag getroffen

werden und sterben?»

Lächelnd befreite sich Pater Belisario aus der Umklammerung. «Und wenn nun ich der Erwählte wäre?»

Helmut fiel keine passende Antwort ein, deshalb sagte er nur: «Wenn du dich wirklich umbringen willst, kann ich dich nicht daran hindern.»

Mit der größten Gelassenheit legte sich Pater Belisario die Krone um die Stirn und hakte den Verschluß zu.

Helmut öffnete die Augen wieder und riß sie erstaunt noch weiter auf. Der bescheidene Stuhl, auf dem der Mönch mit segnender Gebärde saß, kam ihm wie ein Thron vor. Er kniete nieder, und der Daumen des Großmeisters zeichnete ein Kreuz auf seine Stirn.

Helmut sprach den uralten Schwur. Die innere Bewegung machte seine Stimme brüchig.

«Ich schwöre, alles zu weihen, die Worte, die Waffen, die Kraft und das Leben, für die Verteidigung der Mysterien des Glaubens und der Einheit Gottes. Dir, meinem Großmeister, verspreche ich restlosen Gehorsam, aus Liebe zu Christus.»

Der Mönch würdigte den Schwur mit einem Nicken.

«Aus dem Buch der Zahlen wähle ich folgende Anrufung für dich aus.» Er erhob sich. «Der Herr segne und behüte dich. Der Herr lasse sein Angesicht leuchten über dir und sei dir gnädig. Der Herr wende dir sein Antlitz zu und gebe dir Frieden.»

Er nahm die Krone ab und legte sie auf den Tisch.

Helmut stand wieder auf und trat zurück. Pater Belisario rief ihn zu sich und umarmte ihn. Dann nahm Helmut seine Tasche und ging.

Vergeblich suchte der Pater nach der Krone. Er schüttelte den Kopf und mußte lachen. Er war nicht böse auf den Dieb, im Gegenteil. Die Gewißheit, ihn bald wiederzusehen, stimmte ihn froh.

In der Via Santo Stefano, in Giacomas Wohnung, war der alte Anselmo eben damit fertig geworden, die Kerzen für die Verstorbenen auf den neun Armen des Kandelabers anzuzünden. Er trat ans Fenster, und mit seinem unbeweglichen, geisterhaften Gesicht beobachtete er die Kinder, die auf dem kleinen Platz vor der Basilika spielten. Durch die geschlossenen Scheiben klangen die hohen Stimmen wie aus weiter Ferne.

Neun Ritter
zogen ins Morgenland.
Neun Ritter
verließen ihre Mütter,
verließen ihre Frauen,
dabei hatten sie so viele Kinder.
Dreiunddreißigtausend,
dreunddreißigtausend Ritter.
Feuer frißt das Gold,
doch das Schicksal ist launisch.
Mit dem Gold
kauften die Ritter den Tod.
Dreiunddreißigtausend:
so viele werden es sein
in tausend Jahren,
wenn sie wiederkehren.